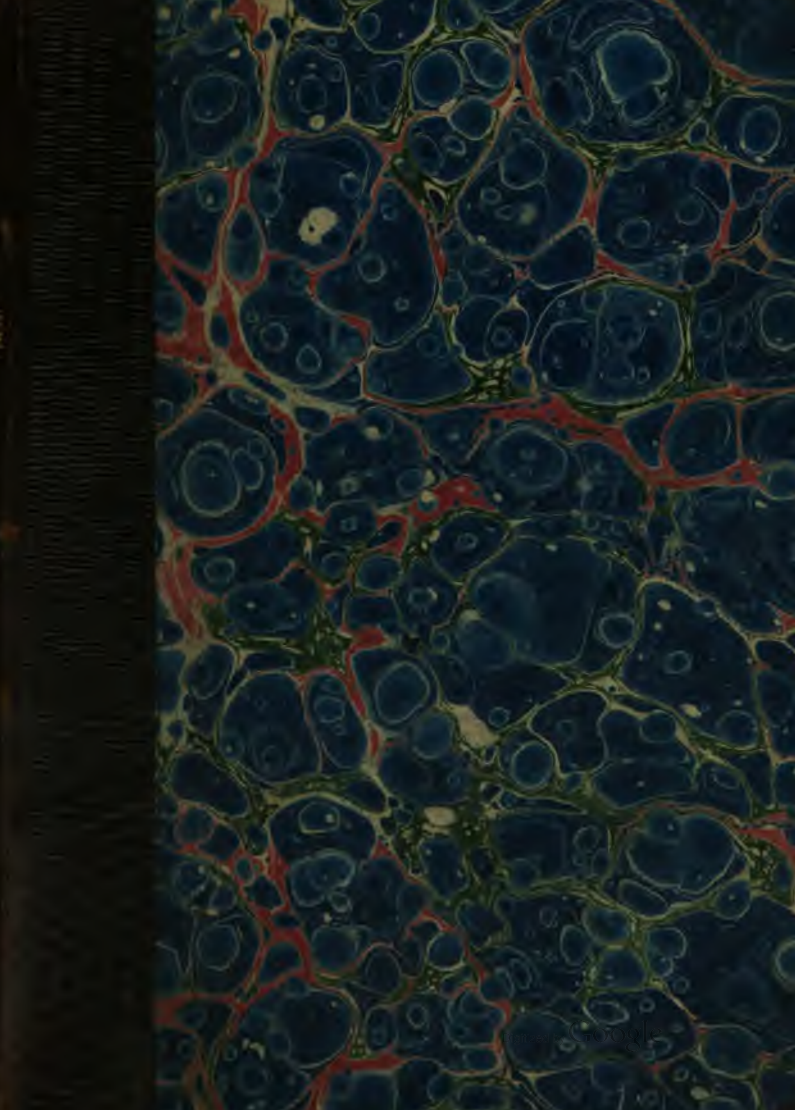


August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

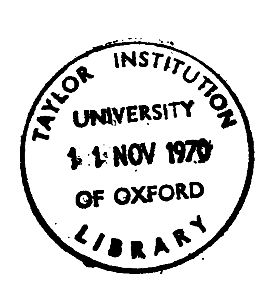
Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Siebenunddreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Fünfter Theil.



Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene.

Die Biene.

P y r r h o.

Ja wahrhaftig, wir leben in einer Zeit, wo die Philosophie dieses Mannes oft, recht oft uns tröstlich werden kann. Wir sollten sie wieder hervorsuchen aus dem Schulstaube, unsere Professoren sollten angewiesen werden, sie vom Katheder zu lehren, statt jener unnatürlichen Naturphilosophie, die nichts vermag, als gute Köpfe zu verrücken und gute Menschen in die intolerantesten Schwärmer zu verwandeln. Der Pyrrhonismus hingegen ist eine wahre Lebensphilosophie, tröstend im Unglück, mäßigend im Glück, duldsam ohne Schwäche. Denjenigen Lesern der Biene, welche den Pyrrho und seine Meinungen noch nicht kennen, wird die Bekanntschaft willkommen sein, Andere werden sie gern erneuern; für die eigentlichen Gelehrten sind diese Hefte nicht geschrieben.

P y r r h o lebte dreihundert Jahre vor Christi Geburt, ungefähr in der siebzigsten Olympiade, und war ein Zeitgenosse des A r i s t o t e l e s, T h e o p h r a s t und E p i k u r, deren Ruhm den seinigen nicht verdunkelte. A n a x a r c h aus Abdera, Democrit's Schüler, war des Pyrrho Lehrer; beide folgten A l e x a n d e r, dem sogenannten G r o ß e n, auf seinem Eroberungszuge nach Asien, und aus den Gewaltthaten dieser Geißel der Menschheit, welche durch stupide Bewunderung der gegeißelten Menschen vergolten wurden, abstrahirte sich Pyrrho vielleicht den auffallend

klingenden, aber leider nur allzuwahren Satz: »daß Ruhm und Schande, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit blos in den verschiedenen Ansichten, Gesetzen und Gewohnheiten der Menschen ihren Grund haben. — Nicht als ob er das für Recht gehalten hätte (dazu war er selbst ein viel zu rechtlicher Mann); aber wenn er täglich sehen mußte, wie Alexander blos mit dem Rechte der Gewalt ausgerüstet, Alles wegnahm, was ihm beliebte, Könige entthronte, Länder verheerte, deren unschuldige Einwohner in unbeschreibliches Elend stürzte, und dennoch bewundert, dennoch vergöttert wurde; wenn er täglich Zeuge davon war, daß man den einzelnen Räuber verabscheute und mit dem Tode bestrafte, indessen man dem Räuber an der Spitze eines Heeres zujauchzte: mußte er da nicht jenen Satz als praktisch wahr aufstellen?

Er war Maler gewesen, ehe er Philosoph wurde. Seine Wißbegierde trieb ihn hinaus in die Welt, er wünschte die berühmten Gymnosophisten kennen zu lernen, und hatte folglich einen weit edlern Zweck nach Indien zu gehen, als Alexander. Er brachte von dort eine vollkommene, in unsern Zeiten sehr beneidenswerthe Gleichgiltigkeit gegen Alles auf der Welt mit zurück; ich sage beneidenswerth, denn was bleibt übrig, wenn man nur die Wahl hat zwischen Leiden durch Verbrechen oder der Theilnahme an Verbrechen, bestände die letztere auch nur in Billigung und Anpreisung der schändlichsten Gewaltthaten? Fürwahr, da ist einem rechtlichen Manne, der sich von Jugend auf gewöhnte, die Handlungen aller

Menschen, der Gewaltigen wie der Schwachen, nach gewissen Grundsätzen der Moral zu beurtheilen, nichts Heilsameres anzurathen, als den Versuch zu machen, Pyrrho's Gleichgiltigkeit zu erlangen, und wohl ihm, wenn der Versuch glückt! — Freilich trieb Pyrrho diese Tugend wohl bisweilen ein wenig zu weit; er liebte nichts, und ärgerte sich über nichts, und war von der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge gleichsam durchdrungen. Dahin führen bittere Erfahrungen endlich den Weisen. Wenn er redete, so galt es ihm gleich viel, ob man ihm zuhörte oder nicht; ja er redete immer fort, wenn auch die Zuhörer Alle davon gingen. Er lebte mit seiner Schwester in häuslicher Eintracht, und theilte mit ihr die kleinsten Sorgen und Bemühungen für das Hauswesen. Er trug Hühner und kleine Milchschweine auf den Markt zum Verkaufe; er nahm den Besen zur Hand und fegte das Haus, er wusch und putzte die Möbeln trotz einer Magd; Alles, weil er überzeugt war, es sei völlig gleichgiltig, was man thue.

Bisweilen widerfuhr ihm aber auch, was allen Philosophen zu widerfahren pflegt, daß er seinen Grundsätzen ungetreu wurde. Einmal, zum Beispiel, zankte er sich mit seiner Schwester, weil er allerlei zu einem Opfer, welches sie den Göttern bringen wollte, hatte einkaufen müssen, und als man ihn daran erinnerte, daß dieser Zorn seiner unwürdig sei, antwortete er: »Meint ihr, daß ich um eines Weibes willen mich herablassen werde, die Tugend der Gleichgiltigkeit zu üben?«

Ein Andersmal floh er vor einem Hunde, der ihn ver-

folgte, und als man ihn damit neckte, sagte er: »Es ist sehr schwer, den Menschen ganz auszuziehen.«

Auch leben oder todt sein hielt er für völlig gleichgiltig. Warum stirbst du denn nicht? fragte man ihn. »Eben deswegen,« war seine Antwort, die man für eine bloße Ausflucht hielt; allein er bewies in einer großen Gefahr, als einst Schiffbruch ihm drohte, daß er wirklich dachte wie er sprach, denn er war der einzige, der im Sturme ruhig blieb, und als er seine Gefährten in Verzweiflung sah, bat er sie sehr gelassen, sie möchten doch ein Schwein betrachten, welches mit auf dem Verdeck war und sich im Fressen gar nicht stören ließ. »Sehet da,« sagte er, die echte Unempfindlichkeit des Weisen.« — Der Vergleich war nicht schmeichelhaft für die Weisen, und vermuthlich nur ein Scherz; aber daß Pyrrho in einer solchen Lage scherzen konnte, das macht seiner Weisheit Ehre. — Weniger Ehre seinem Herzen die Anekdote, daß er einst seinen Lehrer Anaxarch in einem Graben liegen fand, und sich gar nicht bemühte, ihm die Hand zu reichen, sondern gleichgiltig vorüber ging. Man schalt ihn deswegen; aber Anaxarch selbst vertheidigte ihn (das war konsequent von dem Lehrer), und rühmte ihn sogar wegen dieses schönen Beweises seiner gänzlichen Indifferenz. — Gleichermaßen erwiederte einst ein Alter auf den Vorwurf, daß er die Philosophie gering schätze: »Eben das heißt philosophiren.«

Mehr als alles andere verachtete Pyrrho die menschliche Natur, die auch in der That eine der jämmerlichsten

Naturen auf Gottes Erdboden ist. Beständig führte er die Worte aus Homer's Iliade im Munde (der hundert sechs und vierzigste Vers des sechsten Buches), wo der Dichter die Menschen mit Blättern vergleicht. Er sah darin nicht blos die Sterblichkeit der Menschen, sondern auch den Wankelmuth ihrer Meinungen und Neigungen, mit denen jeder Wind, gleichwie mit Blättern, spielt. Eben so gerne citirte er auch die Stellen, wo Homer die Menschen mit Vögeln und mit Mücken vergleicht und ihre kindischen Schwachheiten und Albernheiten aufzählt. Es ist zu verwundern, daß er nicht auch den sehr passenden Vers aus der Odyssee (L. XVIII. v. 135.) auswendig wußte, wo es heißt, daß die Götter den Menschen die Vernunft, gleichsam als ein tägliches Stück Brot, an jedem Morgen frisch verleihen.

Die Unbegreiflichkeit aller Dinge war ein Hauptlehrsatz des Pyrrho, den unsere Naturphilosophen, die alles begreifen, sehr lächerlich finden werden. Er fand überall Grund zu bejahen und zu verneinen, deswegen prüfte er blos das für und wider, hielt aber seine Entscheidung stets zurück, und sagte weiter nichts, als: das ist noch nicht klar. Er suchte also sein ganzes Leben hindurch die Wahrheit, hütete sich aber wohl, jemals zu gestehen, daß er sie gefunden habe. Diese Kunst, über alles zu disputiren, sein Endurtheil aber dahin gestellt sein zu lassen (eine Kunst, deren Erfinder er übrigens nicht ist), bezeichnete man gewöhnlich mit dem Namen Pyrrhonismus. Seine Schüler nannte man Skeptiker (Untersucher), Zetetiker (Forscher), Ephectiker (unent-

schieden lassende), Aporetiker (Zweifler), weil sie zweifelnd die Wahrheit suchten und immer die Wahrheit bezweifelten.

Pyrrho schrieb nie etwas, vermuthlich weil es ihm eben so gleichgiltig war, gelesen als gehört zu werden; aus seinen eigenen Schriften wissen wir folglich nichts, weder von seiner Person noch von seiner Lehre. Neckereien hat er genug erduldet, das konnte nicht fehlen. Man sagte zum Exempel: daß er Nichts dem Nichts vorzöge, daß er keinem Wagen und keinem tollen Hunde aus dem Wege ginge, und daß, wenn er einmal im Gehen begriffen gewesen, er auch um eines Abgrundes willen keinen Umweg genommen, folglich hundertmal gerädert, gebissen und gestürzt sein würde, wenn seine Freunde ihn nicht immer begleitet und gerettet hätten. Aber ein gewisser Arnosydemus, der acht Bücher von der Pyrrhonischen Sekte geschrieben hat, versichert ausdrücklich, daß ihrem Meister nie solche Albernheiten in den Sinn gekommen wären. Wie hätte er auch wohl neunzig Jahre alt werden und große Reisen unternehmen können, wenn er sich so kindisch betragen hätte? — Läßt sich denken, daß ein so lächerlicher Sonderling so viele der angesehensten Männer und Philosophen unter seine Freunde und Schüler würde gezählt haben? — Was aber mehr als Alles jenen Fabeln widerspricht, ist die hohe Achtung, die er unter seinen Mitbürgern zu Elis, seiner Vaterstadt, genoß. Sie machten ihn nicht allein zum Oberpriester, sondern sie erwiesen ihm ...h eine noch weit schmeichelhaftere Ehrenbezeugung, in-

dem sie, um seinetwillen, alle Philosophen von Abgaben frei sprachen. So weit haben es unter uns weder Leibnitz noch Kant gebracht; in Hannover und Königsberg müssen die Philosophen zu den französischen Kontributionen ihren Beitrag liefern.

Epictet schätzte den Pyrrho besonders hoch wegen des einzigen Satzes: Leben und Tod sind das Eine so gleichgiltig wie der Andere; hingegen konnte er die Pyrrhonisten nicht ausstehen; vielleicht ging es ihm wie uns mit den Kantianern, die dem großen Kant so wenig gleichen. Eines Tages wollte ein Pyrrhonist dem Epictet beweisen, daß die Sinne stets Betrüger wären. »Aber ihr geht doch nicht in eine Mühle,» antwortete dieser, »wenn ihr in's Bad gehen wollt? — „Fürwahr, wäre ich euer Knecht, es würde mir viel Spaß machen, euch zu quälen. Sprächt ihr zu mir: Epictet, gieße Oel in's Bad, so würde ich euch Salzlaake über den Kopf schütten, begehrtet ihr ein Getränk von mir, so würde ich euch Essig bringen, und wenn ihr euch darüber beklagtet, so würde ich sagen: die Sinne täuschen euch, was ihr für Salzlaake und Essig haltet, ist Oel und Getränk.»

Solche Spöttereien mochten die Schüler treffen, der Meister blieb immer hochgeehrt, und über seinen trefflichen philosophischen Geist tönt aus dem historischen Alterthume nur Eine Stimme herauf.

Seiner Lehre, daß die Wahrheit auf der Erde nicht gefunden werde, oder vielmehr, daß nichts Wahres und

nichts Falsches existire, sondern Alles ungewiß sei, setzte man folgenden Schluß entgegen:

»Wenn deine Behauptung wahr ist, so gibt es ja etwas Wahres, nämlich deine Behauptung; ist sie aber falsch, so gibt es auch etwas Wahres, denn sonst wäre sie nicht falsch.«

Ferner sagte man: »Du, der du behauptest, man wisse gar nichts, du weißt entweder was du behauptest, oder du weißt es nicht; im ersten Falle, wie kannst du es behaupten? im letzten bekennst du ja selbst, daß du etwas weißt, nämlich daß du nichts weißt.« — Pyrrho lächelte schweigend über solche Sophismen, und würde auch in unsern Tagen über den Kardinal Fleury gelächelt haben, der in seiner Kirchengeschichte zu sagen beliebt: „Zweifeln ist schlimmer als Unwissenheit, denn es führt zum Pyrrhonismus, der die schlimmste unter allen Philosophien ist, weil sie sogar hindert, die Wahrheit zu suchen.

Wie konnten Se. Eminenz so etwas niederschreiben? gegen einen Mann, der die Wahrheit neunzig Jahre lang suchte, und, trotz seiner Zweifel, mehr davon gefunden hatte, als die sämmtlichen Herren im römischen Purpur? gegen einen Mann, der die Gemüthsruhe des Weisen zu erreichen strebte, und auf seinem Wege auch wirklich erreichte, welches schon allein zur Genüge beweist, daß sein Weg, wenn auch nicht der einzige rechte, doch kein Irrweg war.

Schlözer.

Er ist nicht mehr! dieser treffliche, Alles durchschauende und von einem hohen Standpunkte überschauende Kopf! Man kann sein Andenken nicht besser ehren, als wenn man der Welt bisweilen diese und jene Stelle seiner Schriften in Erinnerung bringt, in der er, nicht den Gelehrten, sondern den Menschen, den hochherzigen Menschen zeigte. Dahin gehört unter andern folgende Stelle aus seiner Weltgeschichte:

»Erwache doch, besonders das junge Publikum, aus einem Schlummer, in der uns die Erziehung eingewiegt — komme es doch von dem verderblichen Geschmack an Mordspielen alter und neuer Menschenmörder, Helden genannt, zurück! Frohlocke es nicht länger über rauschende Kriegsthaten der Eroberer, das ist, über die Leidensgeschichte der von diesen Bösewichtern am Narrenseil herum geführten Nationen!. sondern glaube es vorläufig, daß die stille Muse eines Genies und die sanfte Tugend eines Weisen oft größere Revolutionen angerichtet, als die Stürme allmächtiger Wütheriche, und daß manch glücklicher Sorite die Welt mehr verschönert habe, als die Fäuste von Millionen Kriegern sie verwüstet haben.»

»Ueberzeuge es sich endlich, daß, wenn man künftig in der Weltgeschichte Esau's Linsengericht und die Kaziken von Sikyon übergeht, die Balgereien der Spartaner mit den Messeniern, so wie die der Römer mit den Volskern,

kaum berührt; aber die Erfindung des Feuers und Glases sorgfältig erzählt, und die Ankunft der Pocken, des Branntweins, der Kartoffeln in unserm Welttheile nicht unbemerkt läßt, und sogar sich nicht schämt, von der Vertauschung der Wolle mit dem Linnen in unserer Kleidung, mehr Notiz zu nehmen, als von den Dynastien Tßi, Leang und Tschin — man ernsthaft und zweckmäßig handle. (pag. 70).

Schon in der Einleitung (pag. 3) zeigt sich sein edles Herz empört gegen alle Usurpationen, es mögen Länder oder Ruhmsprüche usurpirt werden. »Die Sammler der alten Universalhistorien,« sagt er, »sammelten nicht blos; sondern urtheilten mitunter; sie erzählten nicht blos Begebenheiten, sondern erklärten sie auch; aber sie urtheilten und erklärten ohne alle Kenntniß des Weltlaufes, oft ohne Menschenverstand; sehr oft auf Kosten der Sittenlehre, deren Lehrerin doch Geschichte sein soll. Jedem Völker-Räuber hofirten sie, wie Wieland Alexander; jeden glücklichen Bösewicht nannten sie respektabel, wie Wieland Cromwell; thierische Rachsucht und blutigen Ehrgeiz erhoben sie unter dem Namen des Bravthuns; und verkapptes Laster verwechselten sie mit Tugend.«

Es thut mir leid, daß unser herrlicher Wieland seinen eigenen Ruhm befleckt hat, indem er Alexander und Cromwell gerühmt. Schlötzer hat doch wahrlich Recht, wenn er behauptet, daß die Geschichte eine Lehrerin der Moral sein

soll; daß sie eben sowohl als ein gutes Trauerspiel — (denn sie ist ja leider auch nichts anders als ein großes Trauerspiel!) — Abscheu gegen den Verbrecher, Liebe für die Tugend, Mitleid für den Unterdrückten einflössen soll. Wenn dieser heilige Beruf der Geschichte entweiht wird, so ist sie gar nichts mehr werth. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß es nie einen größern Verbrecher an der Menschheit gab, als den Eroberer; das beweist schon der allgemeine Abscheu, den die Mitwelt gegen ihn empfindet. Es mag sein, daß er, nach endlicher Sättigung seiner Eroberungsgier, oder wenn gar nichts mehr zu verschlingen übrig ist, daß er, sage ich, dann anfängt, den unterjochten Völkern Wohlthaten zu erzeigen; aber eben dann hat er ja aufgehört, Eroberer zu sein. So lange er nur das ist, so lange ist er der ungerechteste Mensch auf Gottes Erdboden; darüber ist nur Eine Stimme, wenn sie gleich nicht immer laut werden darf; denn es gehört mit zu den nothwendig gewordenen Verbrechen eines Eroberers, daß er jedem von der Wahrheit ausgepreßten Schrei der zuckenden Menschheit ersticken muß. Wehe dem Geschichtschreiber, der solche Unthaten preist! und zehnfach wehe ihm! wenn er sogar ein lebender Zeuge derselben war. Im ersten Falle mag er für einen bloßen Schwachkopf gelten, der in der Ferne das Blut, in welchem der Eroberer badet, für Purpur, und die Schlangen, die um sein Haupt zischen, für Lorbeerzweige ansieht; im letzten Falle ist er ein gefühlloser Bösewicht, dem die Verzweiflung seiner

zertretenen Mitbrüder nicht einen Seufzer kostet, vielleicht weil er sich wohl befindet, weil ihm geschmeichelt wurde.

Heil dir, ehrwürdiger Schlötzer! nimmer hättest du deine Stimme für Gold oder sogenannte Ehrenzeichen verkauft. Dein unbestechbares Urtheil hat auch mich, deinen Schüler, zum Geschichtschreiber erhoben; auf diesen Ruhm bin ich stolz, und deinem Schatten schwöre ich es: nie soll irgend ein Wahnsinn mich verblenden, den Verbrecher zu preisen, wenn auch aus dessen Verbrechen das Heil der Welt entspränge. Ich habe in einer verhängnißschweren Zeit gelebt, ich will diese Zeit der Nachwelt schildern, und sie wird schaudernd meine Stimme hören, wenn auch Alles, was Clio's spielende Schwestern mir eingaben, längst verhallt ist.

Ueber den Ruhm.

(Von Marmontel.)

Der Herausgeber hält für nothwendig zu erklären, daß er hier blos den Uebersetzer macht, und durchaus kein Wort von dem seinigen hinzufügt, so gern er es auch bisweilen gethan hätte. Allein er enthält sich dessen um der boshaften — — Zeitungsschreiber willen, die ihm bei jeder Gelegenheit auf den Dienst lauern, und — wenn sie einen Gedanken finden, den sie nicht haben dürfen, gleich schreien, er sei mit englischen Guineen bezahlt. Nun mögen

sie ihren eigenen, so hoch unter ihnen geachteten Marmontel beschuldigen, wenn sie glauben etwas Anstößiges zu wittern.

Noch einem andern Tadel, der aber leider gewöhnlich von Deutschen herrührt, muß ich begegnen. Sie pflegen nämlich zu sagen: cui bono, daß man solche veraltete Maximen jetzt wiederum auf die Bahn bringt? es hilft doch zu nichts, zu gar nichts.

Diesen antworte ich durch ein Gleichniß: Wenn vormals die preußischen Behörden — ich weiß nicht mehr bei welcher feierlichen Gelegenheit — den ganzen Titel ihres Monarchen ablasen, so fand sich jedesmal ein Nürnberger Rathsherr dabei ein, der, wenn er die Worte vernam: Burggraf zu Nürnberg, sich ehrfurchtsvoll verbeugte und in seinen Bart murmelte: Mit nichten! — Durch diese Protestation meinten die Nürnberger ihre Rechte zu bewahren.

Nun meine ich, es sei doch wohl recht gut, daß — so oft in unserer heutigen Moral ein Grundsatz vorkommt, den wir Moralisten vom alten Glauben nicht dürfen gelten lassen — wenigstens Einer auftrete, sich bücke und spreche: mit nichten! — Es wird uns vielleicht eben so wenig helfen, als es den Nürnbergern geholfen hat; allein diese thaten ihre Schuldigkeit, hoffend, es könne doch wohl einmal eine Zeit kommen, wo ihre Protestation wirksamer sein werde, und wenigstens wollten sie vor der Nachwelt als ehrliche Leute erscheinen. Nach diesem nothgedrungenen

Vorberichte wollen wir hören, was Marmontel über den Ruhm sagt.

Der Ruhm ist eine allgemeine, dauerhafte Bewunderung, deren Basis das Wunderbare ist, und wunderbar nennen wir, was die gewöhnlichen Kräfte der Natur zu übersteigen scheint. Folglich hängt der Ruhm sehr von der öffentlichen Meinung ab, ist falsch oder wahr, wie diese. Es gibt zwei Gattungen von falschem Ruhme; die eine gründet sich auf ein täuschendes, die andere zwar auf ein wirkliches, aber unheilbringendes Wunderbares. Jene herrscht im Reiche der Täuschungen und verschwindet mit diesem. So der Ruhm, den das Glück gewährt. Das Glück hat keinen eigenen Ruhm, es usurpirt den, welcher Talenten und Tugenden gebührt, weil der Mensch wähnt, diese stets im Gefolge des Glücks zu finden. Ein schneller Wechsel öffnet ihm die Augen, eripitur persona manet res. Man betet den Günstling des Glückes an, man verachtet den Gefallenen. Aber so empfindet nur der Pöbel. Dem Denker entreißt das Glück nie seine Stimme zum Ruhme, so wenig als er sie dem Unglücke entzieht.

Das unheilbringende Wunderbare macht einen dauerhaften Eindruck, und — zur Schande der Menschheit sei es gesagt — es bedarf eines Jahrhunderts, um jenen Eindruck zu verlöschen. Das ist der Ruhm außerordentlicher Talente, deren Anwendung Jammer und Elend in der Welt verbreitet. Die schrecklichste, aber auch zugleich die blendendste dieser

Wunderbarkeiten sind Eroberungen. Sie mögen uns zum Beispiele dienen, wie absurd es von den Menschen ist, den Ursachen ihres Elendes Ruhm beizulegen.

Zwanzig tausend Menschen, von der Hoffnung Beute zu machen angefeuert, folgen einem einzigen zum Blutbade. Dieser einzige, der an der Spitze von zwanzig tausend entschlossener, gelehriger, unerschrockener, gehorsamer Menschen steht, wird sogleich vom großen Haufen angestaunt. Diese tausende erschlagen, verjagen oder unterjochen einen an Zahl überlegenen Feind. Ihr Anführer hat die Stirn zu sagen: Ich habe gekämpft und gesiegt; sogleich wiederholt die ganze Welt: Er hat gekämpft und gesiegt! Daher das Wunderbare und der Ruhm der Eroberungen.

Wißt ihr auch, was ihr thut? — so kann man die Bewunderer eines Eroberers fragen — ihr klatscht Beifall den Gladiatoren, die in eurer Mitte um den Preis ringen, den ihr selbst für denjenigen ausgesetzt habt, der euch die tödtlichsten Streiche beibringen wird. Klatscht nur! heute sind es die blutigen Körper eurer Nachbarn, die in den Sand gestreckt werden, morgen trifft euch die Reihe.

So reißt der falsche Ruhm den großen Haufen mit sich fort. Die schaffenden Unternehmungen eines Fürsten gehen meistens einen stillen, langsamen Gang; die zerstörenden hingegen sind schnell und geräuschvoll, darum erheben wir sie zu Wundern. Man bedarf nur einiger Wochen, um ein Land zu verwüsten, aber vieler Jahre,

um es fruchtbar zu machen. Man bewundert den, der es verwüstet hat, und kaum nennt man den, der es fruchtbar machte. Ist es denn nicht sehr natürlich, daß so viel Böses und so wenig Gutes in der Welt geschieht? — Werden denn die Völker nie so muthig oder so vernünftig werden, sich dem ungezügelten Ehrgeize eines Einzigen nicht mehr zu opfern? sich gegen ihn zu vereinigen, und wie Cäsar's Soldaten zu sprechen:

> Liceat discedere, Caesar,
> Arabia scelenum, quaeris terraque marique
> His ferrum jugulis. Animas effundere viles,
> Quolibet hoste, paras.
>
> Lucan.

Oder wie der Scythe zum Alexander: »Was haben wir mit dir zu schaffen? nie setzten wir den Fuß in dein Land. Ist denn den Waldbewohnern nicht vergönnt, dich nicht zu kennen? und nicht zu wissen woher du kommst?

Wenn es doch zum wenigsten eine Klasse von Menschen gäbe, die sich über den gemeinen Haufen erhübe, und weise, muthvoll, beredt genug wäre, um die Welt gegen ihre Unterdrücker aufzuwiegeln (soulever) und ihr einen barbarischen Ruhm verhaßt zu machen. Die Schriftsteller bestimmen die öffentliche Meinung von einem Jahrhunderte zum andern; sie können die Ehrenrichter, und als solche, entweder die gefährlichsten oder nützlichsten Menschen werden.

> Vixere fortes (ruft Horaz) ante Agamemnona
> Multi, sed omnes illacrymabiles

Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.

In des Volkes Munde wird die Wahrheit bald zur Sage, und verliert sich endlich in der Fabel. Das Heroische wird absurd, indem es von Munde zu Munde geht. Anfangs staunt man es an als ein Wunderwerk; nach und nach zählt man es zu den veralteten Märchen, und endlich wird es gar vergessen. Nur was berühmte Schriftsteller aufzubewahren für gut hielten, das glaubt der vernünftige Theil der Nachwelt. — Ludwig XII. sagte: »Die Griechen haben im Grunde wenig gethan; allein sie haben dies Wenige durch ihre erhabene Beredtsamkeit veredelt. Die Franzosen haben viele große Thaten verrichtet; aber nicht verstanden sie zu beschreiben. Nur die Römer vereinigten beides.«

So erkannte ein König, daß der Ruhm der Nationen in den Händen der Schriftsteller liegt. Aber wie dann? wenn diese selbst elende Schmeichler werden? wenn sie ihr Lob dem glücklichen Verbrecher feil bieten? — Man frage den Virgil, welches Recht die Römer auf alle übrigen Völker hatten? Kühn wird er antworten: parcere subjectis, debellare superbos. Man frage den Solis, was man von Cortez und Montezuma, von den Mexikanern und den Spaniern denken solle? — er versichert, Cortez sei ein Held und Montezuma ein Tirann gewesen; er schilt die Mexikaner Barbaren und nennt die Spanier brave Leute. — Solche Schriftsteller halten sich, indem sie schreiben, an eine Person, eine Partei, und beziehen alles

übrige auf der Welt nur auf diese. Aber des Weisen Vaterland ist der ganze Erdboden, sein Held das ganze Menschengeschlecht.

Möge immerhin der Hofmann schmeicheln, sein Stand entschuldigt ihn gewissermaßen, und ist zugleich ein Gegengift, denn man traut ihm nicht, er war nicht frei. Aber was zwingt den Gelehrten, sich und seine Brüder, die Natur und die Wahrheit zu verrathen? — Zwar nicht immer aus Furcht, Eigennutz, Kriecherei, sondern auch bisweilen aus Verblendung, Täuschung, Enthusiasmus haben sie glänzenden Verbrechen die Krone des Ruhms zugesprochen. Man wird, bei ungeheuren Lastern eben so wohl als bei großen Tugenden von der Geistes- oder Seelenstärke ergriffen, die zu beiden nothwendig ist, und die in der moralischen Welt — gleich dem Feuer in der physischen — leuchtet und wärmt oder brennt und verzehrt. Menschen mit entzündbarer Einbildungskraft begabt, fassen nur das große Bild auf, welches die Natur ihnen darstellt: sie preisen die Wirkung, weil sie die Ursach bewundern, und so werden die Geißeln des Erdbodens dessen Helden.

Die für den Ruhm gebornen Menschen suchten ihn da, wo die öffentliche Meinung ihn andeutete. Alexander hatte stets die Fabel vom Achilles vor Augen; Karl XII. die Geschichte Alexander's. Daher diese traurige Nacheiferung, welche aus zwei tapfern talentvollen Königen zwei verheerende Krieger machte. Der Roman des Quintus Cur-

tius hat vielleicht Schweden in's Unglück, das Gedicht Homer's Indien in's Verderben gestürzt.

Die Stoiker sagten: »nur der Weise ist ein guter Dichter,« und hatten Recht. Ohne des Geistes Geradheit und der Seele Reinheit ist die Einbildungskraft nur eine Circe und die Harmonie eine Syrene.

Dasselbe gilt vom Redner und Geschichtschreiber. Aufgeklärt und redlich sind sie die Organe der Gerechtigkeit, die Fackeln der Wahrheit; durch Leidenschaften oder Eigennutz geblendet, sinken sie blos zu schmeichelnden Höflingen des glücklichen Verbrechers herab.

Die Philosophen haben sich ihres Rechtes bedient, und vom Ruhme als Richter gesprochen. »Weißt du,« sagt Plinius zum Trajan, »wo der wahre, der unsterbliche Ruhm eines Regenten thront? — die Triumphbögen, die Statuen, und selbst die Tempel und Altäre vertilgt die Zeit vom Erdboden, sie werden vergessen; allein der Ruhm des Helden, der, über seine unbegrenzte Gewalt erhaben, sie selbst zu zügeln wußte, dieser Ruhm altert nicht, blühet ewig.«

»Worin —« (so sprach Seneca vom Alexander) — »worin glich wohl dem Herkules dieser junge Thor, der den Ruhm suchte, ohne dessen Natur und Grenzen zu kennen? und der statt aller Tugenden, blos eine glückliche Verwegenheit besaß? — Herkules kämpfte und siegte nur für sich selbst. Er durchstrich die Welt um sie zu rächen, nicht um sie zu erobern. Wozu bedurfte er auch der Eroberungen? Er, der Feind alles

Bösen, der Beschützer alles Guten, der Friedensstifter auf Erd' und Meere. Alexander hingegen, von Kindheit an zum Raube geneigt, wurde der Peiniger der Nationen, die Geißel seiner Freunde und Feinde. Sein höchstes Gut war, sich allen Menschen furchtbar zu machen. Er vergaß, daß ihm dieser Vortheil nicht allein mit den wildesten Raubthieren, sondern selbst mit dem kriechenden Gewürme gemein war, dessen vergifteten Biß man fürchtet.»

So sollten Männer, die zu Lehrern und Richtern ihrer Brüder geboren sind, unaufhörlich die beschützende und die zerstörende Tapferkeit ihnen darstellen, damit sie die Opfer der Liebe von denen der Furcht unterscheiden lernten, die sie leider nur zu oft verwechseln. — Ihr sprecht, dem Ehrgeizigen genüge Furcht, er achte der Liebe nicht; laßt ihn herrschen und seine Wünsche sind erfüllt. Aber der Ehrgeizige, seinen eigenen Kräften überlassen, ist nur ein schwacher Mensch. Beweist denen, die ihm dienen, daß sie sich selbst in's Verderben stürzen, daß seine Feinde ihre Brüder sind, und daß er ihrer aller Henker ist. Macht ihn denen verhaßt, die ihn furchtbar machen; was wird dann aus dem Wundermenschen, vor dem Alles zitterte? Tamerlan, das Schrecken Asiens, wird zur Fabel; vier Mann reichen hin, um ihn zu fesseln, wie einen Rasenden, und zu züchtigen, wie ein Kind. Dahin würde es endlich kommen, wenn man dem Volke die Binde von dem Auge risse, und dessen Furcht ausrottete.

Manche haben gemeint, sie wären sehr weise wenn sie — um den Ruhm eines Siegers zu würdigen — genau abwägen, was er dem *Zufalle* und seinen *Truppen*, oder was *er sich selbst* allein verdankt. Als ob es hier darauf ankäme, den *Ruhm* zu theilen? Die *Schande* muß man ausbreiten, den *Abscheu* einflössen. Derjenige, der die Welt zittern macht, ist für sie entweder ein *Gott* oder ein *Teufel*; sie wird ihn anbeten oder verabscheuen; der Aberglaube kennt kein Drittes.

»Nicht er hat überwunden,« sprecht ihr von dem Eroberer? — Nein, doch *er* hat den Sieg bewirkt. Ist es denn nichts, einer Menge Menschen den Entschluß einzuflössen, unter seinen Fahnen zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben? Diese Macht über die Geister würde allein hinreichen zu seinem Ruhme. Darum versucht es nicht, das *Wunderbare* der Eroberungen zu *zerstören*, sondern stellt dieses Wunderbare eben so abscheulich dar, als es Unheilbringend ist; nur *dadurch* muß man es herabwürdigen.

Kraft, Erhabenheit einer wohlthätigen, großmüthigen Seele, Thätigkeit eines überlegenen Geistes *zum Heil der Welt verwendet*, diese Gegenstände wählt, wenn ihr rühmen wollt. Dieselbe Hand, welche dem Uneigennutz, der Menschlichkeit, der Gnade Altäre baut, dieselbe Hand schleppe den Stolz, den Ehrgeiz, die Rache, die Habgier, die Wuth vor das furchtbare, unbestechliche Tribunal der Nachwelt; dann seid ihr die Nemesis eures Jahrhunderts, die Rhadamante unter den

Lebendigen. Und wenn ihr die Lebenden scheut, was habt ihr von den Todten zu fürchten? was seid ihr diesen anders schuldig, als Lob des Guten, Tadel des Bösen? Ihr seid es der Welt schuldig! Die Schande, welche die Verstorbenen trifft, verbreitet sich auf ihre Nachahmer. Diese werden zittern vor demselben Verdammungsurtheile, welches ihre Muster entlarvte; sie werden sich selbst in der Zukunft erblicken, und vor ihrem eigenen Andenken schaudern!

Aber selbst unter den Lebenden — welche Partei soll ein redlicher Schriftsteller ergreifen beim Anblick des glücklichen Verbrechens? — Er soll aufstehen und reden, wenn er Muth und Freiheit dazu hat; er soll schweigen, wenn er jenes nicht darf. O wahrlich! ein allgemeines, düsteres Schweigen der Schriftsteller wäre schon ein schreckliches Verdammungsurtheil. Wenn alle Geschichtschreiber, Redner und Dichter, aus allen Gegenden des Erdbodens, sich die Hände reichten, um blos die guten Könige, die wohlthätigen Helden, die friedliebenden Sieger zu feiern; wenn jeder Mensch, der, durch Tugenden und Talente, um sein Vaterland und die Menschheit sich wohl verdient gemacht, in den Schriften seiner Zeitgenossen gleichsam im Triumphe getragen würde; dann möchte immerhin ein ehrgeiziger, ungerechter Gewalthaber auftreten; die Organe des Ruhms würden verstummen; die Welt würde dies Schweigen hören, der Tirann selbst würde es hören, und leise murmeln: ich bin verurtheilt! man erwartet nur meinen Tod, um meine Schande in Erz einzugraben.

Welche tiefe Ehrfurcht würden der Griffel der Geschichte, der Pinsel der Dichtkunst, der Blitz der Beredsamkeit einflössen, wenn sie von reinen Händen gehalten, geführt, geschleudert würden? — Aretins schwache aber kühne Feder machte Kaiser zittern.

Der wahre Ruhm hat allein zum Gegenstande das Nützliche, das Rechtliche, das Gerechte. Nur ein solcher hält den Blick der Wahrheit aus, und sein Wunderbares besteht einzig und allein in großen Talenten und Tugenden, die sich am Glück der Menschheit üben. — Wenn Virginius seiner Tochter den Dolch in die Brust stößt, so zeugt diese Handlung von eben so vieler Seelenstärke, und vielleicht von mehr Seelenreinheit, als die des Brutus, wenn er seine Söhne verurtheilt. Dennoch ist nur die letztere ruhmvoll, denn Virginius rettete nur seine eigene Ehre, Brutus die Ehre der Gesetze und des Vaterlandes. Virginius war blos ein rechtlicher Mann, ein wackerer Vater, Brutus war ein Held. Dies Urtheil ist gerecht. Denn um dem allgemeinen Wohl sein eigenes zum Opfer zu bringen, bedarf der Mensch einer Anstrengung, die ihn über sich selbst erhebt, und es gibt nur einen einzigen würdigen Lohn für ihn, den Ruhm. Denn was könnte man einem Decius für sein Leben bieten? was einem Fabius für seine Ehre? einem Camillus für seinen unterdrückten Groll? einem Brutus oder Manlius für ihre Kinder? — Eine sich selbst genügende Tugend ist eine übermenschliche Tugend, und daher ist es weder klug noch gerecht, zu fordern, daß die Tugend sich selbst genügen

solle. Ihr Lohn muß im Verhältnisse stehen mit dem Guten, welches sie bewirkte, den Opfern, welche sie brachte, den persönlichen Talenten, welche ihre Gehilfen waren, oder — wenn die letztern ihr mangelten — mit der Wahl fremder Talente, welche sie zu ihrem Beistande rief; denn die Kunst, diese Wahl zu treffen, begreift — bei einem Manne, der dem Publikum angehört — alle Talente in sich. Thäte ein solcher Alles nur durch sich selbst, so würde er wenig vollbringen. Wenn Horaz am Augustus rühmt: Cum tot sustineas, et tanta negotia solus, so bedeutet das blos, daß Alles in seinem Namen, unter seinen Augen geschah. Die Gabe, ruhmvoll zu herrschen, heischt nur Ein Talent, und nur Eine Tugend; sie ersetzen alle übrigen und werden durch keine andere ersetzt. Diese Eine Tugend ist: der Beherrscher muß die Menschen lieben; diese Eine Eigenschaft: er muß Jeden an seinen rechten Platz zu stellen wissen. Wenn ein Monarch das Gute mit festem Willen in's Auge faßt, und wenn er diejenigen Tugenden und Talente um sich sammelt, die es befördern können, so ist der Ruhm, den diese erwerben, der seinige, denn er war dessen Quelle.

Man glaube doch ja nicht, daß ausgezeichnete Tugengen und Talente sich gleichsam das Wort geben, um in einem gewissen Lande, in einem gewissen Jahrhunderte zusammen zu treffen? sie sind immer dazu bereit, es muß nur ein Magnet da sein, der sie anzieht, ein Hauch, der sie entwickelt, ein Geist, der sie beseelt, ein Mittelpunkt für ihre ...tigkeit. Darum gebührt dem Könige aller Ruhm seiner

Regierung; was er einflößte, das hat er gethan. Um ihn und alle seine Unterthanen schlingt sich ein Band der Liebe und des Vertrauens; die Bevölkerung wächst mit dem aufgemunterten Fleiße; Ackerbau und Handel gedeihen, Künste und Wissenschaften blühen; Tugenden werden geschätzt; keine Thräne fließt, kein Tropfen Blut befleckt den Boden; im Schooße der Ruhe und des Friedens sammelt der Fürst einen unermeßlichen Schatz von Ruhm, und die Ernte gebührt der Hand des Säemannes.

Auch überwundene Schwierigkeiten müssen dem Schöpfer des Guten in die Wagschale seines Ruhmes gelegt werden, und das ist ein Vorzug der Staatengründer, wie Lykurg und Peter der Große. Doch von dem Verdienste des Erfolgs muß Alles wiederum abgezogen werden, was nur die Gewalt hervorgebracht. Es ist schön, vorher zu sehen, wie Lykurg, daß man ein wildes Volk durch Musik bezähmen werde; hingegen ist es kein Verdienst, Gehorsam durch Säbelstreiche zu erzwingen. Die einzige, wirklich ruhmvolle Herrschaft ist die, welche von den Menschen aus Liebe oder Vernunft gewählt wird. Imperatoriam majestatem armis decoratam, legibus oportet esse armatam, sagt Kaiser Justinian.

Unter allen Verwüstern des Erdbodens hat es nicht Einen gegeben, der nicht versichert hätte, sein Zweck sei das Glück der Menschheit; aber ich sage euch, traut keinem, der die Menschen glücklicher zu machen begehrt, als sie selbst wollen. Das ist nur eine Schimäre der Usurpatoren und ein Vor-

wand der Tirannen. Derjenige, der ein Reich für sich selbst gründet, haut in das Volk, wie in Marmor, ohne der zersplitterten Stücke zu achten; derjenige hingegegen, der ein Reich um des Volkes willen stiftet, fängt damit an es geschmeidig zu machen, seinen Stoff zu bilden, ohne ihn zu brechen. Darum ist Persönlichkeit in allen öffentlichen Angelegenheiten ein Majestätsverbrechen an der Menschheit. Der Mensch, der die Ruhe und das Glück seiner Zeitgenossen zum Opfer für sich begehrt, ist von allen Thieren das grausamste und gefräßigste; Alles muß sich vereinigen, um ihn zu stürzen!

Der erste Bourbon auf dem spanischen Throne.

Zu einer Zeit, wo die Bourbons den spanischen Thron verlassen haben, weil — wie ein französisches Armee-Bülletin sagt — sie ausgeartet sind, ist es interessant, sich zu erinnern, wie der erste Bourbon, der diesen Thron bestieg, geartet war, und wie er sich benahm beim Antritt seiner Regierung. Er war bekanntlich ein Enkel Ludwig des Vierzehnten, und kaum siebzehn Jahre alt, da er im Monat Dezember 1700 nach Spanien abreiste. Troz dem gewöhnlichen Pomp der spanischen Großen, fand er auf den Grenzen doch weder Equipagen seines Ranges würdig, noch sonst Bequemlichkeiten, wie man sie erwarten durfte. Man hatte ihm nicht mehr als tausend Pistolen geschickt.

Als er in der Hauptstadt und in seinem Palaste anlangte, trat er mit bedecktem Haupte in den Saal der Grands, die sämmtlich mit entblößten Häuptern ihm die Hand küßten.

Das imponirende Ansehen von Größe und Weisheit erweckte bei dieser Gelegenheit einen hohen Begriff von den Spaniern. Der Marquis de Louville wunderte sich, daß so respektable Personen so schlecht regiert hätten, und schrieb an Torcy: »Die Narren seines Vaterlandes würden an diesem Hofe eine schlechte Rolle spielen, darum solle man ja keine hinschicken.»

Der verständige Geist und die edlen Gesinnungen des jungen Monarchen thaten sich bald durch einige Züge kund. Monsieur, Bruder Ludwig des Vierzehnten, bediente sich einst in einem Briefe, von der spanischen Nachfolge sprechend, des Ausdrucks: Es gebührt dem Rechte und der Größe unsers Hauses. — »Das Recht ist ein guter Grund,» sagte Philipp V., nachdem er gelesen, »aber die Größe beweist gar nichts.»

Bekannt ist auch die damalige, drollige Gewohnheit Kraft welcher der Rath von Kastilien an jedem Freitage sich im Thronsaale versammelte. Der König mußte dann hereintreten, und fand alle Grands kniend. Er setzte sich und winkte: Steht auf! — Sie standen auf. Dann sprach er: Setzt euch! — Sie setzten sich. Dann rief er: Bedeckt euch! und sie bedeckten sich. Weiter geschah durchaus nichts in dieser hochansehnlichen Versammlung. Philipp erstaunte darüber, und fragte den Präsidenten: ob denn nie

von Geschäften die Rede sei? — »Unter Karl dem Zweiten nie,« antwortete der Präsident, »aber unter Philipp dem Vierten wurden ihm bisweilen die Rathsbeschlüsse vorgelegt.«

»Und was sagte Philipp IV.?« — »Er sagte: Das ist recht gut.«

»Das werde ich auch sagen, wenn ich es gut finde,« fuhr der junge König heraus; »sonst aber werde ich sagen: das ist schlecht.« — Diese Antwort setzte den Herrn Präsidenten in große Verwirrung, und man fing an zu glauben, daß Philipp künftig ein Selbstherrscher sein werde. Allein es geschah nichts weniger, und man ergetzte sich in Kurzem an dem witzigen Einfalle eines gewissen Velasco, der die neue Regierung treffend schilderte. Dieser Velasco nämlich hatte dem Könige eine Supplique überreicht, und erhielt von diesem gar keine Antwort. Er unterlegte eine zweite dem Kardinal Portocarrero, der ihn nicht einmal anhörte. Er wandte sich an den Präsidenten von Kastilien, der ihm sagte, er könne nichts für ihn thun; endlich an den französischen Gesandten, welcher erklärte, er wolle sich nicht in die Sache mischen. »Eine vortreffliche Regierung, meine Herren,« rief Velasco aus: »Ein König, der nicht redet; ein Kardinal, der nicht hört; ein Präsident von Kastilien, der nicht kann, und ein französischer Ambassadeur, der nicht will!« Man belachte diesen Einfall in allen Gesellschaften, aber es blieb beim Alten.

Man hatte bekanntlich damals die wichtigsten Geschäfte auf dem Halse, Kriege und Friedensunterhandlungen, In-

trigiuen und Kabalen; dennoch fand man noch Zeit und Muſe, die elendeſten Kleinigkeiten als wichtige Dinge zu behandeln. Ich ſchweige von den komiſchen Streitigkeiten über Etikette und dergleichen, und führe nur ein einziges Beiſpiel an, welches für hunderte gelten mag.

Philipp hatte in einer Krankheit ſeine Haare verloren, wurde ſehr ſchlecht friſirt, mußte das oft von der Königin hören, und beſchloß endlich, ſich eine nagelneue Perücke machen zu laſſen. Aber das war ein höchſt wichtiges Ereigniß, von welchem der Marquis de Louville an das franzöſiſche Miniſterium ſchrieb: »Es hat ſich eine große Bedenklichkeit über die Perücken Sr. Majeſtät erhoben, auf die ich in allem Ernſte aufmerkſam zu ſein bitte. Es fragt ſich nämlich, ob die Haare zu dieſen Perücken von Mannsperſonen oder von Frauenzimmern ſollen genommen werden? Der Herr Graf von Benavente verſteht darüber keinen Spaß. Er verlangt auch, daß nur wohlbekannte Leute die Haare liefern ſollen, da mit Haaren viel Hexerei getrieben werden könne, und ſchon manches Unglück daraus entſtanden ſei.»

Die vornehmen Spanier waren wirklich damals noch ſo abergläubiſch als der gemeinſte Pöbel. Die verwitwete Königin hatte dem Könige einen Reiſewagen zum Geſchenk gemacht, und Alle verwunderten ſich höchlich, daß er ihn annahm, ohne Zauberei dabei zu fürchten. Der nämliche Graf von Benavente, der Kraft ſeines Amts die Aufſicht über ſolche Dinge führte, brach darüber in Thränen aus,

und hätte man ihm den Willen gelassen (versicherte Louville), er würde den Wagen, die Maulesel und Alles, was dazu gehörte, exorcisirt haben.

Einst wurde der König, von der Jagd heimkehrend, durch ein Donnerwetter überfallen. Jeder seiner Begleiter zog sogleich ein Glöckchen hervor, und klingelte damit, um den Blitz abzuwenden. Philipp, der kein Glöckchen bei sich hatte, und doch ruhig blieb, schien ihnen ein Held. Er war aber nichts weniger als ein Held, sondern ein sehr schwacher Regent.

Die Miethlinge.

Unter allen Thorheiten der Menschen würde keine lächerlicher sein, wenn sie nicht so traurig wäre, als die, sein Blut, seine Kraft, seinen Willen einem Andern zu vermiethen, um auf dessen Wink Menschen zu würgen, von denen man nie beleidigt worden, und Dinge auszuführen, vor denen die Meisten schaudern würden, wenn man ihnen zumuthete, sie für sich selbst zu unternehmen. Der ehrlichste Mann, der sonst jede seiner Handlungen vor den Richterstuhl des Gewissens zieht, macht sich nicht das geringste Bedenken daraus, bisweilen die ungerechtesten Räubereien durch seinen Degen und seine Talente zu befördern. »Geht es doch auf fremde Gewissenskosten,« denkt er bei sich selbst; »wird einst Verantwortung gefordert, so bin ich es nicht, dem [illegible] obliegt.« — Diese Art zu denken ist aber nur bei gro-

ßen Verbrechen eingeführt; bei kleineren hingegen, die der menschlichen Justiz erreichbar sind, müssen die Helfershelfer eben so wohl büßen, als ihr Anführer.

Furcht und Schmeichelei haben eine Menge spitzfindige Gründe ersonnen, um das unbedingte Vermiethen der physischen und moralischen Existenz zu jedem beliebigen Gebrauche zu rechtfertigen; Eigennutz und Ehrgeiz haben die falsche Münze in Umlauf gesetzt, und unter einer Million solcher Miethlinge denkt kaum einer daran, sich selbst die Frage vorzulegen: Thue ich auch Recht? — Dieser Leichtsinn hat einen seltsamen, ja fürwahr einen gräßlich-komischen Grund. Er liegt nämlich blos darin, daß auch die besten Menschen keine Uebelthat scheuen, wenn sie sie nur in großer Gesellschaft verrichten können. Es scheint gleichsam, als ob die Menge der Theilhaber jede Handlung veredelte. Man versuche es einmal, und muthe einem einzelnen ehrlichen Manne zu, hin zu gehen und seinen Nachbar zu bestehlen, oder todt zu schlagen: »Wie?« wird er unwillig antworten, »willst du mich zum Räuber, zum Mörder machen?« — Aber man fordere dasselbe von hunderttausend solchen ehrlichen Leuten, und sie werden mit vielem Vergnügen, mit Musik an der Spitze, ausziehen, um es zu vollbringen.

Die Gewohnheit machthabender Bösewichter, die Menschen zu mißbrauchen, um die Gefahren, welche mit der Ausübung ihrer Verbrechen verbunden sind, von sich selbst zu entfernen, und blos Andere für sich bluten zu lassen, ist sehr alt, und leider! sehr allgemein. Wenn die Nairen, das

heißt, die Edlen auf der Küste von Malabar, Händel mit einander bekommen, so wählt jeder Theil einen oder mehrere seiner Vasallen, läßt sie einige Wochen lang gut füttern, und in den Waffen üben; dann zieht er, an einem bestimmten Tage, an ihrer Spitze aus, und sein Gegner thut dasselbe. Doch beide bleiben nicht an der Spitze, wenn sie aufeinander stoßen, sondern ziehen sich weislich in den Hintergrund und hetzen nur ihre Miethlinge gegeneinander. Diese dürfen blos mit zwei kleinen, zweischneidigen Messern bewaffnet sein; sie greifen einander wüthend an, fechten Leib an Leib, und lassen nicht eher nach, bis sie fast Alle blutend auf dem Tummelplatze liegen. Der Sieger — das heißt, derjenige Nair, dessen Miethlinge die Oberhand behielten, hat nun seine gerechte Sache erwiesen, und versöhnt sich mit dem Feinde, der, so wenig als er, einen Tropfen Blut vergossen hat. — Ist das nicht ein treues Bild so manchen Krieges?

Es gibt sogar Barbaren — und möchten sie blos in Asien wohnen! — die sich nicht scheuen, zu ihrem Vergnügen ein Gemetzel zu veranstalten. Auf den moluckischen Inseln lebt eine wilde Nation, die Alfurier — ich weiß nicht ob sie ihren Namen von den Furien herleiten — sie fressen Schlangen, Kröten und Eidechsen, und saufen nichts lieber als Branntwein. Eines Abends kam ein holländischer Missionär, Namens Montanus, an einen Ort, Elipaputel, wo er Amtsgeschäfte hatte. Man meldete ihm, daß der Rajah Sahulo, einer der mächtigsten Fürsten der Alfurier, mit einem großen Gefolge von den

Gebirgen herabgekommen sei, und ihn zu sehen wünsche. Dieser Wunsch war ein Befehl, Montanus nahm den Besuch an. Nach einigen kurzen Komplimenten forderte Sahulo Branntwein im gebrochenen Malaiisch, versichernd, daß er dies Getränk sehr liebe. Montanus — die Folgen fürchtend — erwiederte, er sei fast am Ziele seiner Reise, und habe nur noch eine kleine Provision. Da jener dennoch auf seinem Begehren bestand, ließ er spanischen Wein auftragen. Der Rajah kostete ihn, spie ihn aber gleich wieder aus, fluchend, das sei ein Getränk für Weiber und nicht für Männer. »Wenn das Branntwein ist, sagte er, so habe ich das Gedächtniß verloren.« — Montanus sah sich endlich genöthigt, seine Branntweinflasche hervor zu holen; und kaum hatte Sahulo davon gerochen, als er vergnügt ausrief: »Das ist das Männergetränk!«

Nun that der Fürst der Alfurier einen herzhaften Zug nach dem andern aus der gefährlichen Flasche, wurde sehr gesprächig, sehr freundlich, ließ einen Speisekorb herbei bringen, bot dem Missionär ein fettes Stück von einer Schlange an, und als dieser mit Mangel an Eßlust sich entschuldigte, bestand Sahulo darauf, ihm auf eine andere Art seine Dankbarkeit zu beweisen, nämlich durch das Schauspiel eines Kampfes auf Leben und Tod zwischen seinen Begleitern. Vergebens verbat sich Montanus die Ehre: Sahulo ließ eine Menge Fackeln anzünden, und sein Gefolge mußte den Kampf beginnen. Er selbst feuerte die Kämpfer unaufhörlich durch Versprechungen und Drohungen an. Bald floß das Blut in Strömen, Leichen und

abgehauene Glieder bedeckten den Boden; der arme Montanus zitterte und bebte, und flehte den Fürsten an, das Blut seiner Unterthanen zu schonen. »Hat nichts zu bedeuten,« erwiederte Sahulo, »es sind lauter todte Hunde, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihrer Tausend ermorden zu lassen, um dir meine Hochachtung zu beweisen.« — Montanus versicherte, daß er die hohe Ehre gebührend erkenne, daß aber seine Religion und die holländischen Gesetze ihm verböten, dieses Vergnügen zu genießen. Es gelang ihm endlich, das Schauspiel abzukürzen, und er befreite sich zugleich dadurch von der Angst, daß die Alfurier — müde ihn auf ihre Kosten zu amüsiren — auf den vernünftigen Einfall gerathen könnten, ihn selbst sammt ihrem Fürsten, in Stücken zu hauen.

In der That wäre das auch das einzige Mittel, um solchen Barbareien auf immer ein Ende zu machen. Möchte es nur ein paarmal geschehen, daß mißbrauchte Menschen die Waffen gegen ihre Peiniger kehrten, und sie unter verdienten Qualen von der Erde vertilgten; was gilt's, die Blutverschwender würden bonne mine à mauvais jeu machen, und sich plötzlich in fromme, friedliebende Fürsten verwandeln.

Der Friede.

Ueber Krieg und Frieden zu sprechen, ist heutzutage nicht erlaubt, es wäre denn, daß man auf die Engländer

schimpfte, welches sie freilich in vieler Rücksicht verdient haben *). Indessen gibt es Leute, die auch keine Engel sind, und, die Wahrheit zu gestehen, es könnte der Welt nichts Glücklicheres widerfahren, als wenn mehrere Nationen zugleich von der Erde vertilgt würden, nämlich Alle die, welche den Frieden hindern, sie mögen Caffern oder Hottentotten heißen. Nach dem Oelzweige schmachtet die Welt, und wird die Hand segnen, die ihn darreicht, er sei auf dem festen Lande oder auf einer Insel gewachsen.

Männer wie Herr Schlange in Erfurt begreifen nicht, daß es noch ehrliche Leute auf der Welt geben kann, die keiner Partei zugethan sind, sondern die blos von ganzem Herzen Ruhe wünschen, weil einige kleine Annehmlichkeiten des Lebens (als da sind Ackerbau, Handel, Künste, Wissenschaften, Eigenthum und persönliche Sicherheit) davon abhängen. Jedermann weiß und Jedermann gibt zu, daß im Kriege alle Leidenschaften aufgereizt werden, daß folglich bald diese bald jene Partei etwas thut, was ein unbefangener Zuschauer nicht billigen kann; aber Herr Schlange meint, man müsse Alles billigen, was er billigen muß, und Alles tadeln, was ihm zu tadeln befohlen worden; und wer das nicht thut, dem gibt er keck auf den Kopf Schuld, er sei an eine Partei verkauft.

Recht so, Herr Schlange! Bellen Sie nur immer darauf los, und kriechen Sie — wenn man sich mit der

*) Geschrieben im Januar 1809.



Peitsche nach Ihnen umkehrt — unter den Rock Ihrer Dame. Wahrlich, ich wollte sagen, Ihr Gebell beschäme den Gesang jeder Nachtigall, wenn Sie Europa überreden (oder überbellen) könnten, daß es in diesem allerneuesten Jahrhunderte glücklich sei. Möchten doch immerhin die Schiffe, die einander auf dem Weltmeere begegnen, einander visitiren oder nicht, wenn wir nur auf dem festen Lande wieder eben so ruhig lebten als zuvor. Was hilft es mir, daß vielleicht meine Enkel ihre Gewürze wohlfeiler kaufen werden als ich? — Der vernünftige Wunsch jedes lebendigen Menschen ist, sich selbst wohl zu befinden; seinen Enkeln wünscht er freilich auch alles Gute, aber nicht auf seine Kosten. Ein Mensch, der die Gicht und die Epilepsie zugleich hat, wünscht sich Gesundheit, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Gicht oder die Epilepsie ihn am meisten quält.

Also Friede! Friede! — Millionen Seufzer tragen dieses Wort zu den Ohren Gottes. Da aber Gott, nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen, das Ohr noch nicht neigen will, so laßt uns wenigstens einstweilen vom Frieden schwatzen; und da wir unsere eigenen Gedanken nicht sagen dürfen, so wollen wir fremde hören. Zwar auch die möchten oft kontreband sein, wenn wir sie einem Griechen oder Römer abborgten — nun so laßt uns von den Franzosen leihen. So lange Diderot's Schriften nicht verboten sind, so lange wird ja auch wohl keine Gefahr dabei sein, dessen Gedanken vom Frieden zu wiederholen.

»Hobbes spricht von einem ewigen Kriege Aller

gegen Alle. Aber das ist eben so viel, als ob dieser schwarzgallige Philosoph gesagt hätte: Schmerz und Krankheit wären der natürliche Zustand des Menschen. Die politischen Körper sind, wie die physischen, oft schrecklichen Revolutionen unterworfen: das ist eine Folge der menschlichen Schwachheit; aber man kann sie nicht einen natürlichen Zustand nennen. Der Krieg ist eine Frucht der menschlichen Verderbniß, ein heftiger Krampf des politischen Körpers, der nur im Frieden gesund ist, das heißt, im natürlichen Zustande sich befindet. Nur der Friede gibt den Staaten Kraft, erhält Ordnung und Gesetze, begünstigt die Bevölkerung, den Ackerbau und Handel; kurz, der Friede allein schafft das Glück der Völker, und dieses Glück ist der einzige Zweck der Gesellschaft.»

»Der Krieg hingegen entvölkert die Staaten, gebiert Unordnung, macht die Gesetze verstummen vor der Ausgelassenheit, setzt Freiheit und Eigenthum der Bürger in Gefahr, zerstört den Handel, verwüstet die Felder. Kein Triumph, wäre er noch so glänzend, kann einer Nation den Verlust so vieler Glieder ersetzen, die der Krieg verschlang. Der Sieg selbst schlägt ihr tiefe Wunden, die nur der Friede heilen kann.»

»Wenn die Vernunft die Menschen regierte, wenn sie über die Häupter der Nationen die ihr gebührende Herrschaft ausübte: so würden sich diese nicht so leichtfertig der Wuth des Krieges überlassen, nicht jene Blutgier zeigen, die nur wilden Thieren eigen ist. Sie würden vielmehr

mit ängstlicher Sorgfalt über die Ruhe wachen, von der ihr eigenes Glück abhängt. Sie würden nicht jede Gelegenheit ergreifen, um die Ruhe Anderer zu stören. Zufrieden mit den Gütern, welche die Natur unter alle ihre Kinder vertheilt, würden sie nicht diejenigen beneiden, die sie andern Völkern zugeworfen hat. Die Fürsten würden fühlen, daß Eroberungen, mit dem Blute ihrer Unterthanen erkauft, nie den Preis werth sind, den sie kosten. Aber leider leben die Nationen in einem wechselseitigen Mißtrauen gegen einander, stets beschäftigt, ungerechte Angriffe abzuwenden, oder deren selbst zu machen. Die elendesten Vorwände geben ihnen die Waffen in die Hände, und man sollte glauben, daß sie nur stets darauf dächten, sich selbst der Vortheile zu berauben, welche die Natur oder ihr Fleiß ihnen verliehen haben. Blinde Leidenschaften treiben die Fürsten, die Grenzen ihrer Staaten zu erweitern. Sie bekümmern sich wenig um das Glück ihrer Unterthanen, sondern suchen blos die Zahl der Menschen zu vermehren, die sie unglücklich machen.»

»Diese Leidenschaften, durch ehrgeizige Minister entzündet, oder durch Krieger unterhalten, deren blutiges Handwerk mit der Ruhe unverträglich ist, haben zu allen Zeiten die Menschheit in's Elend gestürzt. Die Geschichte liefert uns nichts, als Beispiele von gebrochenen Friedensschlüssen, ungerechten, grausamen Kriegen, verwüsteten Gefilden, geplünderten Städten. Nur die Erschöpfung scheint von den Fürsten den Frieden zu erzwingen. Sie werden es immer zu spät gewahr, daß das Blut der Bür-

ger sich mit dem feindlichen Blute gemischt hat. Dieses unnütze Blutbad hat zu nichts weiter gedient, als das schimärische Gebäude des Eroberers und seiner Krieger zu befestigen. Das Glück seiner Völker ist das erste Opfer, welches seiner Laune oder dem Eigennutze seiner Höflinge dargebracht wird.»

»In denjenigen Staaten, welche vormals durch die Gewalt der Waffen oder durch einen Ueberrest von Barbarei gegründet wurden, führt blos der Krieg zu Ehrenstellen, zu Ansehen und Ruhm. Friedfertige Fürsten oder Minister werden stets getadelt, verspottet, und von Blutmenschen gehaßt, die ihren Vortheil in der Unordnung finden. Probus, ein sanfter menschlicher Krieger, wird von seinen Soldaten umgebracht, weil er friedfertige Gesinnungen äußert. Unter einem militärischen Gouvernement ist die Ruhe einer Menge von Menschen unerträglich. Der Fürst muß eine unerschütterliche Festigkeit, eine unüberwindliche Liebe zur Ordnung und für das öffentliche Wohl besitzen, um dem unaufhörlichen Geschrei der Krieger, die ihn umgeben, zu widerstehen. Ihre tumultuarische Stimme erstickt das Geschrei der Nation, deren einziges Interesse die Ruhe ist. Den Kriegsliebhabern fehlt es nie an Vorwande, um ihre eigennützigen Wünsche zu beschönigen. »Nur durch den Krieg,» sagen sie, »werden Staaten befestigt. Friede verweichlicht eine Nation. Ihr Ruhm verbindet sie an dem Hader ihrer Nachbarn Theil zu nehmen. Ruhe ziemt nur Schwachen.» — Durch solche spitzfindige Gründe getäuscht, geben die Fürsten nach, und opfern der Furcht oder schi-

märischen Aussichten, Ruhe, Blut und Schätze ihrer Unterthanen.»

»Obgleich Ehrgeiz, Habsucht, Neid und Treulosigkeit benachbarter Völker, nur allzuviele gerechte Ursachen liefern, die Waffen zu ergreifen; so würde es doch weit weniger Krieg in der Welt geben, wenn man sich immer nur durch triftige Gründe oder eine unvermeidliche Nothwendigkeit dazu bewegen ließe. Diejenigen Fürsten, die ihr Volk lieben, wissen recht gut, daß auch der nothwendigste Krieg stets verderblich, und nur dann nützlich ist, wenn er zum Frieden führt. Man sagte einst zu dem großen Gustav: seine Tapferkeit sei ein Geschenk des Himmels zum Heil der Menschheit. — O! rief er aus, wenn der Krieg, den ich führe, ein Heilmittel ist, so ist es schlimmer als eure Krankheit.

»Friedensschlüsse — weil sie auf die Ruhe und das Glück der Menschheit so wesentlichen Einfluß haben — sollen von den Völkern heilig und unverletzlich gehalten werden. Da Fürsten und Nationen keinen Richter haben, welcher entscheiden darf, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht; so würde man nie auf einen Friedensschluß bauen dürfen, wenn die Ausflucht einer ungerechten Furcht gewöhnlich Statt fände. Ich sage gewöhnlich, denn freilich gibt es Fälle, wo die Ungerechtigkeit der Friedensbedingungen so offenbar ist, und der ungerechte Sieger, den Sieg mißbrauchend, so harte, grausame, unleidliche Bedingungen dem Ueberwundenen auferlegt, daß das Völkerrecht dergleichen Traktaten durchaus nicht für giltig er-

kennen, noch den Besiegten verpflichten kann, sie treu zu erfüllen.»

»Laßt uns noch hinzufügen, daß — wenn gleich das Völkerrecht gebietet (mit Ausnahme des einzigen erwähnten Falles), Friedensschlüsse treulich zu halten, und sie nicht unter dem Vorwande, man sei dazu gezwungen worden, zu annulliren — es doch auch unwidersprechlich wahr ist, daß der Sieger nicht mit gutem Gewissen die Vortheile eines solchen Traktats benutzen kann, und daß er, durch ein in ihm wohnendes Gefühl des Rechts genöthigt wird, die Früchte eines ungerechten Krieges zurück zu geben.»

»Um mit Sicherheit zu bestimmen, worüber ein König durch einen Friedenstraktat disponiren könne, muß man Rücksicht nehmen auf die Gattung seiner Souverainität, und auf die Art und Weise, wie er dazu gelangt ist. In sogenanten Patrimonial-Königreichen, an und für sich betrachtet, darf der König seine Souverainität ganz oder zum Theil veräußern.» — (Ich bekenne, daß ich hier den Verfasser nicht verstehe. Meines Wissens gründet sich jede Souverainität entweder auf Gewalt, oder auf die Wahl des Volkes. Vielleicht nennt er vererbte Gewalt patrimonial. Einer solchen aber — sei sie auch verjährt — wird von den Philosophen kein Recht zugestanden.)

»Aber diejenigen Könige, welche blos die Nutznießung der Souverainität besitzen, können dieselbe durch keinen

Traktat weder ganz noch theilweise veräußern, ohne Zustimmung des Volkes oder der Stände.»

Unter den Klauseln eines Friedensschlusses bemerkt der Verfasser besonders, »daß, wenn ein gewisser Termin zu Vollziehung der Bedingungen festgesetzt worden, dieser Termin mit der äußersten Strenge beobachtet werden müsse, dergestalt, daß, nach dessen Ablaufe, auch nicht die allermindeste Verzögerung zu entschuldigen sei.»

Wir haben in neuern Zeiten Fälle erlebt, wo man sich an diesen Grundsatz nicht gebunden hat.

Montesquieu sagt: »Der schönste Friedensschluß, den die Geschichte uns aufbehalten, ist der des Königs von Syrakus, Gelon, mit den Carthaginensern. Nachdem er dreimal hundert tausend derselben geschlagen hatte, verlangte er weiter nichts von ihnen, als Abschaffung der barbarischen Gewohnheit, Kinder zu opfern, schrieb ihnen folglich nur ein, für sie selbst, oder vielmehr für die Menschheit, segenbringendes Gesetz vor.» Napoleon gleicht diesem Gelon, wenn er von den Spaniern nichts weiter fordert, als Abschaffung der Inquisition.

Die mächtigsten Nationen tragen beständig den Frieden im Munde und die Waffen in der Hand. Griechen und Römer verehrten den Frieden als eine große Gottheit, übrigens so, wie wir die Tugend verehren, nämlich ohne ihr zu folgen. Die Römer hatten einen prächtigen Tempel des Friedens, und führten darum nicht weniger ungerechte Kriege. Bei den Griechen wurde der Friede als eine Göttin abgebildet, die in ihren Armen den Gott des Reich-

thums als Kind trug. Bei den Römern hielt sie einen Oelzweig in der Hand, oder war geflügelt, trug einen Merkursstab, oder ein Füllhorn, und hatte eine Schlange zu ihren Füßen. Der Merkursstab bedeutete die Unterhandlungen, denn Merkur war bekanntlich ein großer Unterhändler. Was die Schlange bedeutete, weiß ich nicht; wenigstens hatte sie auf den Herrn Schlange in Erfurt keinen Bezug.

Die Politik.

Von Politik spricht heutzutage Jedermann, doch Niemand weiß, was Politik eigentlich ist, und ich selbst weiß es auch nicht. Mit einer Thurmfahne ist sie zu vergleichen, denn sie dreht sich nach dem Winde, wenigstens nach dem Sturme, das sehen wir; sie knarrt und kreischt bisweilen recht schauerlich, das hören wir; aber wenn das wie und warum erforscht werden soll, da stutzen wir.

Der erste Philosoph, so viel ich weiß, der sich damit abgab, das Wesen der Politik zu erforschen, und einen Koloß von Schnee neben dem Krater eines feuerspeienden Berges zu erbauen, war Plato. Er fing damit an, die monarchische Regierung aus guten Gründen für die beste zu erklären, doch müsse sie durch das Gesetz gemäßigt sein. Alle Bürger sollen sich als Brüder betrachten und glücklich leben, ohne Armuth, ohne Reichthum, unter dem Schutze

der Gerechtigkeit, das sei der Zweck der Politik, folglich dürfe die souveraine Macht die Unterthanen nicht zu Sklaven herabwürdigen, und ihnen blos Geduld, Treue und blinde Unterwürfigkeit zum Antheil bestimmen. Dann untersucht er, wie die Gesetze beschaffen sein müssen, welche dem Monarchen die Hände binden und die Ruhe der Unterthanen verbürgen sollen. Auf zwei Säulen stützt er vornehmlich sein Gebäude. Erstens: Niemand soll fremdes Gut sich zueignen oder das antasten, was er nicht errichtet hat. Zweitens: Die Obrigkeiten sollen gewählt werden ohne Rücksicht auf Geburt, Reichthum, Einfluß, Macht, blos nach Verdienst und Rechtschaffenheit, auf daß die Gesetze herrschen und die Obrigkeiten deren Sklaven sein mögen. —

Schöne Träume eines ehrlichen Mannes, der über die Politik schrieb, ohne ein Politiker zu sein. Wir, die wir die Kunst, sich fremdes Gut zuzueignen, in ein ordentliches Sistem gebracht, und zu dem Worte Eroberung das Wort Recht gefügt haben, wir lächeln darüber. — Plato träumte sich ferner einen Stand der Natur, und meinte, daß eine Stadt, deren Einwohner sämmtlich aus diesem Stande genommen wären, eine vollkommene Stadt sein müsse, eine Republik, die ohne die schönste Harmonie gar nicht bestehen könne. Um diese zu bewirken, theilte er die Menschen in drei Klassen: Volk, Krieger, Obrigkeiten; die letztern sollten die Vernunft repräsentiren, die Krieger den Muth, das Volk die Leidenschaften. Daraus zog er endlich den Schluß, daß man denjenigen

einen Gerechten nennen müsse, dessen Muth und Leidenschaften der Vernunft gehorchen; die glücklichste Regierung sei die eines philosophischen Königs, die unglücklichste die eines Tirannen, weil in jenem Falle die Vernunft, in diesem nur die Leidenschaft herrsche. Er hätte nur auch erklären sollen, was er unter Vernunft verstand? Die Vernunft unserer Tage ist der Egoismus, und unsere Politiker glauben gewaltig vernünftig zu sein, wenn sie bei allen ihren Unterhandlungen zuerst auf ihren eigenen Vortheil sehen. Zu Plato's Zeiten war es anders, wenigstens in Plato's Kopfe, und es gab auch sonst noch viele ihm ähnlich Denkende, denn seine Republik wurde von allen rechtlichen und verständigen Menschen mit lautem Beifalle aufgenommen, nur nicht von Xenophon, dem Geschichtschreiber, auch einem Schüler des Sokrates gleich dem Plato, aber nicht einverstanden mit den Beschränkungen, welche Plato für die Monarchie heilsam erachtete.

Kaum hatte der eifersüchtige Xenophon die beiden ersten Bücher von Plato's Republik gelesen (denn diese erschienen vor Vollendung des ganzen Werkes), als er beschloß, die Fürsten seiner Zeit und der Nachwelt die Kunst zu lehren, auch als unbeschränkte Monarchen Liebe zu gewinnen. Um Beispiele aufzustellen, wählte er den Cyrus, als den vollkommensten König des Alterthums, und den Agesilaus, als den gemäßigtesten Regenten seiner Zeit.

Plato litt nicht gern Widerspruch; er liebte Xenophon

nicht, und sprach verkleinerlich von dessen Cyropädie. Nach seiner Meinung hatte Xenophon den Plan einer guten Erziehung ganz verfehlt; aber das Publikum unterschrieb dies Urtheil nicht allgemein, sondern sah in dem allzustrengen Kritiker nur den eifersüchtigen Nebenbuhler. Plato's Schüler, Aristoteles, schrieb auch über die Politik, und natürlich hatte er die Grundsätze seines Meisters angenommen. Ihm folgte Theophrast, der Glücklichste von Allen, denn er unterrichtete in dieser Wissenschaft zwei Könige, den von Macedonien, Cassander, und den von Aegypten, Ptolomäus, folglich war sie nicht mehr blos ein Spielwerk philosophischer Spekulationen, sondern sie gelangte nun wirklich zu der Klasse von Menschen, die sie in Ausübung bringen konnte, wenn sie anders wollte.

Viele Minister der Könige befolgten Theophrast's Beispiel, und es gab zu den Zeiten des Ptolomäus schon eine so ungeheure Menge Schriften über die Politik, daß einer von dessen Räthen ihm den Vorschlag machte, sie alle in eine Bibliothek zu sammeln, weil er auf diese Weise in allen vorkommenden Fällen Rathschläge finden würde, die kein Höfling ihm zu geben wage. Der König genehmigte den Vorschlag, und so entstand die berühmte alexandrinische Bibliothek, hundert Jahre vor Christi Geburt, deren erster Oberaufseher jener weise Demetrius war, dessen Eifer die Zahl der Bände in Kurzem auf zweimal hundert tausend brachte. Nun strömten aus Griechenland und vielen andern Ländern die Wißbegierigen herbei, um aus die-

ser reichen Quelle zu schöpfen. Sie floß nicht lange, denn als Julius Cäsar im Gedränge die Flotte im Hafen von Alexandrien in Brand stecken ließ, führte der Wind die Flamme bis zu jener herrlichen Bibliothek und sie wurde ein Raub des Feuers. Man hat diesen Verlust oft bitterlich und mit Recht beklagt; doch würde man irren, wenn man so gutmüthig wäre, vorauszusetzen, unsere Machthaber würden, durch Hilfe der alexandrinischen Bibliothek, wenn sie noch existirte, sich eine reinere, wohlthätigere Politik zu eigen machen. Stets würde der Anblick von zweimal hundert tausend Soldaten Alles verlöschen, was in zweimal hundert tausend Büchern geschrieben stände. Auf die spekulativen Fortschritte der Wissenschaften, und besonders auch der Politik, hatte jener Brand freilich einen sehr verderblichen Einfluß.

Auch Könige wandelte die Lust an, nicht blos zu regieren, sondern auch der Welt in Schriften zu zeigen, daß sie nach Grundsätzen regierten, wenn sie gleich dieselben oft eben so wenig befolgten, als die Philosophen die ihrigen. Ludwig XI. schrieb ein Buch: Der Rosenstock des Krieges. (Eine sonderbare Zusammenstellung.) Es enthielt gute militärische Vorschriften, sonst nicht viel, denn er war ein braver Soldat, aber ein schwacher König. Sein Lieblingsgrundsatz: »Wer sich nicht verstellen kann, der versteht auch nicht zu regieren. Wenn meine eigene Mütze mein Geheimniß wüßte, so würde ich sie verbrennen.« Nach unsern heutigen Begriffen von Politik ist freilich dieser Grundsatz sehr empfehlenswerth. — Jakob der Erste, Kö-

nig von England, schrieb über die Politik für seinen Sohn, und gab seiner Schrift den Titel: Königliches Geschenk. Fürwahr ich wüßte auch kein kostbareres Geschenk, was ein Fürst seinem Nachfolger hinterlassen könnte. Wie herzlich wäre nicht zu wünschen, daß Napoleon der Große einen Traktat über die Politik hinterließe, damit die Nachwelt seine Maximen mit seinen Thaten zusammenstellen, und sein Nachfolger Unterricht daraus schöpfen möchte.

Karl I., der nach Jakob den Thron bestieg, und seinen Kopf auf dem Blutgerüste verlor, behielt Geistesruhe genug, um ein sehr geschätztes Werk zu schreiben, betitelt: Des Königs Bildniß. Man hat geurtheilt, daß seine politischen Maximen eines Tacitus, und seine redlichen Gesinnungen eines heiligen Bernhard würdig wären. Armer Karl! das hat dich eben auf's Schaffot gebracht! Große politische Bösewichter köpft man nicht.

Auch im Oriente schriftstellerten zwei Kaiser in der Politik, Manuel Paleologus, der am Ende ein Mönch wurde, und Konstantin Porphyrogenitus, der schwach genug war, seinem Schwiegervater so viele Macht einzuräumen, daß er seine eigene Mutter in's Elend mußte verjagen sehen, und der, trotz der schönen Lehren, die er an seinen Sohn richtete, von diesem vergiftet wurde.

Eben so wenig als die politischen Vorschriften der Könige wirkten im fünfzehnten Jahrhundert die Uebersetzungen und Auslegungen des Aristoteles, mit welchen die Gelehrten sich beschäftigten, und alle gescheute Leute kamen mals wie jetzt darin überein, daß die Geschichte nicht

allein die beste, sondern auch die einzige Lehrerin der Politik sei.

Thomas Morus, der Kanzler von England, verfertigte unter dem Titel: Utopia, ein Werk über die beste Regierungsform. Es enthält gleichfalls den Plan zu einer Republik, wie Plato's Werk, und ist oft übersetzt, viel gerühmt, auch viel getadelt worden; das letztere vielleicht besonders von eifrigen Katholiken, weil in Utopia völlige Gewissensfreiheit herrschte.

Der berühmte Erasmus, ein Freund des Thomas Morus, schrieb zu derselben Zeit eine Abhandlung über die Erziehung eines Prinzen, die nun längst vergessen worden, obgleich sie von den Zeitgenossen so hoch geschätzt wurde, daß man einen bloßen Auszug daraus das goldene Codicill nannte. Der Name eines Schriftstellers thut bekanntlich viel zur Sache. Erasmus durfte nur die Feder eintauchen, so wurde er schon gerühmt, wie heutzutage Göthe; aber die Nachwelt sichtet. — Ein portugiesischer Bischof, Osorius, schrieb ein ähnliches Werk, und ein preußischer Bischof, Cromer, gab sich auch damit ab, Regierungsregeln zu entwerfen. Man könnte noch eine Menge politischer Schriftsteller aus diesem Jahrhunderte nennen, aber es war kein Genie darunter, und folglich wurden sie kaum gelesen, schnell vergessen.

Aber im sechzehnten Jahrhundert trat Machiavell auf. Wer kennt ihn nicht? wer hat nicht wenigstens seinen Namen, von Lobsprüchen oder Verwünschungen begleitet, nennen hören. Er dichtete zuerst Schauspiele, die in Rom

aufgeführt wurden. Dann schrieb er über die erste Decade des Titus Livius, entwickelte die Politik der Volksregierung, und sprach mit großer Wärme für die Freiheit. Welchen Mann von Kopf und Herz hat nicht auch einmal in seinem Leben dies schöne Phantom bezaubert, das jeder sich selbst mit allen Reizen schmückt, wie Pygmalion seine Bildsäule, das aber kein Gebot in's Leben ruft! — Jeder gut organisirte Mensch bringt einen kindlichen Glauben an alles Gute und Schöne mit auf die Welt, und windet sich lange unter den Geißelhieben der Erfahrung, ehe er diesen Lebenstrost aufgibt; doch was die Geschichte ihn lehrt, und was er selbst erblickt, zwingt ihn endlich den süßen Glauben fahren zu lassen; denn es gibt keine Freiheit auf der Welt, auch nicht in Republiken; hie und da findet man einzelne Reliquien dieser Heiligen, sie selbst ist verschwunden. Das konnte einem so scharfen Beobachter, als Machiavell war, nicht entgehen; als Jüngling hatte er für sie geglüht, als Mann warf er die Puppe in den Winkel, und schrieb nun seinem Fürsten ein Buch, welches von Vielen das Noth- und Hilfsbüchlein der Spitzbuben und Bösewichter genannt worden, und in welchem Andere hinwiederum blos eine Satyre auf die Fürsten seiner Zeit haben sehen wollen. Es enthält große, wenn gleich oft schreckliche Wahrheiten, mitunter auch Irrthümer.

Hieher gehört auch das viel bewunderte Werk eines Rechtsgelehrten aus dem sechzehnten Jahrhunderte, Namens Bodin, betitelt: Die sechs Bücher von der Republik. Bayle und der Kanzler de Thou erhuben ihn bis

in den Himmel, er fand hingegen auch sehr heftige Tadler an Scaliger und Cujaz. Die Ursache, warum der letztere sein Feind und folglich auch ein schlechter Recensent wurde, ist sehr drollig. Er war auch ein Rechtsgelehrter und hatte behauptet: man müsse bei Taxationen die Gebäude nach der Elle oder nach Klaftern messen, und hiernach ihren Werth schätzen. Natürlich hatte Bodin sich darüber lustig gemacht und gemeint, auf diese Weise würde die erste beste Strohscheune mehr werth sein, als der kleine Tempel von Porphyr zu Siena. Das konnte Cujaz ihm nie verzeihen. Warum Scaliger, sonder Zweifel gegen seine Ueberzeugung, den wackern Gelehrten Bodin für einen Ignoranten erklärte, den zu widerlegen sogar eine Schande sei, ist unbekannt. Es gibt Leute, zum Beispiel Merkel, denen es genug ist um Jemand zu hassen, daß dieser Jemand sich einen großen Ruf erworben. Es sind unglückliche Menschen, die man bemitleiden muß, weil stets ein Geier an ihrer Leber frißt.

Eine von Bodin's schönsten und vor ihm nicht in's Licht gestellten Ideen war der vielfache Unterschied in den menschlichen Charaktern, auf den man bei der Gesetzgebung Rücksicht nehmen müsse, so wie ein Baumeister auf die Materialien, die er an dem Orte, wo gebaut werden soll, vorfinde. Für die nordischen Völker, die er ein wenig rauh und grausam nennt, fordert er männliche, vernünftige Gesetze; bei den südlichen hingegen, die er schwach und feige schilt, soll man nach seiner Meinung weder Gewalt noch Vernunft anwenden, sondern die Religion, weil man

schwache Seelen nur durch Sanftmuth und Hoffnung leite. Da der Codex Napoleon jetzt sowohl in Polen als in Neapel gilt, so wird es sich bald zeigen, ob Bodin Recht gehabt.

Der Kanzler Baco in England vertiefte sich zu derselben Zeit in die Politik, und kam in vielen Stücken mit Bodin überein. Die Gesetze eines Staats, meint er, müßten auf das Staatsrecht gegründet sein, welches der Wächter des Privatrechtes sei. Da hat der wackere Mann die Erfahrung schwerlich zu Rathe gezogen; denn es gibt keinen treulosern Wächter des Privatrechts als eben jenes Staatsrecht mit der wächsernen Nase. — Baco's Werk ist übrigens kein Compendium, sondern besteht nur aus einzelnen vortrefflichen Vorschriften und Maximen. Sein Landsmann Hobbes hingegen lieferte ein solches unter dem Titel: Philosophische Elemente des Bürgers, oder der entdeckte Grund der bürgerlichen Gesellschaft. Der Genius, der ihm dieses Werk einhauchte, solle der Dämon des Hasses gegen das englische Parlament gewesen sein, darum lehrte er, was die Fürsten so gerne hören, daß die königliche Gewalt keine Grenzen haben dürfe, und daß besonders das Aeußere der Religion, als die Mutter so vieler Bürgerkriege, ganz von ihrem Willen abhängen müsse. Sein politisches Sistem ist allgemein bewundert worden, obgleich man den Grundstein, auf welchen er baute, für Sand erklärte. Alle Menschen sind schlecht, sagte er gleich Machiavell, und darum haben sie sich, blos aus Furcht, nicht aus gegenseitiger Neigung,

in Gesellschaft zusammengethan. Der Schlechte fühlte, daß er sich gegen mehrere Schlechte nicht vertheidigen könne. Er trat nun zwar in eine Verbindung, aber in dieser wollte er herrschen, eben weil er nur sich allein liebte, und alle die übrigen haßte; daraus entsprang Tirannei; der Stärkste, an Körper oder Geist, wurde ein Tirann der übrigen. Sollte sich die Gesellschaft dadurch nicht wieder auflösen, so mußte man ein Mittel erfinden, dem Starken die Hände zu fesseln und ihn dem Schwachen gleich zu machen; dieses Mittel war das Gesetz, der Ursprung des Naturrechts, aus welchem alle übrigen Rechte und guten Regierungsformen herfließen. — Bayle läßt Hobbes Gerechtigkeit widerfahren, macht aber die sehr richtige Bemerkung, daß die beste Theorie fehlerhaft erscheint, wenn man sie in Ausübung, das heißt in Berührung mit den Leidenschaften der Menschen bringen will.

Descartes erklärt geradezu die Maximen des Hobbes für schlecht und gefährlich, und auch Bayle meinte, ganz so schlecht wären die Menschen doch nicht, als Hobbes sie zu machen sich bemühe. (Ach! viel mag wohl nicht daran fehlen!)

Im siebzehnten Jahrhundert schrieb Hugo Grotius sein berühmtes Buch vom Recht des Krieges und des Friedens. Der große Schwedenkönig, Gustav Adolph, las es mit Bewunderung, und nahm sich vor, den Verfasser zu seinem politischen Unterhändler zu machen. Der Tod vereitelte bei Lützen dieses Vorhaben, aber sein Premierminister, Graf Oxenstierna, bekannt mit den Ge-

sinnungen seines verstorbenen Herrn, machte Hugo Grotius zum Gesandten am französischen Hofe, wo er mit dem schlauen Kardinal Richelieu einen harten Kampf siegreich bestand. In seinem Werke glaubte man die wahren Maximen der christlichen Politik zu finden; der Papst dachte aber anders, ich weiß nicht warum, und setzte es unter die verbotenen Bücher.

Hugo Grotius untersuchte besonders zwei kitzliche Fragen: Erstens, ob es erlaubt sei, Gewalt anzuwenden, wenn das Gesetz überschritten worden sei? also gegen einen Usurpator. Diese bejahte er. — Zweitens, ob ein Krieg gerecht sein könne und — auch diese bejahte er, doch nur in dem Falle, daß man sein Eigenthum vertheidigen oder eine Beschimpfung rächen müsse. — In der Ausübung möchte diese letztere Maxime abermals keine Anwendung finden, denn bekanntlich weiß jede kriegführende Macht den Vorwurf, als sei sie der angreifende Theil, sehr geschickt von sich abzulehnen, und vorzuspiegeln, daß sie sich blos vertheidige. Auch eine zu rächende Beschimpfung läßt sich leicht ausmitteln, denn der Stärkere, oder der sich stärker Glaubende ist sehr reizbar, und macht es wie der Wolf, der dem Lamme vorwarf, es habe ihm die Quelle getrübt.

Auf das Werk des Hugo Grotius gründete Puffendorf sein Natur- und Völkerrecht, worin er das Gesetz zur Richtschnur aller unserer Handlungen bestimmt. Was sich vom Gesetze entfernt, ist schlecht, was mit ihm überein kommt, ist gut. Aber dieses Gesetz, wo kommt es her? wer hat es gegeben? wer wird es geben? — Es soll

sich auf die natürliche Verbindlichkeit und Billigkeit gründen; alle Handlungen, die es vorschreibt, sollen auf den Vortheil und die Erhaltung der Gesellschaft und jedes Einzelne in derselben abzwecken; alle Tugenden sollen geübt, alle Laster verhütet werden; also abermals ein schöner Traum, ein süßer Schlummer am Schreibtische, der den Philosophen nie einwiegen würde, wenn er auf den Stufen eines Thrones säße. Puffendorf lehrt und predigt mit vieler Salbung die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nächsten, und aus der Erfüllung derselben leitet er die wahre Glückseligkeit ab. Ja er hat Recht, wenn er blos von seltenen Menschen spricht, denen, um glücklich zu sein, an ihrem Bewußtsein genügt; hat er aber unter Glückseligkeit auch den äußern Wohlstand, Gunst, Reichthum, Ehre u. s. w. verstanden, so schwebt er in einem großen Irrthume, denn dahin führen jene erfüllten Pflichten nicht.

Einen Traum von anderer Gattung, aber nicht minder lieblich, träumte Richard Cumberland, behauptend, daß unveränderliche Grundsätze der Wahrheit, unabhängig von allen bürgerlichen Gesetzen und Einrichtungen, unsere Handlungen leiten müßten. Also blos Naturgesetze, deren höchstes sei: zur allgemeinen Wohlfahrt mitzuwirken, denn das wahre Glück bestehe in dem ausgedehntesten Wohlwollen. Dieser schöne Grundsatz hat sich sogar in den Mund der Eroberer verirrt; auch sie wollen blos erobern zur allgemeinen Wohlfahrt; auch sie dehnen ihr bewaffnetes Wohlwollen sogar bis auf die künf-

tige Generation aus, sollte auch die jetzige darüber zu Grunde gehen. Man sieht, welcher Mißbrauch von den edelsten Maximen gemacht werden kann. — Cumberland bestreitet aus allen Kräften den feindseligen Ausspruch des Hobbes, daß der natürliche Zustand des Menschen ein Krieg Aller gegen Alle sei. Er behauptet vielmehr, daß die Menschen von Natur geneigt sind, sich zu lieben, sich wechselseitig zu helfen, und das ist leider nicht wahr.

Der Ruhm der genannten Philosophen lockte eine Menge mittelmäßiger Köpfe, die sich einbildeten, nichts sei leichter, als auf diesem Felde der Ehre auch eine Palme zu brechen. Da gab es einen de la Hoguette, einen Scudery, einen Gregorio Leti, einen Varillas u. s. w. Lauter Schriftsteller von vieler Prätension, aber längst vergessen.

Ein Abbé Duguet schrieb: Unterricht für einen Prinzen, ein, wie man sagt, wohl stilisirtes und sonder Zweifel auch wohlgemeintes Buch; er hätte aber, ehe er die Feder ansetzte, sich vor allen Dingen an den lieben Gott wenden sollen, um ihm einen Prinzen zu erschaffen, wie er ihn verlangt; denn dieses vollkommene Prinzenmodell soll erstens gar keine Leidenschaften und gar keine Sinnlichkeit besitzen, soll zweitens alle Unwürdige von den Staatsämtern entfernen, alle Würdige hervorziehen, soll den Luxus hassen, die Einfachheit lieben, den Reichthum gering schätzen, und diejenigen verachten, die sich schnell bereichert haben; das Verdienst belohnen, das Laster bestrafen, und vor allen Dingen die Gelehrten an sich ziehen, weil jeder Reisende gern in einem Lande verweile, wo er etwas

lernen könne. Es gehört weder Einbildungskraft noch Geist dazu, um solch ein Muster aufzustellen, es dient aber zu nichts, als allenfalls einen Prinzen abzuschrecken, wenn er das Unerreichbare vor sich stehen sieht.

Ich übergehe mit Stillschweigen des gelehrten Burlamaqui Traktat von der Politik und einige andere dergleichen Wiederkäuungen; aber merkwürdig ist in unsern Tagen, was ein Herzog von Rohan zu jener Zeit über das Interesse aller europäischen Fürsten geschrieben, welches er besonders darin findet, die Gleichheit zwischen den Häusern Bourbon und Oesterreich zu erhalten (oder jetzt zwischen Frankreich und Oesterreich), darauf beruhe die Sicherheit aller übrigen europäischen Fürsten. Diese mögen nun, wenn der Herzog Recht hat, sich selbst das Prognostikon stellen.

Er spricht ferner von dem Interesse jedes einzelnen Fürsten. Das des deutschen Kaisers setzt er in die gute Harmonie mit den übrigen Reichsfürsten, damit sie den Unternehmungen ihrer Nachbarn mit vereinten Kräften widerstehen könnten. (Er hat Recht gehabt; denn die Vereinzelung der deutschen Streitkräfte hat Deutschlands Untergang herbeigeführt.) Das Interesse des Königs von Frankreich soll sein: Den Handel so viel möglich zu befördern, um dem Reiche Wohlstand zu verschaffen, und von Zeit zu Zeit etwas Krieg zu haben, um dem Genie der Nation Beschäftigung zu geben, es gleichsam in Athem zu erhalten. (Ein seltsames und furchtbares Genie, das nur durch Blutvergießen in Athem erhalten werden kann.)

Uebrigens sei noch Frankreichs großes Interesse, in England Unruhen zu erregen, welches bei dessen Konstitution und bei der Verschiedenheit der Religionsmeinungen leicht zu bewirken sei. — Das allgemeine Prinzip der Politik drückt der Herzog von Rohan folgendergestalt aus: »Man soll erhalten, was man besitzt, ohne sich vergrößern zu wollen; denn eine Nation, die sich zu vergrößern suche, trübe ihre eigene Glückseligkeit und laufe Gefahr, in Sklaverei zu fallen.» — (Eine glänzende Sklaverei ist aber eben, was manchen Nationen wohlgefällt.)

Jetzt trat der Abbé St. Pierre auf mit einem Entwurf eines allgemeinen Friedens unter allen europäischen Mächten, den man den Traum eines guten ehrlichen Mannes genannt hat. Er will, daß ein Tribunal errichtet werde aus Bevollmächtigten aller europäischen Fürsten, welches permanente Sitzungen halten soll, um alle Streitigkeiten derselben zu entscheiden. Sämmtliche Fürsten sollen sich untereinander ihre Besitzungen und Rechte garantiren, und alle etwaige Ansprüche auf Erbschaften und dergleichen, soll einzig und allein das Tribunal entscheiden, ohne daß es jemals unter irgend einem Vorwande erlaubt sei, die Waffen zu ergreifen. Der Friedensbrüchige soll in den europäischen Bann gethan werden, als ein Feind der allgemeinen Wohlfahrt; alle die übrigen Fürsten sollen ihn bekämpfen, bis er den Aussprüchen des Tribunals sich unterworfen hat.

St. Pierre gab sich alle Mühe, die Welt zu überreden, dieser Plan sei unter den Papieren des Herzogs von Bour-

gogne gefunden worden, und habe dessen Vater, den Dauphin, zum Verfasser; denn er dachte an den Sosias im Amphitrion, dessen klügste Gedanken man für albern erklärte, weil er ein armer Teufel war, der nichts galt, den man aber für sehr weise würde gehalten haben, wenn er ein Mann von Ansehen gewesen wäre. Man muß fürwahr den Abbé de St. Pierre darum lieben, daß es ihm blos um das Gelingen der guten Sache, nicht um den Ruhm seines Namens zu thun war, doch seine wohlgemeinte List gelang nicht. Der Kardinal Fleury, dem er ein Exemplar zuschickte, antwortete ihm: »Sie haben vergessen, vor allen Dingen ein Heer von Missionärs auszusenden, um die Köpfe und die Herzen der Fürsten zu disponiren.« — Der Herr Kardinal bildete sich ohne Zweifel ein, einen witzigen Einfall gesagt zu haben, vergaß aber, daß er zu gleicher Zeit einen sehr geringen Begriff von den Köpfen und Herzen der Fürsten gab. — Man machte dem ehrlichen Abbé weit wichtigere Einwürfe.

»Du willst,« sagte man, »den Fürsten das Recht rauben, sich selbst Recht zu schaffen, nach Gefallen ungerecht zu sein, nach Belieben sich zu vergrößern; sie sollen dem Schrecken ihrer Macht und dem Ruhme ihrer Eroberungen entsagen, den sie so hoch schätzen, mit einem Worte, du willst sie zwingen, billig und gerecht und friedlich zu leben.« Darauf antwortete der Verfasser: Der wahre Ruhm eines Fürsten bestehe nur in dem Glücke seiner Unterthanen, all' ihr persönliches Interesse sei diesem Ruhme

untergeordnet; der Maßstab des Weisen für den Ruhm sei einzig und allein das Gute, welches ein Fürst der Menschheit erzeigt, da nun ein ewiger Friede das höchste Gut sei, welches man einem Volke schenken könne, so sei er auch das Ruhmwürdigste für jeden Fürsten. — Er predigte tauben Ohren und machte sich nur Feinde, deren Verfolgungen er in den Armen hübscher Mädchen vergaß. Die Kinder, die er mit diesen erzeugte, ließ er Handwerke lernen, und zwar besonders das Perückenmacherhandwerk, weil, wie er sagte, es nie an Köpfen mangeln würde, die Perücken tragen. Allein auch hier hat der gute Abbé sich geirrt, denn wenn seine Kinder noch lebten, so müßten sie verhungern.

Rousseau's Contrât social ist so bekannt, daß ich fast nur dessen Titel zu erwähnen brauche. Der schimmernde Verfasser fängt mit einem Angriff auf Grotius an, weil dieser gesagt hat: Ein Volk könne sich einen König geben. Das Volk war also schon ein Volk, entgegnet Rousseau, ehe es sich einen König gab? vor allen Dingen ist also zu untersuchen, wodurch es ein Volk geworden? Denn da diese Handlung früher ist als die andere, so ist auch nur sie der Grundstein der geselligen Verbindung. — Dann behauptet er, daß, so viel auch schon über die Gesetze geschrieben worden, doch noch immer Niemand wisse, was eigentlich ein Gesetz sei, und welche Kennzeichen es an sich tragen müsse? — Er selbst definirt es also: »Wenn das ganze Volk über das ganze Volk etwas fest setzt, so nimmt es blos Rücksicht auf sich selbst; wenn nun daraus irgend eine Beziehung entsteht, so tritt der ganze Gegenstand

unter einen andern Gesichtspunkt, ohne irgend eine Theilung des Ganzen; dann ist das Festgesetzte allgemein, so wie der Wille, welcher fest setzte, und das nenne ich ein Gesetz.» — Das klingt freilich ganz anders, als Puffendorff's Definition: »Das Gesetz ist der Befehl eines Obern, durch welchen er denen, die von ihm abhängen, die unvermeidliche Verbindlichkeit auferlegt, so zu handeln, wie er vorgeschrieben, und damit dieses Gesetz gerecht sei, muß es auf das Naturrecht sich gründen, das heißt: Es muß der Natur des Menschen so zusagen, daß ohne dessen Beobachtung keine friedliche und ehrbare Verbindung unter den Menschen denkbar wäre.»

Das ist wenigstens klarer. Auch hat Rousseau selbst gefühlt, daß er nicht klar sei, und sich mit der Armuth der französischen Sprache entschuldigt. (Ist es nicht höchst seltsam, daß eine Sprache, die einer ihrer ersten Schriftsteller selbst für arm erklärt, doch allgemeine Weltsprache geworden ist?)

Es gab eine Zeit, wo das politische Testament des Kardinals Richelieu Aufsehen erregte; aber blos weil es den Namen eines allmächtig gewesenen Premierministers an der Stirne trug. Der Inhalt ist so unbedeutend, daß viele Gelehrte, und unter andern auch Voltaire, behaupteten, es sei dem großen Staatsmanne nur untergeschoben. Indessen ist es doch ohne Zweifel Richelieu's Werk, denn es fand sich nachmals in der königlichen Bibliothek ein, von dessen eigener Hand mit Anmerkungen versehenes

Exemplar. Voltaire urtheilte von diesem politischen Testamente, daß viel Geduld dazu gehöre, um es ganz zu lesen, und daß ohne Richelieu's Namen es Niemand lesen würde. Friedrich II. entschuldigte den Kardinal in hübschen Versen, die mit der Spitze schließen:

L'esprit le plus profond s'éclipse;
Richelieu fit son testament
Et Newton son apocalypse.

Allein hier ist noch ein gewaltiger Unterschied zu bemerken, denn Newton schrieb über die Offenbarung, ohne ein Theolog zu sein; Richelieu hingegen verfaßte ein politisches Testament, nachdem er selbst viele Jahre lang die Staatskunst getrieben, und lieferte daher den Beweis, daß man Meister in einer Kunst sein kann, ohne darüber schreiben zu können.

Auch unser großer Leibnitz, dessen Genie alles umfaßte, hat sich bisweilen mit Ruhm und Glück zu den politischen Schriftstellern gesellt, obgleich ein Merkel jener Zeit, Namens Nizolius, von ihm zu sagen beliebte: Der dauernde Ruhm, dessen er genösse, bewiese blos die Menge der Narren und die Dauer der Narrheit. Leibnitzens politische Schriften waren aber entweder blos für Gelehrte bestimmt (wie sein diplomatischer Codex des Völkerrechts), oder sie bezogen sich auf Begebenheiten seiner Zeit. — Die Blitze, welche Hubert Languet, unter dem Namen Junius Brutus, gegen die Tirannen schleuderte, und der Königsmord, welchen der Dichter Milton kühn und laut vertheidigte, haben beiden einen Rang unter den Politikern

erworben; einen Rang, den der wackere Algereon Sidney mit seinem Kopfe bezahlen mußte; denn der Hochverrath, den man ihm aufbürdete, bestand wohl größtentheils in der Schrift, die man in seinem Pulte fand: Von der Macht und Gewalt der Könige.

Dieser Aufsatz ist, wider den Willen des Verfassers, schon zu lang gerathen, um noch von Locke, Hume, Bolingbroke, Montesquieu, Justus Lipsius, Schlötzer, Kant, Fichte u. s. w. zu sprechen; auch würde das Resultat immer dasselbe bleiben: die Philosophen strengen sich an, um eine völkerbeglückende Politik zu erschaffen, und die Fürsten thun das ihrige, um sie zu vernichten. Doch sei mir vergönnt, noch ein Wort von einem nagelneuen Politiker zu sagen, der zwar in keiner Rücksicht neben den genannten zu stehen verdient, der aber jetzt gelesen und viel gelesen wird, indessen jene in bestaubten Winkeln modern: ich meine den Herrn von Massenbach. Dieser Mann sagt in seinen historischen Denkwürdigkeiten, welche keinen geringen Werth für den künftigen Geschichtschreiber haben: »Die Politik des Königs müsse das Gemüth des Königs überwiegen; die Moralität des Privatmannes müsse dem Gesetze der Nothwendigkeit weichen; auch Friedrich dem Zweiten habe der erste Schritt von der Moral des Privatmannes zu der des Regenten Ueberwindung gekostet, aber er habe ihn mit Festigkeit gethan u. s. w.« — Ich weiß wohl, daß man schon tausendmal wiederholt hat: der Fürst müsse eine andere Moral haben, als der Privatmann, ich weiß aber auch,

Exemplar. Voltaire urtheilte von diesem politischen Testamente, daß viel Geduld dazu gehöre, um es ganz zu lesen, und daß ohne Richelieu's Namen es Niemand lesen würde. Friedrich II. entschuldigte den Kardinal in hübschen Versen, die mit der Spitze schließen:

> L'esprit le plus profond s'éclipse;
> Richelieu fit son testament
> Et Newton son apocalypse.

Allein hier ist noch ein gewaltiger Unterschied zu bemerken, denn Newton schrieb über die Offenbarung, ohne ein Theolog zu sein; Richelieu hingegen verfaßte ein politisches Testament, nachdem er selbst viele Jahre lang die Staatskunst getrieben, und lieferte daher den Beweis, daß man Meister in einer Kunst sein kann, ohne darüber schreiben zu können.

Auch unser großer Leibnitz, dessen Genie alles umfaßte, hat sich bisweilen mit Ruhm und Glück zu den politischen Schriftstellern gesellt, obgleich ein Merkel jener Zeit, Namens Nizolius, von ihm zu sagen beliebte: Der daurende Ruhm, dessen er genösse, bewiese blos die Menge der Narren und die Dauer der Narrheit. Leibnitzens politische Schriften waren aber entweder blos für Gelehrte bestimmt (wie sein diplomatischer Codex des Völkerrechts), oder sie bezogen sich auf Begebenheiten seiner Zeit. — Die Blitze, welche Hubert Languet, unter dem Namen Junius Brutus, gegen die Tirannen schleuderte, und der Königsmord, welchen der Dichter Milton kühn und laut vertheidigte, haben beiden einen Rang unter den Politikern

erworben; einen Rang, den der wackere Algereon Sidney mit seinem Kopfe bezahlen mußte; denn der Hochverrath, den man ihm aufbürdete, bestand wohl größtentheils in der Schrift, die man in seinem Pulte fand: Von der Macht und Gewalt der Könige.

Dieser Aufsatz ist, wider den Willen des Verfassers, schon zu lang gerathen, um noch von Locke, Hume, Bolingbroke, Montesquieu, Justus Lipsius, Schlötzer, Kant, Fichte u. s. w. zu sprechen; auch würde das Resultat immer dasselbe bleiben: die Philosophen strengen sich an, um eine völkerbeglückende Politik zu erschaffen, und die Fürsten thun das ihrige, um sie zu vernichten. Doch sei mir vergönnt, noch ein Wort von einem nagelneuen Politiker zu sagen, der zwar in keiner Rücksicht neben den genannten zu stehen verdient, der aber jetzt gelesen und viel gelesen wird, indessen jene in bestaubten Winkeln modern: ich meine den Herrn von Massenbach. Dieser Mann sagt in seinen historischen Denkwürdigkeiten, welche keinen geringen Werth für den künftigen Geschichtschreiber haben: »Die Politik des Königs müsse das Gemüth des Königs überwiegen; die Moralität des Privatmannes müsse dem Gesetze der Nothwendigkeit weichen; auch Friedrich dem Zweiten habe der erste Schritt von der Moral des Privatmannes zu der des Regenten Ueberwindung gekostet, aber er habe ihn mit Festigkeit gethan u. s. w.» — Ich weiß wohl, daß man schon tausendmal wiederholt hat: der Fürst müsse eine andere Moral haben, als der Privatmann, ich weiß aber auch,

daß nichts absurderes auf der Welt gesagt werden kann; denn es gibt nur Eine Moral, die immer und überall dieselbe bleibt, und die sich eben so wenig als unsere Erdaxe biegen und schmiegen läßt. Eigentlich wollen solche Schriftsteller auch nicht zu den Fürsten sagen: »Ihr sollt eine andere Moral haben,« sondern vielmehr: »Ihr sollt gar keine haben;« weil aber dieser nackte Spruch unverdorbenen Fürsten allzusehr auffallen und ihr Gemüth empören möchte, so sucht man es in einem Säftchen ihnen beizubringen, und überredet sie für's Erste, daß sie doch immer noch eine Moral besitzen, wenn gleich nicht die ihrer Unterthanen.

Bedenkt man auch, daß durch diese Lehre sich Alles entschuldigen läßt, und daß die Unterthanen das Vertrauen zu einem Fürsten nothwendig verlieren müssen, dessen Handlungen zu beurtheilen sie gar keinen Maßstab haben? — Wenn der Fremde dem Fremden, der Christ dem Türken sich mit Vertrauen nähert, trotz der Verschiedenheit der Nationen oder des Glaubens, so wird dieses Vertrauen durch die eingeborne Ueberzeugung in ihnen erweckt, daß sie in jedem Menschen das Menschliche, daß sie ihre eigene Moral wiederfinden werden, und nur den Wilden scheuet man, weil man nicht hoffen darf, jene Tochter einer höhern Kultur bei ihnen anzutreffen. Diese Scheu pflanzt sich nun zwischen Fürsten und Unterthanen, wenn jener laut erklärt, er habe eine andere Moral, die ihm zu thun erlaube, was diese für unrecht halten. — Und warum erlaubt sie es ihm? doch nur um löbliche Zwecke zu erreichen, die sonst

unerreicht bleiben müßten; denn wenn er mit der Moral des Privatmannes zum Ziele kommen könnte, so würde doch wohl Niemand so schlecht sein, ihm eine andere anzurathen? — Und warum kann er mit dieser nicht zum Ziele kommen? — Doch wohl nur, weil alle die übrigen Fürsten auch eine andere Moral haben? — Also mit einem Worte: er soll schlecht sein, weil andere schlecht sind. — Und warum sind andere schlecht? — weil man ihnen dasselbe gerathen hat. Siehe da die elende Basis der Fürstenmoral, wie Herr von Massenbach und mehrere sie predigen, und die nur eines Fürsten Belzebub würdig ist. — Nein, es gibt nur Eine, ewige Moral, und wenn Fürsten gegen diese handeln, so mögen Thoren sie immerhin bewundern und groß nennen, sie bleiben darum doch Bösewichter. Groß kann nur das Gerechte sein. Herr von Massenbach konnte folglich dem Könige von Preußen keinen höhern Ruhm beilegen, als den, daß sein Gemüth, mit andern Worten, seine Moral sich gegen die Aftermoral empört habe. Das wird ihm der philosophische Geschichtschreiber einst hoch anrechnen, indem er zugleich die sogenannten großen Thaten solcher Fürsten zu würdigen wissen wird, denen jeder Zügel ihrer Ruhmgier und Habsucht lästig und Massenbach's Grundsätze willkommen waren.

Dieser Mann nennt in der Vorrede zu seinem Buche die biedere Denkungsart des jetzigen Großkanzlers Beyme: »Eine steife, auf die engen Ideen des Rechts sich gründende Logik.« — Die seinige ist also auf die weiten Ideen des Unrechts gegründet? — Wehe! wehe! —

Hingegen scheinen sich die politischen Ansichten des Herrn von Massenbach in einem sehr engen Kreise zu drehen, nämlich dem seiner Wünsche und Neigungen. Er ist ein entschiedener Bewunderer des in der That erstaunenswürdigen Kaisers der Franzosen, und preist folglich keine andere Politik als die französische, aus der er sonder Zweifel seine Maximen abstrahirt hat. Da finden wir: »daß England nicht blos Frankreich, sondern der Welt den Untergang geschworen, weil es den Handel der Welt ungetheilt in seiner Gewalt behalten wolle« (pag. 17). — Aber mit wem soll es denn handeln, wenn die Welt untergegangen ist? — Ferner: »Britanniens Absicht soll sein, alle Manufakturen des Continents zu zerstören.« — (Warum hat man denn vor dem Kriege davon nie etwas gehört? Warum blühten denn so viele Manufakturen auf dem Continente, ohne daß England sich darum bekümmerte? — Ich kenne Englands Absichten nicht so genau, als Herr von Massenbach, und mag sie auch keineswegs vertheidigen; aber das sehe ich doch klar, daß Alles, was geschieht, nur deswegen geschieht, weil man im Kriege begriffen ist, und daß die Engländer eben so wohl sagen könnten, man wolle ihre Manufakturen zerstören, weil man alle Häfen ihnen verschlossen hat.)

Herr von Massenbach argumentirt weiter: »Das untergrabe die Grundpfeiler der politischen Oekonomie aller Staaten, denn Zerstörung der Manufakturen streife dem Ackerbaue die Blüte ab, erstické den Zuwachs der Bevöl-

kerung im ersten Lebenskeime und gebe das lebende Geschlecht dem Hungertode Preis.»

(Das klingt schrecklich, ist aber zum Glück nicht wahr. Gerade umgekehrt wird in England darüber geklagt (wie man aus Thaer's englischer Landwirthschaft sehen kann), daß durch die Manufakturen dem Ackerbaue so viele Hände entzogen werden. Gerade umgekehrt weiß Jedermann, daß die Wohlfahrt der Staaten nicht auf den Manufakturen, sondern auf dem Ackerbaue ruht, und daß die Völker diesen eher trieben als jene, sich folglich beim Ackerbaue so vermehrten, daß sie Manufakturen anlegen konnten.)

Pag. 19 führt Herr von Massenbach den Beweis: »daß Rußland eine feindselige Macht gegen Preußen sei, weil es durch drohende Gewalt Preußen in einen Krieg verwickeln oder den Durchmarsch erzwingen könne.»

(Wir haben freilich einen Durchmarsch durch die preußischen Staaten erzwingen sehen, aber nicht von den Russen.) »Er fürchtete von jeher Rußlands Unterjochungsgeist.» (Er fürchtete also das Ferne, das Nahe hingegen gefiel ihm wohl.) »Dieser Geist soll einem Strome gleichen, der von den Iwanen ausgehe und nun keine Ufer mehr kenne.» (Scheint es nicht, als ob die Russen nur den Namen herleihen müßten, um die Geschichte einer andern Nation darunter zu verbergen?) — »Das sei immer die Tendenz der Nordländer, die Südländer zu ihren Sklaven zu machen.» — (Entweder der Hang Sklaven zu machen ist ansteckend gewesen, oder es ist nicht der der Nord-

länder allein, sondern überhaupt jedes übermächtigen und übermüthigen Volkes.) —

»Rußlands Bewohner hätten eine stärkere Tendenz nach dem Süden von Europa als Frankreichs Bewohner nach dem Norden.» (Den Gegenbeweis könnte Polen liefern.) — Herr von Massenbach schaudert vor Rußlands Despotismus, fürchtet aber Frankreichs Universalmonarchie nicht. —

(Wir, die wir in Rußland wohnen, befinden uns doch alle recht wohl unter diesem sogenannten Despotismus. Wir tragen freilich auch einige unvermeidliche Folgen des Krieges; aber im Ganzen genommen gibt es jetzt kein Volk in Europa, das in einem so hohen Grade, als die Russen, Sicherheit der Person und des Eigenthums genösse: folglich sehnt sich auch Niemand nach der französischen Universalmonarchie.)

Im zweiten Theile pag. 72 wird »das Herz des Herrn von Massenbach bei dem Gedanken zerrissen, Deutschland überströmt zu sehen von den barbarischen Horden des Orients.» Daß aber Deutschland, in dem Augenblicke, wo er dieses schrieb, wirklich schon überströmt war, daraus scheint er sich nichts zu machen.

So ist leider auch die Politik des Herrn von Massenbach nur eine von den vielen Politiken, die ein Jeder sich selst nach der Lage der Umstände und nach seinen Neigungen erschafft. Feste Grundsätze der Politik gibt es nur in Büchern, auf der Weltbühne nicht; da hängt alles blos vom Erfolge ab; da ist heute gut, was gestern schlecht

war, und morgen schlecht, was übermorgen wieder gut sein wird. Die Politik in der Theorie möchte die Kunst sein, das allgemeine Wohl durch rechtliche Mittel zu befördern; die Politik in der Ausübung ist die Kunst, die eben obwaltenden Umstände zu benutzen, gleich viel durch welche Mittel. Diese Politik kann eben so wenig erlernt werden, als die Schlauheit; sie wird den Menschen angeboren und durch Erfahrung ausgebildet.

Seufzend schreibe ich diese Wahrheiten nieder! seufzend wiederhole ich den alten Spruch: Die Welt würde glücklich sein, wenn die Philosophen Könige, oder die Könige Philosophen wären.

Predigten für junge Damen.

Auf die Gefahr, bespöttelt zu werden, wage ich es, meinen schönen jungen Leserinnen die Predigten eines Engländers, James Fordyce, zu empfehlen. Vielleicht wäre ihnen mit englischer Kontrebande mehr gedient, als mit englischen Predigten; aber wie, wenn sie das Geheimniß lehrten, die englischen Waaren mit Vergnügen zu entbehren? — in der That, das lehren sie, und die französischen oben drein. Ich weiß nicht ob diese Predigten übersetzt sind, kann aber, im Fall sie es nicht sein sollten, versichern, daß kein wackeres Mädchen bereuen werde, blos um dieser Predigten willen englisch gelernt zu haben.

Einige Fragmente mögen als Einladung hier Platz

finden. Das Erste aus der Predigt über die Sittsamkeit in der Kleidung.

»Wer dürfte hoffen,« sagt Fordyce, »daß Frauenzimmer, die noch von der Putzgier beherrscht werden, jemals Gefallen an häuslichen Tugenden finden könnten? — Wer vor dem Spiegel wohnt, um seine Gestalt zu betrachten, behält keine Zeit übrig, um seinen Charakter zu prüfen. Wer nur durch Putz und Aeußeres fesseln will, wird der sein Inneres schmücken?«

»Ja, schmücken dürfen sich die Weiber, sie dürfen in ihrem Aeußern wohl gesuchter erscheinen als die Männer; aber ist denn Grazie nur vereinbar mit Pracht? ist sie nicht weit öfter gepaart mit einfacher Eleganz? — Unterscheidet wohl das Schimmernde von dem Angenehmen; nur zierlich sei euer Gewand, und müßt ihr dann und wann ein kostbares Kleid tragen, so geschehe es mit der größten Anspruchlosigkeit. — Welche Summen könnten für löblichere Zwecke erspart werden! welche Summen verliert das Land, um unsere gefährlichen Nachbarn zu bereichern! Französischen Spielereien müssen unsere Manufakturen weichen u. s. w.« —

In einer andern Predigt, über die weibliche Zurückhaltung, sagt der Redner:

»Gedenket der ehrwürdigen Frauen, die vormals hier den Stand der Mütter ehrten, in heiliger Verborgenheit lebten und starben; die man selten außer ihren Häusern antraf und die in ihren Häusern nichts kostbareres aufzuweisen hatten, als wohlerzogene Kinder. Wenn sie heute zurück-

kehrten, und im Stillen die Sitten unsers Jahrhunderts beobachteten; wenn sie Enkelinnen sähen, die sich mit Kostbarkeiten brüsten, welche oft nicht einmal bezahlt sind, die in großen Gesellschaften die Augen hin und her werfen und alles aufbieten, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen; in deren Zügen man eine Art von Triumph liest, wenn es ihnen gelungen ist; die nicht die mindeste Unruhe verrathen, wenn ein unverschämter Jüngling sein lüsternes Auge starr auf sie heftet, oder wenn der vergiftete Hauch eines Verführers sie berührt. — Ach! ich habe den Muth nicht, diese Beschreibung zu vollenden! — Was würden jene ehrwürdigen Beobachterinnen von ihrer Nachkommenschaft denken? und wie würden sie vollends erstaunen, wenn sie wüßten, daß unter allen diesen jungen leichtsinnigen Mädchen vielleicht nicht eine einzige ist, die von ihrer Mutter oder ihren Freunden Lehren der Sittsamkeit und jener liebenswürdigen, dem schönen Geschlechte so unentbehrliche Zurückhaltung empfing!" —

"Ich versetze mich in die Zeit, wo ihr Gattinnen sein werdet; ich sehe euch umringt von euren Kindern, mit dem Geliebten eurer Seele die süße Sorge für deren Erziehung theilend. — Wer ist der Verworfene, der, vor diesem Bilde, euer Geschlecht gering schätzen möchte? Ihr verbreitet Tugend und Glück auf Erden, kommende Geschlechter segnen euch. Ja, das ganze Menschengeschlecht steht unter der Obhut der Weiber, und ist, nach der Bemerkung eines Alten, abhängig von der Erziehung, welche die Mütter ihren Töchtern bis zu deren Vermählung, ih-

ren Söhnen bis in das siebente Jahr ertheilen. Diese Zeit, wo der biegsame Geist noch offen für jeden Eindruck ist, diese Zeit gehört allein den Müttern. Hört und fühlt es, ihr brittischen Töchter, das ist der Ruhm eures Geschlechts, das ist der schöne Beruf, durch den ihr dem Vaterlande nützlich werdet! — Beide Geschlechter wurden für einander geschaffen; wir streben eure Herzen zu gewinnen, ihr dürft und müßt euch bestreben die unsrigen zu fesseln; aber nicht durch französischen Tand, nicht durch Reize, die auf Kosten der Sittsamkeit glänzen; nur das Anständige, Ehrbare, Anspruchlose fesselt wackere Männer. — Himmlische Liebe! wie groß ist deine Macht! du bist der sicherste Wächter der Reinheit, du milderst die Sitten, du zähmest den Wilden, du demüthigst den Stolzen, du unterjochst Alle; und doch erhebst du den Muth, verwandelst den Wilden in einen Menschen und machst aus dem Menschen einen Helden!» — Sie sehen, meine schöne Leserinnen, daß der Prediger, den ich ihnen empfehle, kein Feind der Liebe ist, auch versichert der Herausgeber dieser Predigten, der Verfasser habe ein Mädchen gefunden und zu seiner Gattin gewählt, die, ganz seinem Ideale entsprechend, ihn sehr glücklich mache.

Bisweilen verliert der Prediger seinen schönen Gegenstand auch wohl aus den Augen, und schwatzt ein wenig der kreuz und quer. So zum Beispiel untersucht er, warum man die alten Ritterromane nicht mehr lese? ein andersmal beweißt er die Nützlichkeit des Tanzes, spricht über die Wirkungen der Musik, deren Mängel und Schönheiten er

auseinander setzt u. s. w. Man hat ihm das vorgeworfen; man hat gesagt: solche Materien gehörten nicht auf die Kanzel; allein mich deucht, mit Würde vorgetragen, gehöre Alles, durchaus Alles auf die Kanzel, und kein Gegenstand, der in das bürgerliche oder häusliche Leben eingreift, dürfe dem Prediger fremd bleiben.

Uebrigens ist der ganze Aufsatz, den ich hier geschrieben habe, völlig unnütz; denn ich wette, daß keine einzige meiner Leserinnen die Predigten von James Fordyce kaufen, noch weniger lesen wird.

Die Händesprache.

Es hat Jemand die Bemerkung gemacht — ob sie wahr ist, mögen die Herrn Physiologen entscheiden — daß, gleichwie Uebereinstimmung der Charaktere die Seelen zur Freundschaft verbinde, so empfänden auch die Körper ein weit größeres Vergnügen, wenn diejenigen Theile derselben einander berühren, die mit einander übereinstimmen; das Auge begegne am liebsten dem Auge, die Hand fasse am liebsten die Hand, der Mund berühre am liebsten den Mund u. s. w. Diese Beobachtung kann noch sehr fruchtbar an unerwarteten Resultaten werden, kann vielleicht gar Aufschluß über Sympathie und Antipathie geben; hier möge sie vor der Hand uns auf das Kapitel von der Händesprache leiten.

Bekanntlich ist in der Liebe Alles excentrisch, jedes

Wort ein Geheimniß, jede kleine Versicherung ein Schwur, jede kleine Unwahrheit ein Meineid. Gewöhnliche Menschen können nur sprechen, indem sie den Mund öffnen, Zunge und Lippen bewegen; Liebende hingegen sprechen mit den Augen, mit der Stirn, mit dem ganzen Gesichte, ja sogar mit den Händen. Ein schüchterner Liebhaber hat noch nicht den Mund geöffnet, aber schon hat ein sanfter Händedruck der Geliebten sein Herz verrathen. — Wenn ein Frauenzimmer den Handschuh auszieht und eine schöne, runde, weiße Hand sehen läßt, so spricht diese Hand zum Vortheil aller der Reize, die ihre Besitzerin verbirgt. Eben so laut spricht und warnt eine häßliche, magere Hand und predigt gleichsam gegen die Lüsternheit. — Auch vom Charakter dessen, dem sie zugehören, legen die Hände nicht selten ein gutes oder böses Zeugniß ab. Verwegene Hände zum Exempel, die allzudeutlich mit einem hübschen Mädchen reden, verkünden die Leichtfertigkeit; wenn hingegen die Hände des hübschen Mädchens dem Eigenthümer der verwegenen Hände eine derbe Ohrfeige geben, so verkünden sie Tugend und Sittsamkeit. Diejenigen Hände eines Liebhabers, die während des ersten Rendezvous nichts weiter thun als einen Hut drehen, bezeugen Blödigkeit und ehrfurchtsvolle Schüchternheit; und Hände, die ganz in den Schooß gelegt werden, bedeuten Trägheit.

Wenn zwei Hände, deren Besitzer zu verschiedenen Geschlechtern gehören, einander recht kräftig drücken, so reden sie in diesem Augenblicke so viel, daß ein Buch dazu

gehörte, um es Alles aufzuschreiben; die Herzen begeben sich in die Finger und jeder Finger wird eine Zunge. Auch zwei Freunde sagen sich schweigend auf diese Weise die herzlichsten Dinge. Darum ist der alte deutsche Händedruck noch immer unter uns in Ehren.

Oft, wenn zwei Liebende durch die Gegenwart einer strengen Mutter oder eines Fremden belästigt werden, reichen sie sich verstohlen die Hände, und diese flüstern einander zu: es ist recht fatal, daß wir nicht allein sind.

Die von den Poeten so oft gerühmte Augensprache hat zwar auch ihre Vortheile, steht aber doch der Händesprache weit nach. Im Dunkeln ist sie gar nicht zu gebrauchen. Geräusch macht sie zwar nicht, aber ein Tauber kann sie hören, und nur dem Blinden bleibt sie unverständlich; jedem nur halb Sehenden hingegen verräth sie sich gar zu leicht.

Wenn der Liebende zum ersten Male wagt die Hand der Geliebten zu fassen, so zieht sie dieselbe entweder zurück, und das heißt: ich habe kein Herz für dich; oder sie duldet es, und das heißt: wem ich es erlaube, mir die Hand zu berühren, der darf hoffen, auch mein Herz zu rühren. Bei verliebten Zänkereien hingegen wird auch die Hand zurückgezogen, um den Zorn auszudrücken, doch bald wieder ausgestreckt zum Zeichen der Versöhnung.

Was sagt nicht Alles eine Hand, die eine andere Hand zum Munde führt, um dort geküßt zu werden! es geschieht langsam oder hastig, zitternd oder kühn, drückt

Höflichkeit oder Ehrfurcht, Dankbarkeit oder Liebe aus.

Zwei Hände falten sich, ihr Eigenthümer betet — die gefalteten Hände erheben sich, er bittet — sie reiben einander, er ist ungeduldig. Oft bedarf diese Sprache nicht einmal der ganzen Hand, einige Finger, auch wohl nur Einer, sind hinreichend, um sich verständlich zu machen. Der aufgehobene Finger droht, der gekrümmte winkt, der ausgestreckte deutet an. Zwei Finger schlagen ein sogenanntes Knipschen, ein Zeichen der Geringschätzung; drei Finger segnen.

Die Hand gibt, die Hand empfängt. Beides spricht laut, vorzüglich beweist das Erstere sowohl das gute Herz des Gebers als das Verdienst des Empfängers. Die Hand tadelt aber auch, indem sie zurück weist.

Ein Finger auf den Mund gelegt, predigt Vorsicht. Man weiß, daß die Alten den Gott des Schweigens in dieser Stellung abbildeten. Wie sie die Venus dargestellt haben, weiß Jedermann; die Hände der Göttin sagen: ich bin schamhaft. Die Grazien fassen sich bei den Händen, das heißt: wir sollen unzertrennlich sein. Zwei Hände, die sich fest halten, sind das Symbol der Treue. — Die geballte Faust spricht von Wuth und Rache — die gekrümmte Hand fleht um ein Allmosen — die Hand auf das Herz gelegt, betheuert — die Hand an der Stirn denkt — die Hand hinter den Ohren äußert Bedenklichkeiten — der Zeigefinger der einen Hand über

den Zeigefinger der andern gestrichen, redet spöttisch und schadenfroh — die Spitze des Zeigefingers gegen die Spitze des Daumen gedrückt, und dann gegen die Nase des Gottlieb Merkel geschnellt, ist die Sprache der tiefsten Verachtung. —

Kurz es gibt nicht leicht eine Empfindung, welche die Hand nicht auszudrücken vermöchte, und sie ersetzt den Mund nicht allein vollkommen im Sprechen, sondern sogar, wiewohl etwas unvollkommen, im Küssen, denn wenn der Mund nicht nahe der Geliebten kommen kann, so wirft die Hand ihr Küsse zu.

Gemälde eines Unhöflichen nebst dem Geständnisse eines Franzosen.

(Von Vigée.)

Die Gesellschaft ist eine Art von Maskenball, Jeder mag sich kleiden nach Gefallen; aber man ist überein gekommen, daß Jeder dieselbe Larve tragen soll, nämlich die der Höflichkeit. — Was ist die Höflichkeit? —

So sprechen und handeln, daß die Eigenliebe eines Jeden befriedigt, wenigstens nicht beleidigt wird; offen und zuvorkommend gegen seines Gleichen, weder zu demüthig noch zu vertraut gegen seine Obern sein, die Untergebenen nicht zu entfernt halten, in allen Dingen den Wohlstand beobachten, das ist höflich.

Die Höflichkeit ist ein Firniß, der guten Eigenschaften noch mehr Glanz verleiht; die Fehler verschleiert sie; ja den Schein aller Tugenden leiht sie dem, der vielleicht nicht eine einzige besitzt. Die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche gibt auch der Höflichkeit unter verschiedenen Völkern eine andere Gestalt; doch überall und in jeder Gestalt wird sie hoch geachtet, und nirgend ist es erlaubt grob zu sein. Einem Manne von außerordentlichen Verdiensten wird Unhöflichkeit allenfalls verziehen, oder man meidet ihn. Am unerträglichsten sind die Menschen, welche krochen, so lange sie nichts waren und nichts hatten, nun aber durch Reichthum übermüthig werden, und vergessen, daß man den Neid nur durch Höflichkeit entwaffnet. — Zu diesen Bemerkungen fügt der Verfasser folgendes Gemälde eines Unhöflichen.

Cliton tritt in den Saal, die Gesellschaft ist zahlreich, er scheint Niemanden zu bemerken, oder er redet ganz vertraulich Leute an, die er gar nicht kennt, zerreißt im Vorbeigehen einer Dame das Kleid, oder tritt dem, der mit ihr spricht, auf den Fuß, ohne irgend eine Entschuldigung zu machen; er wirft sich auf einen Sessel, streckt sich aus, und kehrt sich hin und her, als ob er in seinem Bette läge. Dann erhebt er die Stimme, unterbricht das Gespräch, führt es ganz allein fort, schwatzt, gähnt, schläft, während man vorliest oder Musik macht, nießt ganz entsetzlich, spuckt auf die parketirte Diele, schneuzt sich die Nase, daß die Fenster zittern, präsentirt seine Dose der ganzen Welt, greift ohne Umstände in jede fremde Dose, schnupfet und

bestreut seine Nachbarn mit Tabak. Sieht er zwei Personen in einer Fensterblende leise mit einander sprechen, so geht er hin und hört zu, oder fragt auch wohl, wovon sie reden? Wird der Frau vom Hause gemeldet, daß das Essen aufgetragen ist, so bleibt er uneingeladen, setzt sich bei Tische neben die Wirthin, fällt über die besten Schüsseln her, findet manche nicht nach seinem Geschmacke; hört, daß man über einen witzigen Einfall lacht, und erklärt, er habe ihn schon lange gewußt; erzählt hingegen die unbedeutendsten Dinge von seiner werthen Person, widerspricht Allen, weiß Alles besser, steht endlich auf und spült sich den Mund aus, ohne sich umzudrehen, läßt seine Uhr repetiren, sagt, daß es Zeit sei zu gehen, bleibt aber noch immer, wenn die übrigen Gäste schon Alle fort sind.

Die französische Nation, so schließt Vigée, stand lange Zeit in dem Rufe, die höflichste auf der Welt zu sein. Frankreich war für alle Fremde eine Schule der Höflichkeit geworden. Diese Schule ist unglücklicherweise seit zehn Jahren verschlossen — (mich dünkt es sind schon zwanzig Jahre) — es scheint, daß man sie wieder öffnen wolle; allein sie hat ihre alten Professoren größtentheils verloren, und die jetzige Generation liefert keine Subjekte, die ihre Stelle ersetzen könnten. Ein höflicher Mensch in unsern heutigen glänzenden Zirkeln ist fast ein Phänomen! (Trauriges Bekenntniß!) — Wird man dergleichen in Frankreich jemals wiedersehen? — O ja, nur gebt uns Zeit.

(Diese Zeit wird nicht eher wiederkehren, bis Frankreich aufhören wird, ein g a n z m i l i t ä r i s c h e r S t a a t zu

sein; denn ob es gleich unter dem Militär viele einzelne höfliche Männer gibt, so ist doch das Militär im Ganzen nie höflich, nämlich in solchen Staaten, wo es primirt, die erste Rolle spielt. Das gilt freilich von jedem Stande, der die erste Rolle spielt, und darum ist zum Beispiel in einem Staate, der blos Handel treibt, der Kaufmannsstand nie höflich. Man muß aber gestehen, daß die Unhöflichkeit des Militärs am drückendsten ist, weil sie sich am lautesten ausspricht. Man denke an Berlin, wie es noch vor einigen Jahren war; man denke an das rohe Tonangeben im Theater, auf den Straßen, auf den Klubbs, so hat man vermuthlich ein Bild von dem, was Paris jetzt ist.)

Rustan.

Der Herausgeber der Biene ist nicht der Einzige, der sich bisweilen das Vergnügen macht, aus unzusammenhängenden Worten, die ihm vorgeschrieben werden, eine Erzählung zu bilden; zu seiner nicht geringen Freude hat er unter den Verfassern eines neuen französischen Almanachs einen Nebenbuhler gefunden, und zwar einen Nebenbuhler, den er nie errathen hätte, nämlich den Hospodar von der Wallachei. Während in Frankreich Blutströme flossen, beschäftigte sich der Hof zu Buchareſt mit allen Gattungen von Spielen des Geistes und Witzes. Der Hospodar selbst, von einem Franzosen erzogen, sprach das Französische sehr fertig, und ging mit einigen Emigrirten

sehr vertraut um. In diesem Zirkel schrieb er die nachfolgende Erzählung, zu welcher man ihm die Worte: Satan, Liebe, Sultan, Elephant, Diamant, Gefäß und Wermuth geliefert hatte.

Ein armer Teufel von Muselmann, Namens Rustan, war immer außerordentlich fromm gewesen, und hatte vor den Heiligen des Korans sein letztes Licht verbrannt, ohne daß Einer dieser Herren ihn gewürdigt hätte, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Da wurde er endlich toll und böse, und beschloß, sich dem Satan zu weihen, der bekanntlich unter allen großen Herren seine Verehrer am besten belohnt. Er citirte also den Teufel mit allen erforderlichen Formalitäten, und gelobte ewiglich dessen treuer Knecht zu sein. Satan ließ sich auch nicht lange bitten, um zu beweisen, daß er feiner höre, als der große Prophet. Er stieg aus den Abgründen herauf, gehüllt in einen prächtigen Rauchwirbel, der nichts weniger als nach Schwefel stank, sondern von Rosen und Ambradüften geschwängert war. Aus der Wolke trat er selbst hervor, und zwar in der Gestalt, in der er das meiste Unheil auszuüben pflegt, nämlich als Engel der Liebe. Rustan, der eine gräßliche Erscheinung erwartet, und sich deswegen mit so viel Muth, als er nur immer auftreiben konnte, versehen hatte, fiel aus den Wolken bei diesem lieblichen Anblicke.

»Um Vergebung,« sagte er stammelnd, »ich habe einen Teufel [illegible], und ich sehe, daß ein Engel sich her bemüh[illegible]

»Gleich[illegible], mein Freund,« erwiederte Satanas, »ver-

traue mir nur dein Anliegen, und zähle auf meine Hilfe. Du siehst, ich bin ein guter Fürst, ich erlaube, daß man Jedermann betriege; aber ich habe es gern, daß man aufrichtig mit mir rede, und Niemand ist nachsichtsvoller gegen die menschlichen Schwachheiten, als ich. Du könntest dein ganzes Leben zu einem Fastenmonate Ramazan machen, du könntest hundert Jahre lang in allen Moscheen beten, und würdest doch immer nur ein armer Wicht bleiben, dem man große Herrlichkeiten versprechen würde, aber erst nach seinem Tode. Die Gebote sind Wechselbriefe, die auf sehr lange Termine ausgestellt, und in der Verfallzeit doch wohl noch protestirt werden. Ich aber zahle bar, darum rede, mein Freund, was begehrst du? willst du ein Eroberer sein? oder ein Mufti? oder ein Sultan?" (Es ist merkwürdig, daß der Herr Hospodar von der Wallachei glaubte, der Teufel müsse zuerst den Eroberer nennen.) "Wähle," fuhr Satanas fort, "ich bin es, der die Gnadenbezeugungen vertheilt, und du wirst bemerkt haben, daß in der Regel nur meine Freunde deren empfangen. Deine Physiognomie gefällt mir, du siehst aus, wie ein ehrlicher Teufel, also rede."

"Sehr feuriger und sehr höllischer Potentat!" antwortete Rustan, "da ich von Natur einen gewissen Hang verspüre, meines nächsten Frau zu lieben; da ich von Natur sehr hochmüthig, sehr habsüchtig, sehr neidisch und vor allen Dingen sehr faul bin —"

"Nun weiter?" fragte Satanas ungeduldig.

"So würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir

ein großes Volk zu beherrschen geben, weil ich alsdann nach Herzenslust und ungestraft alle Thorheiten und Verbrechen begehen kann, die mir so eben einfallen.»

»Bravo, mein Freund, bravo!» rief der Teufel, »du bist mein Mann, und ich erhebe dich auf der Stelle zum Großsultan. Doch muß ich dir sagen, daß die Bosheit des Himmels meine Macht hie und da immer ein wenig einzuschränken pflegt, darum hüte dich, daß du nie mit einem größern Thiere zu thun bekömmst, als du selbst bist, sonst stehe ich dir für nichts.»

»Das hat nichts zu bedeuten, Ew. brennende Majestät,» erwiederte Rustan, »ich nehme es mit jedem Thiere auf, darum bitte ich gehorsamst, nur unverzüglich zur Erfüllung Ihres Versprechens zu schreiten; denn ich brenne vor Begierde in einem weiten Reiche unter einem glänzenden Hofstaate als Ihr würdiger Repräsentant aufzutreten.»

Gesagt, gethan. Die Wolke zerrinnt, die Liebe verschwindet, und statt des Heubodens, auf welchem Rustan seine Beschwörungen gemurmelt hatte, befand er sich plötzlich in einem prächtigen Palaste, wo Säulen von Jaspis und Porphyr ein Gewölbe von Diamanten trugen, von welchem der Schimmer von tausend wohlriechenden Lampen widerstrahlte, während zu beiden Seiten ein Heer von köstlich gekleideten Sklaven beiderlei Geschlechts tiefgebückt dem neuen Herrscher huldigte, und zum schwelgenden Genuß einlud.

Noch trunken von der ihm gezollten Bewunderung, erhebt Rustan sein Auge und erblickt im Vorhofe des Pala-

stes eine prächtige Caravane, welche sogleich Aller Blicke auf sich zieht. Er ist entrüstet, daß man es wagen dürfe, die Augen der anwesenden Sklaven von seiner geheiligten Person abzuziehen. Er fragt — man schweigt und zittert — er droht — und einer der vornehmsten Sklaven faßt sich ein Herz.

»Sonne der Sonnen!« spricht er, »es ist einer von den hundert Königen, die sich glücklich preisen, sich deine Vasallen zu nennen. Er ist so verwegen, um die Erlaubniß zu bitten, mit seiner Zunge den Staub von deinen Füßen zu lecken. Er allein rühmt sich, einen eben so schönen Elephanten zu besitzen, als der Schlachtelephant deiner geheiligten Majestät.«

»Was!« donnerte Rustan, »einen Elephanten so schön als den meinigen? Du lügst, du Narr! und damit du künftig gescheiter redest, so befehle ich, daß man dir die Zunge aus dem Halse schneide.«

Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen und der Sklave sprach nie wieder ein mißfälliges Wort. Allein damit war der Zorn des Sultans noch nicht gestillt; in höchst eigener Person rannte er auf den gerühmten Elephanten los und stieß ihm sein Schwert bis an den Heft in den Wanst. Der arme Elephant wankte, fiel — aber von der höchsten Spitze des elfenbeinernen Thurmes herab, welchen sein Rücken trug, fiel auch zugleich ein gewaltig großer Diamant, der dem Sultan zum Geschenk bestimmt war. Unglücklicherweise hatte der tapfere Rustan bei der Heldenthat, die er so eben vollbracht, seinen Turban verloren,

der ein nicht unbedeutendes Stück seines Kopfes ausmachte, weshalb der Diamant im Fallen Gelegenheit fand, die geheiligten Schläfe Seiner Majestät sehr unsanft zu treffen. Kleine Zufälle sind bei großen Herren nie ohne große Folgen, das dulden bekanntlich weder die Aerzte, noch die Wundärzte, noch die Thronfolger. Durch reichlichen Balsam wurde die Wunde immer bedenklicher, und troß aller Chinasurrogate wollte das Fieber nicht weichen. Mit der Krankheit ging es, den Bülletins zufolge, zwar täglich besser, aber mit dem Kranken täglich schlimmer. Das lezte Stündlein schlug, und kurz vorher, ehe der arme Teufel Rustan die Augen auf ewig schloß, erblickte er zwei Gefäße, der Rand des einen war mit Honig, der des andern mit Wermuth gerieben. Azarael, der Engel des Todes, stand zwischen den beiden Gefäßen und sprach: »Rustan! sie enthalten Tugend und Laster. Jenes ist mit Wermuth gerieben, aber wer den Muth hat, davon zu kosten, der findet den Honig auf dem Grunde; dieses hingegen ist mit Honig gerieben; du hast davon gekostet, nun mußt du den Wermuth verschlucken.»

Gespräch zwischen einem Philosophen und einem Landmanne.

Ein großer General nahm seinen Abschied, ich weiß nicht in welchem Lande, noch unter welcher Regierung. Er hatte vormals eine Menge Schlachten gewonnen und für seinen

Fürsten eine Menge Provinzen erobert, wofür ihm dieser aus Dankbarkeit eine Menge Güter geschenkt hatte, die freilich viel Blut, aber sonst keinen Heller kosteten. Auf diese Güter begab sich der alte General und wurde aus langer Weile ein Philosoph, wobei er jedoch den Soldaten, der seine Argumente von der linken Hüfte hernimmt, niemals ganz verläugnen konnte. Seine Güter lagen in einem erzkatholischen Lande, und es verdroß ihn, daß er so unphilosophische Unterthanen hatte. Eines Tages fand er einen seiner wohlhabendsten Bauern auf dem Felde, der, unter einer Linde sitzend und sein Pfeifchen schmauchend, den Arbeitern zusah.

»Höre Michel,» redete er ihn an, „ich hab' es überlegt, du bist ein braver Kerl, ich will dich glücklich machen.»

Michel. Gnädiger Herr, ich bin Gott sei Dank recht glücklich.

General. Narr, du hast einen Amtmann, der ein Schwachkopf ist.

Michel. Herr, darum bekümmere ich mich nicht.

General. Aber er regiert euch schlecht.

Michel. Das kann sein; wir befinden uns Alle ziemlich wohl.

General. Er verwaltet die Gerechtigkeit nachlässig.

Michel. Es mag wohl dann und wann etwas Menschliches mit unterlaufen; aber ich habe mir sagen lassen, es ginge auf andern Gütern nicht um ein Haar besser.

General. Er preßt euch das Geld aus dem Beutel.

Michel. Je nun, leben und leben lassen. Wir essen doch Sonntags unsern Schweinebraten.

General. Er hat einen Schreiber, der thut mit euch was ihm gelüstet.

Michel. Der Herr Schreiber taugt freilich nicht viel, aber er läßt sich abfinden.

General. Und bei alle dem nennt ihr euch glücklich?

Michel. Warum nicht? ein vollkommenes Glück hat uns der liebe Gott erst in jenem Leben verheißen. Wir essen denn doch unser Brot in Ruhe. Es gibt Güter in unserer Nachbarschaft, wo der Amtmann die Bauern Alle zu Rekruten verkauft, wo keine Witwe ihres einzigen Sohnes sicher ist.

General. Dafür erwerben die Nachbarn sich auch Ruhm und Ehre.

Michel. In Gottes Namen! wir begehren nur Brot.

General. Aber auch von diesem Brote müßt ihr den Zehnten eurem Pfarrer entrichten.

Michel. Freilich, der Pfarrer will auch leben.

General. Er ist ein unwissender, abergläubischer Mann.

Michel. Wir glauben was er predigt, und sind ruhig dabei.

General. Er quält euch mit Alfanzereien, er straft euch, wenn ihr einmal an Fasttagen einen Bissen Fleisch genießt.

Michel. Er ermahnt uns aber auch väterlich und tröstet uns in der letzten Stunde.

General. Auch eure Landwirthschaft taugt nichts.

Michel. Wir ernten doch so viel, daß wir ein Stück Brot für einen Armen übrig behalten.

General. Da gibt es noch Moräste auszutrocknen, Sand urbar zu machen.

Michel. Ach ja, zu thun gibt es immer. Unsere Kinder werden das wohl finden.

General. Es ist aber eure Pflicht, so zu handeln, daß euren Kindern gar nichts zu thun übrig bleibt.

Michel. So? was werden denn die Kinder anfangen?

General. Genießen.

Michel. Ei warum haben denn unsere Väter nicht auch so für uns gesorgt?

General. Weil sie dumm waren, und weil euer vormaliger Herr sie nicht gescheut zu machen verstand. Ich hingegen verstehe das Ding besser, ich will euch beglücken und bei dir den Anfang machen.

Michel. Ach, gnädiger Herr! bemühen Sie sich nicht. Ich versichere Ew. gestrengen Gnaden, daß ich recht glücklich bin.

General. Es ist aber nicht wahr. Du hast andere Begriffe von Glückseligkeit als ich, und folglich nicht die rechten.

Michel. Andere Begriffe? das glaub' ich wohl, aber warum denn nicht die rechten? Ich bin nur ein einfältiger Bauer, ich denke, ein jeder Mensch ist glücklich auf seine Weise, und, wenn er nur Niemand dadurch irrt, so habe sich auch Niemand darum zu bekümmern.

General. Freund, wo sollte auf diese Weise die höhere Kultur der Menschheit bleiben? Dahin muß Alles streben. Eine neue, vervollkommte Ausbildung der Gesellschaft, die kann nur durch meine Grundsätze erlangt werden, und folglich sehe ich mich gezwungen, dich glücklich zu machen, selbst wider deinen Willen.

Michel. Ach du lieber Gott!

General. Euren Amtmann werd' ich absetzen.

Michel. Thun Sie das nicht, wir haben ihn Alle lieb.

General. Euren Schreiber werd' ich zum Teufel jagen.

Michel. I nun, in Gottes Namen, wenn wir nur nicht einen noch schlimmern bekommen.

General. Eurem Pfarrer werd' ich ein Stück Geld geben und fortschicken.

Michel. Gnädiger Herr, nehmen Sie sich in Acht, das geht nicht gut. Wenn es unsern Pfarrer gilt, so stehen wir alle für Einen Mann.

General. Dann seid ihr Rebellen.

Michel. Ach nicht doch, gnädiger Herr, wir verlangen ja nichts mehr, als daß Sie uns so lassen sollen, wie Sie uns gefunden haben.

General. Das geht nicht an, das kann ich vor der Nachwelt nicht verantworten.

Michel. Wer ist denn die Nachwelt?

General. Das sind eure Kinder, eure Enkel.

Michel. Ei denen wollte ich ja die Hälse umdrehen, wenn sie auf unsere Kosten glücklicher sein wollten als wir.

General. Sie haben aber ein Recht, das zu verlangen.

Michel. Wo steht das geschrieben?

General. Die Welt muß für die Nachwelt leben.

Michel. Und die Nachwelt wieder für die Nachwelt?

General. Nein, sie genießt die Früchte, die wir pflanzten.

Michel. Wissen Ew. Gnaden denn aber auch ganz gewiß, daß meine Enkel durch Ihre Veranstaltungen glücklicher sein werden, als ich es bin?

General. Ganz gewiß. Ich werde die Last, euch zu regieren, auf meine eigenen Schultern bürden, ich werde künftig selbst Euer Amtmann und euer Pfarrer sein.

Michel. Werden wir dann keine Sporteln mehr entrichten?

General. Sporteln zahlt ihr wie bisher, aber an mich.

Michel. Dem Pfarrer keinen Zehnten?

General. Den Zehnten wie bisher, aber an mich.

Michel. Wo bleibt denn des Pfarrers Haus und Garten?

General. Die behalt ich für mich.

Michel. Hm! hm! was haben wir denn am Ende von der neuen Glückseligkeit?

General. Ich führe euch zur höhern Kultur; ich mache, daß ihr von allen umliegenden Dörfern als eine respektable Gemeinde betrachtet werdet.

Michel. Wir lebten mit allen unsern Nachbarn in Frieden.

General. Aber sie spöttelten über euch und bestahlen euch auch wohl bisweilen die Zwetschkenbäume an der Grenze.

Michel. Wie soll denn das nun anders werden?

General. Ihr wißt, ich war Soldat, ich werde eure jungen Bursche exerziren lehren. Dann sollen sie für euch wachen und zuschlagen.

Michel. Wer wird denn für sie arbeiten?

General. Ihr.

Michel. Und wovon sollen sie denn leben?

General. Ihr müßt ihnen geben, was sie brauchen.

Michel. Und wenn sie todt geschlagen werden?

General. So müßt ihr andere stellen.

Michel. Ist das die höhere Kultur?

General. Das ist der erste Schritt dazu.

Michel. Ach, gnädiger Herr! ist es Ihnen wirklich Ernst, uns glücklich zu wissen?

General. Das versteht sich.

Michel. Nun so beschwöre ich Sie, lassen Sie uns bei'm Alten. Dringen Sie uns keine Glückseligkeit auf, die wir nicht begehren! Bereiten Sie unsern Kindern kein Glück, von dem Sie wahrlich noch gar nicht wissen können, ob es auch das Alte ersetzen oder gar übertessen werde. Ich habe immer gehört: was den Menschen wirklich frommt, das macht sich nach und nach von selbst, ohne Gewalt. Mit den Neuerungen ist es eine mißliche Sache, ich sehe das an meinem Feldbau. Manches scheint in der

Spekulation nützlich, ist es auch wohl in der Ausübung; es wird aber oft auf einer andern Seite, an die man gar nicht dachte, mehr verloren als gewonnen, so daß man am Ende froh wäre, wenn man das Neue unterlassen hätte. Da sind zum Exempel unsere Nachbarn in Springdorf, die haben seit zwanzig Jahren des Neuen gar viel versucht; sind sie etwa glücklicher als wir? Ach nein! nur übermüthiger sind sie geworden, und haben sich bei allen ihren Nachbarn verhaßt gemacht. — Ich bin ein einfältiger Mann, aber ich habe siebenzig Jahre in der Welt gelebt, und erfahren, daß es nur Ein sicheres Mittel gibt, das wirklich Gute und Nützliche unter den Menschen einzuführen, nämlich das Beispiel. Dem Beispiele, gnädiger Herr, widersteht Keiner. Es wirkt vielleicht langsam, aber es wirkt gewiß, und das neue Gute faßt Wurzel, ohne das alte Gute zu zerstören. Darum, gnädiger Herr, ist Ihnen ein Weg zu höherer Glückseligkeit bekannt, so gehen Sie uns nur ganz still mit gutem Beispiele vor, das wird mehr Nutzen stiften als die Gewalt, welche die Gemüther nur empört. Sein Sie gerecht, so wird unser Amtmann es auch werden; zeigen Sie aufgeklärte Frömmigkeit, so wird unser Pfarrer keine Hokus Pokus machen, und vor allen Dingen erhalten Sie uns den Frieden, denn der kommt von Gott, und führt, ohne unser Zuthun, alles Gute still herbei.

General. Michel, ich habe euch für einen gescheuten Mann gehalten, da ich aber nun höre, daß ihr dumm und halsstarrig seid, weil ihr nicht denkt wie ich: so muß ich

euch durch die Mittel, welche Gott in meine Hand gegeben hat, klügere Gedanken beibringen. Macht euch nur gefaßt auf das neue Glück, dessen ihr theilhaftig werden sollt und müßt. Habe ich diesen Zweck erreicht, dann wollen wir weiter mit einander sprechen.

Er ging — sprach aber nie wieder mit dem ehrlichen Michel, denn der starb aus Gram, als der General seine philosophische Umwälzung begann. Auch dieser starb, ohne eine andere Frucht zu ernten, als Verwünschungen. Ob die Enkel ihn segnen werden? — das mag Gott wissen! — thun sie es, so werden sie wenigstens jedesmal hinzufügen: Aber unsere armen Voreltern! die haben es theuer bezahlt!

Die Pförtchen oder Durchfahrten.

(Les Guichets.)

So ist ein französischer Aufsatz überschrieben, dessen Tendenz — um mich nach der Mode auszudrücken — ungefähr dieselbe ist, als die des eben gelieferten Gesprächs; wenigstens kann er jenem zum Beweise dienen, daß das Gute sich von selber nach und nach Platz macht, und daß nichts lächerlicher und ekelhafter ist, als das Geschrei, welches man jetzt aus so manchen feilen Kehlen vernimmt: eine gänzliche Veränderung der Dinge sei durchaus nothwendig gewesen — Jedermann habe das längst eingesehen — so

habe es nicht länger bleiben können — der Geist der Zeit habe es so gewollt — und was dergleichen Geschwätz mehr ist, welches von Leuten gekräht wird, die sich vor diesen Umwälzungen recht wohl befunden haben, und denen es damals gar nicht einfiel, unsern Zustand so verzweifelt zu finden. — Ach, diese verdammten Raisonnements nach dem Erfolge, diese lächerliche, aus bestochenen Zeitungen geschöpfte Weisheit! — Es kommt mir wahrlich so vor, als ob ein ganzer Schwarm von Häringen, die ein Wallfisch auf einen Zug verschluckt hat, sich in dessen Bauche bekomplimentirte, und jeder Häring dem andern bewiese, daß es in der Häringsrepublik durchaus nothwendig gewesen sei, eine neue Strömung zu benutzen, um in diesen sichern Aufenthalt, nämlich den Wallfischbauch, versetzt zu werden. Unter der Protektion des Wallfisches werde man nunmehr zu höhern Zwecken sich verbinden können; vor allen Stürmen, die draußen wüthen möchten, sei man völlig sicher, und so viel Wasser, als zum Leben und Schwimmen nöthig sei, würde Seine oceanische Majestät auch wohl täglich einschlucken. Freilich sei diese Veränderung der Dinge vor der Hand mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden; man müsse zum Beispiel im Dunkeln bleiben, dürfe nicht weiter schwimmen, als es die Grenzen des oberherrlichen Magens verstatten, müsse sich auch von diesem mit herumschleppen lassen, wohin es ihm beliebe, oder wohl gar gewärtigen, daß man verdaut werde; aber alles das sei doch nur Kleinigkeit gegen die unendlichen Gefahren, welche draußen auf dem stürmischen Meere

den Schwarm bedroht haben u. s. w. In der That, es kann einem ehrlichen Zuschauer leicht widerfahren, bitter zu werden, wenn er das deutsche Häringsgeschwätz täglich mit anhören muß. Ei so genießt doch in Gottes Namen dankbar das Gute, welches ihr in den neuen Umwälzungen zu finden vermeint, oder künftig zu finden hofft; verschont uns aber mit der albernen Behauptung, daß es nur durch diese Umwälzungen zu erlangen gewesen sei. — Doch ich vergesse die Pförtchen.

Ein alter Einwohner von Paris hatte einen Freund, der eigentlich keines Menschen Freund war, und der das ganze Geschlecht nicht etwa deswegen für das letzte Werk der Schöpfung hielt, weil es das vollkommenste sei, sondern weil man ihm wohl anmerke, daß unser Herrgott schon sehr ermüdet gewesen, als er den Erdenkloß angehaucht und dadurch eine Satyre auf seine ganze übrige Schöpfung gemacht habe. Es müsse durchaus eine große, physisch-moralisch-politische Revolution entstehen — meinte der Timon — es müsse plötzlich das unterste zu oberst gekehrt werden, wenn einmal wieder etwas Erträgliches heraus kommen solle. Der alte Pariser gab das nicht zu, er dachte und sprach wie der alte Michel, wurde aber stets überschrien und konnte auch die vielen Mißbräuche nicht läugnen, die Jener ihm alle Augenblicke vorrückte. Das machte ihm endlich das Herz schwer, und mit diesem schweren Herzen ging er in den Tuillerien spaziren, wo sich ein unerwarteter Trost in folgenden Betrachtungen ihm darbot.

Man weiß — so erzählt er — daß der Garten und der Palast der Tuillerien, die lange Gallerie des Louvre in der Louvre selbst, die Vorstadt St. Germain von dem Stadtviertel des palais royal, des Platzes Vendome und einem Theile der Vorstadt St. Honoré kommen. Als ich im Jahre 1740 nach Paris kam, wurde die Verbindung zwischen diesen Theilen der Stadt nur durch drei kleine Durchgänge unterhalten, die man Pförtchen (Guichets) nannte. Das war äußerst beschwerlich. Alle die Wagen, die aus der Vorstadt St. Germain über den pont royal kamen, um nach dem palais royal u. s. w. zu fahren, mußten durch eines dieser Pförtchen. In den Geschäftsstunden, oder wenn die Schauspiele anfingen, stopften sich die Pförtchen durch lange Reihen von Wagen, die Fußgänger geriethen in Lebensgefahr, und Unglücksfälle waren nicht selten.

Ich hatte das oft mit angesehen, ohne weiter darüber nachzudenken, bis eines Abends ihm Jahre 1750, als ich eben aus einer Vorstellung der Serre padrona zurückkam, in meiner Gegenwart ein unglücklicher Hausvater zu Tode gequetscht wurde. Ich selbst entging der Gefahr nur mit großer Mühe und kam sehr bewegt nach Hause. Ich fluchte über die Fiacres; aber mehr noch über die barbarische Nachlässigkeit der Regierung, welche die Veranlassung zu solchen Unglücksfällen, nämlich den Mangel an gehöriger Verbindung der verschiedenen Stadttheile, so gleichgiltig bestehen ließ. Ich wiederholte meine Verwünschungen auf 'm nächsten Kaffeehause, und bewies mit vielem Feuer,

daß man durchaus noch ein viertes Pförtchen in der Gegend des pont royal öffnen müsse.

Da mischte sich ein Polizeibeamter mit in's Gespräch, der die Tochter eines königlichen Stallbeamten geheirathet hatte. Er sagte mir höhnisch, ich redete wie ein junger Mensch von Sachen, die ich nicht verstände; Neuerungen, wenn sie auch noch so gering schienen, hätten oft sehr wichtige Folgen; wenn man dem Publikum mehr Bequemlichkeit durch ein viertes Pförtchen verschaffte, so würde die Zahl der Fiacres dadurch vermindert, folglich viele Menschen zu Bettlern werden: das hieße gewissermaßen das Eigenthum derer antasten, die das Privilegium erworben hätten, das Publikum zu kutschiren; durch die Verminderung der Pferde würde der Preis des Heues und folglich auch der Preis aller der Grundstücke fallen, welche das Heu lieferten u. s. w. Es könnte sich auch zutragen, fügte er noch halb leise hinzu, daß unsere Könige einmal wieder ihre Residenz in der Hauptstadt aufschlügen, dann wäre es sehr unvorsichtig, so nahe dem Palaste der Tuillerien eine Kommunikation zu eröffnen, vermittelst deren, bei einem etwaigen Volksaufstande, die Vorstadt St. Germain der Vorstadt St. Honoré die Hand reichen könnte. Es wäre auch nicht einmal schicklich, daß der Pöbel dem Palaste seiner Könige so nahe komme, die Franzosen wären ohnehin geneigt zu einer ungeziemenden Vertraulichkeit u. s. w. Endlich würde man auch, wenn man meinen Vorschlag ausführen wollte, die schöne Reihe der königlichen Mar-

ställe unterbrechen müssen, und wenigstens sechs Pferde Seiner Majestät würden ihrer Plätze beraubt werden.

Alle diese schönen Gründe überzeugten mich nicht, und ich stand im Begriffe sie zu widerlegen, als ein kleiner alter Mann, der bisher schweigend und mit Achselzucken zugehört hatte, das Wort nahm. »Junger Mensch,« sagte er, »was Sie wünschen, wird nie geschehen. Hier bei uns ist es nicht gebräuchlich, die Pferde ihrer Plätze zu berauben, um sie Menschen einzuräumen; in Monarchien thut man nie etwas für das Volk; und dann — haben Sie nicht bemerkt, daß längs dem ganzen Louvre alte schmutzige Buden stehen, wo man Nägel und alte Schuh verkauft? wenigstens fünf oder sechs dieser Buden müßten abgerissen werden. Aber der Eigenthümer derselben ist ein Vetter von dem Apotheker des Sekretärs, der ein Bruder der Kammerfrau der Maitresse ist u. s. w. Sie verstehen mich wohl, solche Hindernisse sind unüberwindlich.«

Auch dieser kleine alte Mann überzeugte mich nicht, aber er betrübte mich. Ich fuhr fort gegen die geringe Zahl der Pförtchen zu deklamiren, und alles blieb beim Alten.

Im Frühjahre 1758 verließ ich die Hauptstadt und kam erst nach Jahr und Tag zurück. Wie angenehm wurde ich überrascht, als ich sah, daß man während dieser Zeit nicht ein neues Pförtchen, sondern drei geöffnet hatte, nämlich eines für die Wagen und zwei für Fußgänger. Mit welchem Vergnügen stellte ich nun meine Betrachtungen an. Die politischen Bedenklichkeiten waren überwunden, ... Buden gewichen, ob sie gleich so fest zu stehen schienen,

als das Louvre selbst. Ich erstaunte über die Leichtigkeit, mit welcher die sechs königlichen Pferde an eine andere Stelle versetzt worden waren, und es that mir wohl, in den zwei Pförtchen für Fußgänger eine Vorsorge der Regierung für das gemeine Volk zu erblicken. Kurz, von diesem Augenblicke an überzeugte ich mich, daß alle Mißbräuche nach und nach ohne Geräusch abgeschafft, alle verstopften Gänge geöffnet, alle vermauerten Pförtchen durchbrochen werden können, und daß die menschliche Gesellschaft mit der Zeit, nicht durch Sprünge, sondern Stuffenweise, zu einem höhern Glücke gelangen werde. Diese Ueberzeugung befestigte sich noch mehr, als 1784 nicht allein die drei neuen Pförtchen erweitert, sondern abermals zwei neue geöffnet wurden.

Man wird lächeln, daß ich auf diese Pförtchen so große Dinge baue; aber ist denn der Gang, den der menschliche Geist nimmt, nicht derselbe im Kleinen, wie im Großen? Sind die Hindernisse, welche der Abschaffung aller Mißbräuche und der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft im Wege stehen, nicht dieselben, welche in alle Ewigkeit das Oeffnen jener Pförtchen hindern zu müssen schienen? Sind es nicht auch kindische Befürchtungen, falsche politische Ansichten, kleinlicher Eigennutz, elende Gebräuche, erbärmliche Institute gleich jenen Buden und Marställen? und werden nicht die nämlichen Ursachen, die in weniger als dreißig Jahren fünf Pförtchen öffneten, nämlich das Bedürfniß und die öffentliche Meinung, dasselbe in der moralischen oder politischen Welt bewirken?

So weit der kluge Franzose. Welchem Deutschen fällt dabei nicht unsere alte Reichsverfassung ein? sie war unser Louvre; die Durchgänge waren auch sehr beschwerlich, und bisweilen wurde ein armer Teufel gequetscht; an Buden und Marställen fehlte es gleichfalls nicht; man fühlte das Bedürfniß einer Verbesserung und die öffentliche Meinung sprach es laut aus; aber man machte es nicht wie in Paris, man öffnete keine Pförtchen, sondern man riß das ganze ehrwürdige Louvre nieder, und nun ist freilich Platz genug. Es mag auch so recht gut sein, ich habe nichts daran zu tadeln; aber die Ueberzeugung wird man mir nicht rauben: daß mit der Zeit und ohne Geräusch die Pförtchen sich würden geöffnet haben.

Unverhältnißmäßiger Verlust in Schlachten.

Ich habe bisweilen und auch wohl oft Ungläubige gefunden, welche die Köpfe schüttelten, wenn sie in den Zeitungen lasen, die Franzosen hätten zwanzig oder dreißig tausend Feinde erschlagen, und selbst dabei nicht mehr als vierzig oder fünfzig Mann verloren. Hier ist ein Beispiel aus der alten Geschichte, daß dergleichen Fälle nicht unerhört sind. Es wird freilich von einem verlornen Geschichtschreiber erzählt, über welchen der Spötter Lucian sich weidlich lustig macht, indessen war er doch Augenzeuge einer Schlacht zwischen den Römern und dem Vologesus, König der Parther, dessen Stickerei auf dem Ge-

wande er sogar beschrieben hat. Als es zum Treffen, und zwar zum Handgemenge kam (denn das jus canonicum entschied damals nicht), kletterte er weislich auf einen Baum, von wo herab er Alles mit ansah, und nachher auch die Todten zählte. Von den Barbaren, sagte er, sind siebenzigtausend zweihundert und sechsunddreißig geblieben, die Römer hingegen hatten nur zwei Todte und neun Verwundete. — Das war noch ein Bülletin!

Freie Gedanken.

Bewahre mich der Himmel, daß ich freie Gedanken haben sollte! zu einer Zeit, wo es kaum noch zollfreie Gedanken gibt. Ich spreche blos von einem englischen Buche, welches den Titel führt: Free thoughts on despotic and free governments etc., für diejenigen, die weder Zeit noch Lust haben, die Staatskunst gründlich zu studiren, ist es ein empfehlungswerthes Büchlein, bestehend aus vierzehn Kapiteln. Das Erste ist einer Skizze der Monarchie und Despotie gewidmet. Die Monarchie scheint dem Verfasser, wie billig, die vorzüglichste Regierungsform. Er leitet sie, wie gewöhnlich, aus der Gewalt eines Hausvaters her. »Wenn,« sagt er, »die Gesellschaften auch bisweilen durch besondere Umstände bestimmt wurden, die souveraine Macht mehreren Hausvätern zu übertragen, die sie für gleich fähig hielten, ge-

meinschaftlich zu regieren, so kamen sie doch immer bald (?) von dem Irrthume zurück, eine dauerhafte, zweckmäßige Regierungsform gewählt zu haben. Oberhäupter, gleich an Macht, waren es nicht an Kräften, Tugenden, Talenten, wurden entzweit durch Leidenschaften. Die Gesellschaft nahm Theil an ihren Zwistigkeiten, Factionen entstanden, man war unglücklich, und man fühlte das Bedürfniß, auf die Regierung eines Einzigen zurück zu kommen. Die Monarchie blieb stets die letzte Zuflucht getrennter Gesellschaften, die, der Blutscenen müde, nach Ruhe seufzten. Hätte gleich die Monarchie ihre Nachtheile, immer steht der Mißbrauch an der Seite der Gewalt u. s. w.»

»Alle Menschen trachten nach Glückseligkeit,» — so fährt der Verfasser fort — »allein nur wenige erreichen dies schöne Ziel. Ohne Freiheit gibt es kein Glück in der Gesellschaft, und — fast alle Nationen schmachten in Fesseln! wohin wir unsere Augen wenden, erblicken wir Völker, die mit eisernem Scepter regiert werden. Millionen Menschen scheinen nur für Einen geschaffen, der sich für einen Gott hält und sie verachtet. Dieser Eine hält sich Alles erlaubt; die heiligsten Rechte müssen seinen Launen weichen; er allein glaubt sich berechtigt, Allen zu schaden, ohne daß Jemand auch nur einmal klagen dürfe.»

»Der Despotismus ist eine usurpirte Gewalt, die jeden Willen des Beherrschers zum Gesetz macht.» — Es scheint, der Verfasser habe mit andern Worten sagen wollen: der Despotismus dulde keine Repräsentanten der Nation (denn als ein echter Engländer ist ihm die Ver-

fassung seines Vaterlandes die vollkommenste). Hier geht er aber doch zu weit, denn wir haben noch neuerlich in einem sehr milde regierten Staate den Grundsatz aufstellen sehen, daß es strafbar sei, die Nation vor dem Monarchen repräsentiren zu wollen. — Im zweiten Kapitel spricht der Herr Freidenker von den Gesetzen der verschiedenen Regierungsformen, unter andern von dem gegen Hochverrath, und erwähnt im Vorbeigehen — wie es scheint, sehr mißbilligend — daß man in China ein Hochverräther wird, wenn man der Person des Kaisers nicht ehrfurchtsvoll begegnet. Allein das ist allerdings ein vortreffliches Gesetz; denn die Person eines Despoten und der Staat sind Synonyme. Wer jene beleidigt, oder ihren Leidenschaften zu widerstreben wagt, der hat den Staat angegriffen, oder dessen Wohlfahrt widerstrebt, und hundert feile Federn sind sogleich bereit, es der Welt zu beweisen. — Die folgenden Kapitel — unter welchen sich besonders das sechste, von der Toleranz, auszeichnet — sprechen über Alles, was einen Verehrer des Staatsrechts nur irgend interessiren kann, obgleich der Verfasser nirgends tief geschöpft hat. Allein wozu auch? tief oder nicht tief, alle diese schönen Betrachtungen sind doch nur geistige Spielwerke müßiger Köpfe oder gutmeinender Herzen. Man braucht aber jetzt weder Köpfe noch Herzen, sondern Arme, und das Entbehrlichste auf der Welt sind freie Gedanken.

Bemerkungen des Unparteiischen über den Parteiischen.

(Fortsetzung.)

Im Würtembergischen (Nr. 152) ist die weise Einrichtung getroffen worden, daß Einer, der studiren will, um Erlaubniß dazu bitten muß, wenn auch die Musen ihm schon längst Erlaubniß dazu ertheilt hätten. Aber die Musen stellen keine Rekruten, sind vielmehr selber gefährliche Werberinnen; da wir nun in die Zeiten des Romulus zurückgeschleudert worden sind, wo die Kunst, das Schwert zu führen, die einzige nützliche und ehrebringende Wissenschaft war; so ist auch jene neue Einrichtung sehr zweckmäßig. Futter für Pulver, sagt Fallstaff, und Pulver ist bekanntlich sehr gefräßig. Wir haben ein altes Kirchenlied: Eins ist Noth, ach Herr! dies Eine; welches mutatis mutandis jetzt immerfort gesungen werden sollte. — Wenn nun ein junger Würtemberger die Erlaubniß etwas zu lernen errungen hat, so ist er während der Zeit, wo er etwas lernt, von der Konskription befreit; dann aber examinirt man ihn, ob er auch wirklich etwas gelernt hat? und, wenn er den Erwartungen entspricht — das heißt doch wohl, wenn er recht viel gelernt hat? — so wird er — (man sollte meinen, auf immer von der Konskription erlöst? nein) so wird er, ohne Rücksicht auf sein Alter, in die dritte Abtheilung der Konskription eingetragen, bis er etwa ein Staatsamt erhält. Geschieht das Letz-

tere nicht, so mag er gelernt haben was er will und so viel er will, er muß dienen und darf nicht einmal einen Andern für sich stellen. Das ist recht und billig; denn ob es gleich scheinen möchte, daß derjenige, der eine Reihe von Jahren hindurch sich mit dem größten Fleiße und mit ansehnlichen Kosten zum Staatsdienste vorbereitet hat, auch dessen in der That würdig befunden worden, schon wirklich seine edelsten Kräfte dem Staate geopfert habe, und daß es seine Schuld nicht ist, wenn er das mühsam Erworbene nicht gleich zum Nutzen des Staates in Anwendung bringen kann; so können doch alle diese Scheingründe in unsern Tagen nicht gelten. Wir brauchen Soldaten und weiter nichts. Mit Gelehrten und Dichtern erobert man keine Länder und treibt die verdammten Engländer nicht aus Spanien. Jedes Ding hat seine Zeit, sagt schon der weise König Salomo. Wenn künftig einmal durch eine Universalmonarchie ein allgemeiner Friede, ein ewiger Friede, wenigstens auf einige Jahre, begründet worden, nun dann mag man auch wieder studiren bis an den Hals, oder bis einem der Kopf raucht, wie man zu sagen pflegt. Jetzt, wo nothwendig noch viel Blut rauchen muß, ist der Kopfrauch ein eitler Dunst. Indessen sind doch die Juden von der Konskription ausgenommen worden oder dürfen mit vierhundert Gulden sich davon loskaufen. Vor alten Zeiten heftete man den Juden einen gelben Lappen auf die Brust oder auf den Hut, um sie schimpflich auszuzeichnen; fast möchte man fragen: Ob die Ausschließung von der Vertheidigung des Vaterlandes nicht noch schimpflicher sei? Jetzt

wo die Menschen- und Bürgerrechte überall für sie reklamirt werden, und unsere ganze Menschenliebe beinahe zur Judenliebe geworden ist, jetzt hätte man freilich erwarten sollen, daß sie, beim Empfange der Bürger rechte, auch die Bürger pflichten übernehmen würden. Doch wenn es wahr ist, was verlauten will, daß die Tapferkeit keine Judentugend sei, so erscheint auch hier das neue Gesetz gerechtfertigt. Es steht nur zu befürchten, daß eine Menge Christen sich werden beschneiden lassen.

Dieselbe Nummer enthält die Nachricht von einer neuen Gnade, welche der französische Kaiser den neu vereinigten italienischen Departements erzeigt. Es soll ihnen nämlich erlaubt sein, in öffentlichen Akten, neben der französischen Sprache, auch ihre Muttersprache beizubehalten. Folglich werden sie die öffentlichen Akten auch verstehen, und das ist allerdings ein großer Vortheil.

In dem Dankgebete (Nr. 155), welches im Würtembergischen wegen der französischen Siege dem Himmel dargebracht worden — (während die Oesterreicher wegen der österreichischen Siege den Himmel gleichfalls bekomplimentirten) — wird auch gesagt: Oesterreich habe die verderbliche und völkerrechts widrige Absicht gehabt, Aufruhr zu erregen. — Es ist höchst erfreulich, das Völkerrecht hier anerkannt zu sehen; denn allerdings ist das Aufruhrerregen keine edle Waffe, und nur dann zu entschuldigen, wenn sie als Repressalie gebraucht wird, zum Exempel als Napoleon der Große die Ungarn aufforderte, ihren rechtmäßigen König abzusetzen und einen andern an dessen

Stelle zu erwählen. — Ferner empfiehlt das erwähnte Dankgebet mit löblicher Wärme Gehorsam gegen die Obrigkeit, weil sie Gottes Bild trage. — Es ist nur zu bedauern, daß die Verblendeten, welche der Obrigkeit den Gehorsam versagen, nicht die besten Kopien von Gottes Bilde zu erblicken glauben, und bisweilen wohl gar so frech sind zu behaupten: man müsse darunter schreiben, das soll Gottes Bild sein.

Die wegen Schill in Preußen niedergesetzte Kommission hat erkannt, er soll erschossen werden (Nr. 155), hingegen wurden seine Offiziere nicht für straffällig erklärt, weil sie ihm gehorchen mußten, und er ihnen vorspiegelte, er sei zu diesem Schritte autorisirt. Eine ganz andere Ansicht der Sache hat die französische militärische Spezialkommission gehabt, welche viele dieser Offiziere zum Tode verdammte, weil sie zu einer Räuberbande gehört haben.

Wenn es erlaubt ist, wie ich nicht zweifle, seine Meinung mit Bescheidenheit vorzutragen, so möchte ich wohl die Vermuthung äußern, die preußische Kommission habe so Unrecht nicht gehabt, wenn sie einiges Bedenken trug, das Wort Räuberbande zu gebrauchen. Schill war ein Tollkopf, das mag sein; ein unbesonnener Schwärmer, das ist wahr; ein Verbrecher gegen seinen König, das ist nicht zu läugnen; und dafür sollte er auch erschossen werden; aber ein Räuber? — Mir würde es schwer fallen, das zu beweisen. Mich dünkt, das Rauben gehöre zu denjenigen Verbrechen, die keiner Mode in unserer Moral unterworfen sind, und was

heute Rauben heißt, muß auch noch über zweihundert Jahre so heißen und vor zweihundert Jahren so geheißen haben. Nun ist aber bekannt, daß vor einigen hundert Jahren jedem Söldner-Hauptmann vergönnt war, sein Panier aufzupflanzen, einen Haufen solcher Miethlinge um sich zu versammeln und dann auf seine eigene Hand einer der kriegführenden Mächte beizustehen. So hatten auch die Franzosen ihre Armagnacs (in Deutschland arme Gecken genannt), ohne daß damals der Graf von Armagnac für einen Räuber galt. Gesetzt nun, was kaum zu bezweifeln steht, Schill habe sich gleichfalls blos für einen solchen kriegerischen Abenteurer gehalten: so verdiente er allerdings den Tod, weil er aus den Diensten seines Königs desertirte; ob er aber ein Räuber gewesen, darüber herrscht zwischen der französischen und preußischen Militärkommission eine verschiedene Meinung, und da beide Kommissionen aus sehr ehrenwerthen Männern bestanden haben: so kann man zwar der erstern keinen Vorwurf machen, aber doch der letztern beipflichten. Die erstere hat ihr Urtheil folgendergestalt begründet: Der Präsident fragte: Sind die Angeklagten mit den Waffen in der Hand gefangen worden und also schuldig? — Antwort ja. Aber nicht eigentlich deswegen (wie sie selbst hinzufügt), weil die Angeklagten mit den Waffen in der Hand gefangen worden, sondern deswegen, weil sie dieser Waffen sich bedient haben, um in Westphalen und Mecklenburg die Kassen wegzunehmen. Das Gesetz verhänge die Todesstrafe wegen Diebstahl mit offener Gewalt u. s. w. Dieses Gesetz glaubte Schill gewiß nicht zu verletzen; denn

er hielt auf Ehre, trotz einem alten oder neuen Ritter, das weiß Jedermann. Er nahm die Kassen weg, weil er wußte, daß solches täglich mit offener Gewalt geschah, weil er es für Kriegsgebrauch hielt und sich selbst gar nicht auf einem Raubzuge begriffen zu sein glaubte. Er erklärte sich für einen Feind der Franzosen und des rheinischen Bundes. Er hatte von dem vormaligen Minister Stein das bekannte Beispiel vor sich, daß Frankreich und der rheinische Bund einen Privatmann nicht so gering achten, daß sie ihm nicht die Ehre anthun sollten, ihn für ihren Feind zu erklären; folglich bildete auch er sich ein, daß er als Feind handeln dürfe. Es sei ferne von mir, seine Trugschlüsse vertheidigen zu wollen; er verdiente allerdings erschossen zu werden, und das sollte auch geschehen; aber den Tod als Staatsverbrecher sollte er leiden. Von dieser Seite wenigstens läßt sich die Sache, vielleicht irrig, betrachten. Auf jeden Fall beweist ein Schriftsteller blos seine Menschenliebe, wenn er einen doppelten Verbrecher gern zu einem einfachen machen möchte.

Unwillkürlich dringt sich noch die Frage auf: Was geschehen sein würde, wenn Schill, wie er sich thörichterweise einbildete, Deutschland aufgewiegelt, ein großes Heer gesammelt und Siege davon getragen hätte? — Ach! ich fürchte, dann würde die Welt eine neue Niederträchtigkeit begangen, blos nach dem Erfolge geurtheilt und ihn als einen Helden vergöttert haben! Dann hätte man ohne Bedenken Traktaten mit ihm geschlossen; dann wäre es blos der Nemesis, oder, was eben so viel gilt, der Ge-

schichte vorbehalten worden zu entscheiden, ob er ein Räuber oder ein Held gewesen.

Das Schicksal seiner Offiziere ist beklagenswerther als das seinige, denn er hat den Tod, nach seiner Einbildung, auf dem Bette der Ehre gefunden, jene hingegen unter dem Henkerschwerte; und nicht allein sie, sondern auch ihre Eltern und Verwandte sind gewissermaßen bestraft worden, da man die Namen, nicht allein der Väter, sondern sogar die Geschlechtsnamen der Mütter in allen Zeitungen in zwei Sprachen bekannt gemacht hat. Ich kann nicht ohne die bitterste Wehmuth an die ohnehin unglückliche Familie denken, der ein solches Zeitungsblatt gebracht worden. Da alle diese ehrwürdigen Familien gewiß unschuldig an dem Vergehen ihrer Söhne waren: so läßt sich wohl keine andere Ursache jener nicht schonenden Behandlung aufspüren, als den Wunsch der Richter, durch eine solche Publicität künftig andere Eltern zu vermögen, ein wachsameres Auge auf die Schritte ihrer Söhne zu richten. Nur bedachten sie wohl nicht, daß es Eltern, deren Söhne in Militärdiensten stehen, ganz unmöglich ist, ihre Schritte zu bewachen.

Nach Nr. 156 hat Napoleon der Große seine Vaterstadt Ajaccio beinahe neu auf kaiserliche Kosten erbaut, und dieser merkwürdige Ort soll jetzt beinahe aus lauter Palästen bestehen. Diese Freigebigkeit entspringt aus einem schönen Gefühle, welches den französischen Kaiser ehrt. Zugleich ist es sehr erfreulich zu sehen, daß zu einer Zeit, wo so viele Städte zerstört worden sind, doch wenigstens Eine

neu hervorgeht. Möge es Ajaccio nie ergehen wie Velletri, dem Geburtsorte des Kaiser Augustus, welches nicht allein jetzt ein sehr elendes Städtchen ist; sondern wo man auch über den Kaiser Augustus sprechen darf, was einem beliebt. Solche Veränderungen haben tausend acht hundert Jahre bewirkt. Das hätte sich der Welt beherrschende Augustus wohl nicht eingebildet.

Der Präfekt zu Beauvais hat verordnet (Nr. 156), daß die österreichischen Kriegsgefangenen, die bei den Landeigenthümern arbeiten müssen, künftig nicht mehr arbeiten sollen, als die französischen Arbeiter. Das ist eine sehr billige Verordnung. Da aber jedes Gesetz einen zuvor bemerkten Mißbrauch voraussetzt, so folgt, daß die österreichischen Kriegsgefangenen, ehe der Präfekt zu Beauvais sich ihrer menschenfreundlich annahm, sehr hart behandelt wurden, indem sie mehr arbeiten mußten, als ein Mensch in der Regel arbeiten kann.

In Franken hat man (Nr. 156) eine Vergleichung zwischen der heutigen und vormaligen Art Krieg zu führen angestellt, und gefunden, daß die auf dem Kriegsschauplatze gelegenen Städte und Dörfer vormals weit mehr gelitten haben als jetzt. Das kann wohl sein; aber darum möchte ich doch der heutigen Art Krieg zu führen vor der ältern keinen Vorzug geben; denn vormals traf das Kriegselend blos den Kriegsschauplatz, jetzt trifft es ganz Europa. Preußen zum Exempel hat seit drei Jahren Frieden und ist noch immer in Verzweiflung wegen der unerschwinglichen

Kontributionen, und ernährt noch immer fremde Truppen in seinen Festungen. So war es vormals nicht.

Die Hansestädte zum Exempel, die sich gar nicht in den Krieg gemischt haben und gar nicht auf dem Kriegs-schauplatze liegen, zeigen zwar, Lübeck ausgenommen, keine zerstörten und geplünderten Häuser, aber ein gänzlich zer-störtes Glück. An alle dem sind freilich die verdammten Engländer Schuld; aber es beweist doch, daß bei der heu-tigen Art Krieg zu führen man auch außer dem Kriegs-schauplatze keine Seide spinnt.

Alle Titel der göttingischen Professoren sind abgeschafft. (Nr. 156.) Waren diese Titel wirklich eine Auszeichnung? — Die Professoren haben es geglaubt und mit ihnen die ganze Welt. — Hatten sie diese Auszeichnung verdient? — Daran zweifelt wohl Niemand, der ihre Namen kennt? — Sollte es denn ein Irrthum sein zu behaupten, daß man einem Gelehrten das Verdiente nicht wohl entzie-hen könne, ohne es ihm auf irgend eine Art zu ersetzen? — Es scheint, daß mit eben dem Rechte, mit welchem ein Ge-lehrter eine Dose mit Brillanten besitzt, die ihm von seinem Fürsten geschenkt worden, er auch seinen Titel als sein Ei-genthum betrachten dürfe. Mich deucht sogar, daß auch der Adel, den etwa der vorige Fürst ertheilte, mit glei-chem Rechte wieder genommen werden könnte; denn was ist ein Titel anders, als eine Art von persönlichem Adel unter den Gelehrten? — Uebrigens muß die westphälische Regierung sehr gute und wichtige Gründe dazu gehabt ha-ben (wenn ich sie gleich nicht einsehe), denn sonst hätte sie

ja ihren Zweck, die Vertilgung der alten Titel, sehr leicht erreichen können, ohne die Professoren zu kränken, wenn sie nämlich die Betitelten nach und nach hätte aussterben lassen.

Nr. 157 erzählt, daß die Offiziere in Paris in großer Uniform der Nationalgarde erscheinen, und daß der Anblick derselben an 1789 erinnert. Es ist ein schöner Beweis von der Festigkeit der Regierung, daß sie ohne Bedenken an 1789 erinnern darf. Aber müssen die Franzosen nicht über sich selber lächeln und seufzen, wenn sie an dies merkwürdigste Jahr ihres Lebens, und an alle in demselben gehegten Wünsche, Hoffnungen und Meinungen zurück denken? — und wo ist denn der brave Lafayette? hat man sich seiner bei dieser Gelegenheit nicht auch erinnert! — hört man gar nichts mehr von ihm?

Nr. 158. Der Moniteur gibt, bei Gelegenheit einer Dissertation über die Einnahme von Vliessingen, die Eigenschaften eines guten Kriegers folgendergestalt an: »Ein Bombardement kann Häuser verbrennen, Weiber, Kinder und Greise tödten, muß aber einem Manne von Herz die Stirne nicht in Runzeln versetzen.» — Das muß doch fürwahr eine Stirn sein, die nicht mit Haut überzogen ist; denn ich habe immer gehört, ein braver Soldat könne und müsse überall seine Pflicht thun, also auch bei einem Bombardement, aber es dürfe ihm schon das Herz dabei bluten, wenn er Weiber, Kinder und Greise um sich her zerschmettern sieht. — Eben daselbst wird gesagt: Wenn die Engländer die Insel Walchern behaupten wollten, so müßten jährlich

Kontributionen, und ernährt noch immer fremde Truppen in seinen Festungen. So war es vormals nicht.

Die Hansestädte zum Exempel, die sich gar nicht in den Krieg gemischt haben und gar nicht auf dem Kriegsschauplatze liegen, zeigen zwar, Lübeck ausgenommen, keine zerstörten und geplünderten Häuser, aber ein gänzlich zerstörtes Glück. An alle dem sind freilich die verdammten Engländer Schuld; aber es beweist doch, daß bei der heutigen Art Krieg zu führen man auch außer dem Kriegsschauplatze keine Seide spinnt.

Alle Titel der göttingischen Professoren sind abgeschafft. (Nr. 156.) Waren diese Titel wirklich eine Auszeichnung? — Die Professoren haben es geglaubt und mit ihnen die ganze Welt. — Hatten sie diese Auszeichnung verdient? — Daran zweifelt wohl Niemand, der ihre Namen kennt? — Sollte es denn ein Irrthum sein zu behaupten, daß man einem Gelehrten das Verdiente nicht wohl entziehen könne, ohne es ihm auf irgend eine Art zu ersetzen? — Es scheint, daß mit eben dem Rechte, mit welchem ein Gelehrter eine Dose mit Brillanten besitzt, die ihm von seinem Fürsten geschenkt worden, er auch seinen Titel als sein Eigenthum betrachten dürfe. Mich deucht sogar, daß auch der Adel, den etwa der vorige Fürst ertheilte, mit gleichem Rechte wieder genommen werden könnte; denn was ist ein Titel anders, als eine Art von persönlichem Adel unter den Gelehrten? — Uebrigens muß die westphälische Regierung sehr gute und wichtige Gründe dazu gehabt haben (wenn ich sie gleich nicht einsehe), denn sonst hätte sie

ja ihren Zweck, die Vertilgung der alten Titel, sehr leicht erreichen können, ohne die Professoren zu kränken, wenn sie nämlich die Betitelten nach und nach hätte aussterben lassen.

Nr. 157 erzählt, daß die Offiziere in Paris in großer Uniform der Nationalgarde erscheinen, und daß der Anblick derselben an 1789 erinnert. Es ist ein schöner Beweis von der Festigkeit der Regierung, daß sie ohne Bedenken an 1789 erinnern darf. Aber müssen die Franzosen nicht über sich selber lächeln und seufzen, wenn sie an dies merkwürdigste Jahr ihres Lebens, und an alle in demselben gehegten Wünsche, Hoffnungen und Meinungen zurück denken? — und wo ist denn der brave Lafayette? hat man sich seiner bei dieser Gelegenheit nicht auch erinnert! — hört man gar nichts mehr von ihm?

Nr. 158. Der Moniteur gibt, bei Gelegenheit einer Dissertation über die Einnahme von Bliessingen, die Eigenschaften eines guten Kriegers folgendergestalt an: »Ein Bombardement kann Häuser verbrennen, Weiber, Kinder und Greise tödten, muß aber einem Manne von Herz die Stirne nicht in Runzeln versetzen.« — Das muß doch fürwahr eine Stirn sein, die nicht mit Haut überzogen ist; denn ich habe immer gehört, ein braver Soldat könne und müsse überall seine Pflicht thun, also auch bei einem Bombardement, aber es dürfe ihm schon das Herz dabei bluten, wenn er Weiber, Kinder und Greise um sich her zerschmettern sieht. — Eben daselbst wird gesagt: Wenn die Engländer die Insel Walchern behaupten wollten, so müßten jährlich

achtzig tausend Mann dort umkommen, indem sie ihre Garnison von zwanzig tausend Mann viermal im Jahre erneuern müßten. — Folglich könnte man die Pest künftig den König von Walchern nennen. Es ist zu verwundern, daß dieser abscheuliche Schlupfwinkel der Pest vorher so wenig bekannt gewesen. Wo ich nicht irre, so hatte Vliessingen zuvor französische Garnison; und da der Tod die Franzosen eben so wenig verschont als die Engländer, so muß man vermuthen, daß der Besitz jener kleinen Insel schon große Armeen gekostet hat.

Nr. 159. Im Anfange des Monats Oktober gab uns der Moniteur die feste Zusicherung, daß, ehe ein Jahr vergeht, die Engländer aus Spanien und Portugal vertrieben sein und der kaiserliche Adler auf den Forts von Lissabon wehen werde. Wir zweifeln keinen Augenblick an der Erfüllung dieser Prophezeiung und ganz Deutschland wird sich gebührend darüber freuen; aber der Redakteur jener Zeitung wagt doch immer etwas dabei, wenn er sich zum Propheten aufwirft, da kein Sterblicher auf Erden, selbst Napoleon der Große nicht, mit Gewißheit voraussagen kann, was sich zutragen werde. Se. kaiserl. Majestät selber äußerten bekanntlich einst im Laufe des Jahres 1808, daß am letzten Dezember desselben Jahres kein Dorf in Spanien mehr in Aufruhr sein solle; dennoch dauert die Verblendung dieser Unglücklichen noch immer fort, und nicht blos ein Dorf, sondern der größte Theil des ganzen Landes verschmähte die ihm dargebotene Wohlthaten noch am letzten Dezember 1809. Diese Prophezeiung aus dem Munde

des Helden traf also nicht ein, sonder Zweifel, weil Umstände sich ereigneten, die selbst der Scharfblick Napoleon's nicht voraussehen konnte. Indessen ist es freilich sehr wahrscheinlich, daß der Moniteur diesmal richtig weissagt, und ohne Zweifel wird, zu unser Aller Freude, die gänzliche Unterwerfung von Spanien darauf folgen. Wenn ich aber in die Geschichte blicke; wenn ich das Beispiel Aegyptens und seiner Priesterkaste betrachte, (welches, nachdem es von Cambyses erobert worden, sich noch dreimal empörte, weil damals die ägyptischen Priester gerade so reich waren und so viel Einfluß auf das Volk hatten, als jetzt die spanischen;) so muß ich leider befürchten, daß die Ruhe dieses schönen Landes noch mehr als einmal getrübt werden wird.

In Spanien muß (nach Nr. 159) alles Silbergeschirr abgeliefert werden, und der Eigenthümer empfängt dafür den vierten Theil des Werthes, das Uebrige in vier Monaten (wo sonder Zweifel mehr Geld vorhanden sein wird). Die Gold- und Silberarbeiter dürfen kein neues Silbergeschirr verfertigen. Niemand darf über sein Eigenthum, wenn es aus Silber besteht, verfügen. Das nicht angezeigte Silber wird konfiscirt. Die Angeber erhalten den vierten Theil des Werthes. — Diese ganze Verfügung scheint durch den Mangel an Silber diktirt zu sein und ist folglich sehr weise. Nur was die Belohnung der Angeber betrifft, da muß ich wiederholen, was ich schon bei einer ähnlichen Gelegenheit bemerkte. Die Angeberei ist ein so schimpfliches Handwerk, daß es offenbar dem Gedeihen der Moralität hinderlich ist, wenn diejenigen, welche es trei-

Auch in Nr. 161 behaupten die Franzosen abermals, daß, wenn ein Bataillon von tausend Mann zwei Monate auf der Insel Walchern stehe, achthundert Mann davon im Hospitale liegen. Sonder Zweifel haben sie selbst diese traurige Erfahrung gemacht, weshalb es ein wenig befremdet, den Engländern, die ohnehin der Vorwürfe genug verdienen, auch noch den machen zu hören, daß sie ihre Truppen exponiren. Wer Walchern behaupten will, der muß sich schon entschließen, ein Opfer zu bringen, zumal wenn diese Insel wirklich so wichtig ist, daß Karl V. (nach Nr. 160) in seiner letzten Instruktion an seinen Sohn, demselben besonders die Vertheidigung von Walchern empfohlen hatte. Daß wir sie bald wieder in französischen Händen sehen werden, ist wohl gewiß, und begierig bin ich dann zu erfahren, ob das Klima auch dann noch so pestilenzialisch bleiben, oder die Rede davon sein wird.

Kein Türke, der eine starke Portion Opium genommen, hat jemals so wunderliche Dinge träumen können, als bisweilen in der Welt geschehen. Eine Nation, die vor wenigen Jahren den Adel verbannte, sich über den Adel lustig machte, den Adel schwächte: dieselbe Nation verehrt nicht allein in ihrer Mitte den zahlreichen neuen Adel, sondern gibt auch Holland einen König, der (nach Nr. 162) dem Adel in Holland Vorzüge einräumt, welche noch vor wenigen Jahren in ganz Frankreich theils als lächerlich, theils als ungerecht betrachtet wurden. Die Edelleute sollen Hochwohlgeborne Junker sein, die Barons Hoch- und Wohlgeborne Herren, die Grafen Hochgebo-

ren und Excellenz. Schade, daß bei so vielen vortrefflichen Neuerungen doch die alten sinnlosen Worte: Hochwohlgeboren u. s. w. noch immer beibehalten werden, denn sie liefern in der That entweder gar keine oder sehr komische Begriffe. Doch diesen leeren Klang und noch einige andere unbedeutende Rechte könnte man den Adlichen schon gönnen; wenn man aber liest, daß sie auch in den Kollegien den Unadlichen vorgehen sollen, und wenn man vergebens die Einschränkung sucht: vorausgesetzt daß sie auch an Verdiensten die Unadlichen übertreffen, so kann man sich in der That nicht enthalten, darüber zu seufzen, daß der alte Sauerteig nicht gänzlich ausgefegt worden. Am lustigsten dabei ist die Geschmeidigkeit der deutschen politischen Schriftsteller, die dem Golde an Ductilität gleich kommt. Heute preisen sie himmelhoch die Abschaffung einer alten Form, und beweisen klar und bündig, daß dadurch für Europa ein neuer Glücksstern aufgegangen; aber wenn es Morgen einem Machthaber beliebt, dieselbe alte Form wieder herzustellen, so preisen sie eben so himmelhoch und beweisen eben so klar und bündig, daß ohne dieselbe Europa gar nicht hätte bestehen können. O ihr kläglichen Menschen! selbst diejenigen, denen ihr Weihrauch streut, können euch unmöglich achten.

In Nr. 170 wird Lucian Bonaparte, wie es scheint geflissentlich, blos der Senator Lucian genannt. Seit wenn ist es gebräuchlich, einen Staatsmann blos bei seinem Vornamen zu nennen? Warum entzieht man ihm seinen berühmten, und wahrlich auch durch ihn selbst be-

Auch in Nr. 161 behaupten die Franzosen abermals, daß, wenn ein Bataillon von tausend Mann zwei Monate auf der Insel Walchern stehe, achthundert Mann davon im Hospitale liegen. Sonder Zweifel haben sie selbst diese traurige Erfahrung gemacht, weshalb es ein wenig befremdet, den Engländern, die ohnehin der Vorwürfe genug verdienen, auch noch den machen zu hören, daß sie ihre Truppen exponiren. Wer Walchern behaupten will, der muß sich schon entschließen, ein Opfer zu bringen, zumal wenn diese Insel wirklich so wichtig ist, daß Karl V. (nach Nr. 160) in seiner letzten Instruktion an seinen Sohn, demselben besonders die Vertheidigung von Walchern empfohlen hatte. Daß wir sie bald wieder in französischen Händen sehen werden, ist wohl gewiß, und begierig bin ich dann zu erfahren, ob das Klima auch dann noch so pestilenzialisch bleiben, oder die Rede davon sein wird.

Kein Türke, der eine starke Portion Opium genommen, hat jemals so wunderliche Dinge träumen können, als bisweilen in der Welt geschehen. Eine Nation, die vor wenigen Jahren den Adel verbannte, sich über den Adel lustig machte, den Adel schwächte: dieselbe Nation verehrt nicht allein in ihrer Mitte den zahlreichen neuen Adel, sondern gibt auch Holland einen König, der (nach Nr. 162) dem Adel in Holland Vorzüge einräumt, welche noch vor wenigen Jahren in ganz Frankreich theils als lächerlich, theils als ungerecht betrachtet wurden. Die Edelleute sollen Hochwohlgeborne Junker sein, die Barons Hoch- und Wohlgeborne Herren, die Grafen Hochgebo-

ren und Excellenz. Schade, daß bei so vielen vortrefflichen Neuerungen doch die alten sinnlosen Worte: Hochwohlgeboren u. s. w. noch immer beibehalten werden, denn sie liefern in der That entweder gar keine oder sehr komische Begriffe. Doch diesen leeren Klang und noch einige andere unbedeutende Rechte könnte man den Adlichen schon gönnen; wenn man aber liest, daß sie auch in den Kollegien den Unadlichen vorgehen sollen, und wenn man vergebens die Einschränkung sucht: vorausgesetzt daß sie auch an Verdiensten die Unadlichen übertreffen, so kann man sich in der That nicht enthalten, darüber zu seufzen, daß der alte Sauerteig nicht gänzlich ausgefegt worden. Am lustigsten dabei ist die Geschmeidigkeit der deutschen politischen Schriftsteller, die dem Golde an Ductilität gleich kommt. Heute preisen sie himmelhoch die Abschaffung einer alten Form, und beweisen klar und bündig, daß dadurch für Europa ein neuer Glücksstern aufgegangen; aber wenn es Morgen einem Machthaber beliebt, dieselbe alte Form wieder herzustellen, so preisen sie eben so himmelhoch und beweisen eben so klar und bündig, daß ohne dieselbe Europa gar nicht hätte bestehen können. O ihr kläglichen Menschen! selbst diejenigen, denen ihr Weihrauch streut, können euch unmöglich achten.

In Nr. 170 wird Lucian Bonaparte, wie es scheint geflissentlich, blos der Senator Lucian genannt. Seit wenn ist es gebräuchlich, einen Staatsmann blos bei seinem Vornamen zu nennen? Warum entzieht man ihm seinen berühmten, und wahrlich auch durch ihn selbst be-

rühmt gewordenen Zunamen? — Welche Ursache läßt sich denken? — Er selbst hat, in der Behauptung desselben, eine Charakter-Größe gezeigt, die ihn bewundernswürdig macht, und sicher wird einst die Geschichte dem Beispiele des Hamburger Zeitungsschreibers nicht folgen.

Viele tapfere Franzosen standen bis jetzt in dem Irrthume, daß, wenn das Konskriptions-Los sie Einmal nicht getroffen habe, sie alsdann für immer von der Ehre zu fechten ausgeschlossen wären; allein diese Furcht ist ihnen nunmehro benommen, da nach Nr. 171 bereits eine Komplementär-Aushebung von sechsunddreißig tausend Mann beschlossen wurden: sie sind auf's Neue zur Theilnahme an dem Ruhme berufen, sie dürfen sich auf's Neue allen den Gefühlen und Hoffnungen überlassen, die sie schon 1806 empfanden. Der Präfekt von Brüssel hat, nach Nr. 167, bereits befohlen, daß sechzehn tausend Konskribirte aus den Klassen von 1806 bis 1810 ausgehoben werden sollen. Man kann leicht berechnen, wie ungeheuer die französischen Armeen von Jahr zu Jahr anwachsen müssen, wenn man aus den Bülletins ersieht, wie außerordentlich wenig Franzosen den Tod auf dem Bette der Ehre finden, indem bekanntlich, bei einem Verluste des Feindes von mehreren Tausenden, der Verlust der Franzosen jederzeit nur einige Mann beträgt. Für einen kuriosen Liebhaber, der die hamburgischen Zeitungen sammelt, wäre es in der That eine interessante Arbeit zusammen zu addiren, wie viele Hundert Tausende seit fünf Jahren die Feinde Frankreichs, und wie viele Tausende die Franzosen verloren? Die

Resultate würden erstaunenswürdig, nur für die Geschichte von keinem großen Nutzen sein.

Man kann den Wienern nicht absprechen, daß sie brave, gutmüthige, dankbare Menschen sind, auch wenn sie auf ihren gesprengten Festungswerken herum spaziren, oder die durch das Bombardement zerstörten Häuser betrachten; oder ihre Kontributionen wegfahren sehen. Mit einer wirklich rührenden Freude rufen sie in Nr. 173 aus: »Wohin wir blicken, wohin wir unsere Schritte wenden, spricht ein Denkmahl von Napoleon's Großmuth!»

Die beiden wichtigen Friedenstraktate in Nr. 175 und 176 enthalten, Gott sei Dank! beide einen Artikel, welcher beweist, daß die Machthaber die Rechte der Menschheit ehren; denn den Unterthanen in den abgetretenen Provinzen wird vergönnt, binnen sechs Monaten ihr Eigenthum zu verkaufen und wegzuziehen — das heißt mit andern Worten: Wer aus irgend einer Ursach dem neuen Herrn nicht unterthänig sein mag, der hat die Freiheit sich einen andern zu wählen. Bei der bekannten milden Regierung der neuen Herrscher ist nicht zu befürchten, daß man von dieser Erlaubniß Mißbrauch machen werde; aber gesetzt einmal den Fall, die Einwohner einer ganzen Provinz wollten sich derselben bedienen, um auszuwandern, wie einst die von den Hellenen überwundenen Pelasger, würden dann nicht jene Friedensartikel etwas eingeschränkt werden? — Es wäre wohl überhaupt zu wünschen, daß die Herren der Erde einmal ganz bestimmt fest setzten, in welchen Fällen es einem Volke erlaubt sei, sich einen Be-

herrscher zu wählen! und in welchen nicht? Die Materie ist noch sehr dunkel, und die Erfahrung gibt kein Licht über dieselbe. Den Franzosen zum Exempel, wurde bekanntlich das Recht zugestanden, durch ihre Stimmen denjenigen zu bezeichnen, dem sie künftig gehorchen wollten, und sie erwählten Napoleon den Großen. Hingegen gibt es andere Nationen, denen dieses Recht nicht zugestanden worden (gewiß aus weisen, aber unbekannten Gründen), sondern die solche Fürsten, die sie selbst vielleicht nicht gewählt haben würden, als ihre Beherrscher aufnehmen mußten.

Nach Nr. 187 hat der Fürst von Anhalt-Köthen zu Paris den Titel Excellenz erhalten. Man weiß, daß auch die große Kaiserin Katharina die Zweite aus dieser Familie abstammte.

In Nr. 191 werden Betrachtungen über das Schicksal der Provinzen Salzburg und Berchtesgaden angestellt. Vor acht Jahren, heißt es, hatte jenes noch einen Erzbischof, dieses einen gefürsteten Abt. Im Lüneviller Frieden bekam es der Erzherzog Ferdinand für Toskana. Im Preßburger Frieden vertauschte es dieser gegen Würzburg an Kaiser Franz. Im Wiener Frieden wurde es dem Kaiser Napoleon zur Disposition überlassen. Freilich sollte man glauben, die guten Salzburger wüßten nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht; aber das ist eben das Bewunderswürdigste und Liebenswürdigste an den Deutschen, daß sie in jeder Lage der Dinge ihre Köpfe gleich wieder zu finden wissen, und wenn man sie ihnen auch abgerissen hätte, um Kegel damit zu schieben. Ich wette, die Salzburger

haben ihren Erzbischof geliebt, haben den Erzherzog Ferdinand angebetet, haben den Kaiser Franz mit Entzücken aufgenommen, haben dem Kaiser Napoleon entgegen gejubelt, und werden nun dem Könige von Baiern, der ihnen vermuthlich zum fünften Herrn in acht Jahren bestimmt ist, durch weiß gekleidete Jungfrauen Blumen streuen lassen.

In einem Berichte aus Spanien (Nr. 191) vom General Suchet, heißt es unter andern: „Da unsere Husaren hundert zwanzig Mann getödtet hatten, und vom Morden satt waren, so machten sie noch hundert fünfzig Gefangene.“ — Wenn der Hamburger Korrespondent anders richtig übersetzt hat, so heißt das: wenn die Husaren noch nicht vom Morden satt gewesen wären, so würden sie auch noch keine Gefangenen gemacht, sondern diese hundert fünfzig auch noch ermordet haben. — Das kann ich von den französischen Husaren unmöglich glauben, und will daher lieber als gewiß annehmen, daß entweder der Herr General Suchet sich poetisch ausgedrückt, oder daß die Uebersetzung nichts taugt.

Im Ganzen ist es in Europa, in den neun oder zehn Wochen, welche die hier durchblätterten Nummern umfassen, noch um nichts freundlicher geworden. Aus Triest wanderten viele Familien aus (Nr. 151), und wer dort blieb, mußte mit einer Sicherheitskarte versehen sein. (Nr. 153.) In Norwegen speiste man Mehl von Rennthiermoos, auch von getrockneten Fischen. (Nr. 151.) In

Kassel mußten sämmtliche Hausväter unter sechzig Jahren sich entschließen, Nationalgardisten zu werden. (Nr. 151.) Die niederösterreichische Landesregierung machte in Nr. 152 folgendes bekannt: »Bei der Unzulänglichkeit aller bisher ergriffenen Hilfsmittel, um den requirirten Bedürfnissen der kaiserl. französischen Armee zu genügen, ist man nothgedrungen, außer den Steuern auf Grundbesitzer, auch noch eine Personalsteuer anzuordnen.« Zu dieser soll ein Jeder steuern, der über vier und zwanzig Jahr alt ist und sich selbst ernährt. Hat er eine Frau, so muß die eben so viel zahlen als er; mit andern Worten, die Verheiratheten zahlen doppelt (etwa weil sie weniger brauchen als die Unverheiratheten?) Ferner: die Hälfte für jedes Kind über zwölf Jahre. (Wer also so glücklich ist, viele Kinder zu besitzen, der zahlt vielleicht zehnfach.) Witwen und Mädchen erlegen auch die Hälfte. Frauen und Kinder sind nicht einmal frei, wenn auch ihre Männer und Väter — ihre Versorger und Ernährer — abwesend sind. Jede aus freier Hand arbeitende Person zahlt zwei Gulden, Gesellen, Lehrjungen, Tagelöhner u. s. w. Einen Gulden, Dienstboten einen halben Gulden. Diejenigen, die binnen drei Tagen nicht zahlen, werden durch Zwangsmittel dazu angehalten, selbst dann, wenn sie außer Stande sind zu zahlen. (Wenn es wirklich wahr ist, was die österreichische Landesregierung versichert, daß nämlich die requirirten Bedürfnisse der kaiserlichen französischen Armee eine solche harte, ungeheure Auflage nothwendig machten, wie kann denn noch irgendwo behauptet werden:

das Privateigenthum komme durch die fremden Truppen nicht in Gefahr? — Hiemit will ich die ganze Maßregel keineswegs getadelt haben; es mag Kriegsgebrauch sein, und so wie es leider ein Eroberungsrecht gibt, so gibt es auch ein Requisitionsrecht (vor alten Zeiten nannte man es Brandschatzung); aber so viel kann doch nicht geläugnet werden, daß für denjenigen, der sein Geld hergeben muß, es so ziemlich auf Eins herauskömmt, ob die fremden Truppen es ihm selber nehmen, oder es ihm, durch die Landesregierungen, für sich nehmen lassen.) Bei alle dem war auch in Wien die Holznoth sehr groß; der Schönbrunner Thiergarten wurde Preis gegeben. — In Nürnberg mußten sämmtliche Einwohner ein volles Familien-Schutzgeld, ein Viertel der Häuser und Grundsteuer, und eine verhältnißmäßige Quote oder Gewerbssteuer entrichten, um die bei dem Einrücken der Oesterreicher vorgeschossenen Kontributionsgelder abzutragen. (Nr. 155.) — Die Verpflegung der französischen Garnisonen in Küstrin, Stettin und Glogau wurde abermals auf Ein Jahr ausgeboten, folglich haben die Einwohner jener Städte Hoffnung, ihre Gäste wenigstens noch ein Jahr lang zu bewirthen. (Nr. 156.) — In Wien sollte auch noch eine Steuer auf die Fenster gelegt werden. (Nr. 157.) Freilich könnten die Hauseigenthümer alle ihre Fenster zumauern lassen, weil draußen doch nichts Erfreuliches zu sehen ist; aber dann würde es dunkel in den Häusern, und man würde sonder Zweifel die Lichte besteuern.) —

Sachsen soll für den Unterhalt einer Armee von sechzig tausend Mann sorgen. (Nr. 157.) — In derselben Nummer steht eine schreckliche Schilderung von dem Elende in ganz Süddeutschland. Viele verlassen freiwillig Haus und Hof und ziehen mit dem Bettelstabe in die weite Welt. — Die Beamten und Pensionisten von Salzburg hatten seit fünf Monaten kein Geld bekommen. (Nr. 159.) — Große Räuberbanden erschienen im Odenwalde, im Fuldaischen, im Spessart; die Kaufleute mußten, wie im Mittelalter, in Karavanen reisen. (Nr. 160.) — Selbst in Paris wurde so viel Wucher (agiotage) getrieben, daß der Kaiser genöthigt war, eilf Wechselagenten abzusetzen. (Nr. 160.) — In Kölln war ein Auflauf, bei Aushebung der Nationalgarde, die noch immer von ihrem großen Berufe noch nicht ganz durchdrungen zu sein scheint. (Nr. 161.) — In Wien wurden die Großhändler zusammenberufen, um sogleich drei Millionen Gulden Kontribution zu bezahlen. (Nr. 161.) Vermuthlich wollten die einzelnen Gulden aus den Taschen der Tagelöhner und Mägde, und Witwen und Waisen noch immer nicht zureichen. — In Maltha kostete ein Hut achtzig Franken, ein Paar Stiefeln hundert. (Nr. 163.) In Fühnen kostete eine magere Gans zehn Franken (fette hatte man gar nicht), ein Liespfund Talg sechs bis sieben Thaler u. s. w. (Nr. 164.) — Stettin mußte eine Anleihe eröffnen. (Nr. 164.) — Berlin hatte seit drei Jahren zehntausend Einwohner verloren. (Nr. 167.) — Dem Potsdamer Militär-Waisenhause wurden, wie der Berliner

Witwenkasse, diejenigen Kapitalien vorenthalten, welche es im Herzogthume Warschau ausgeliehen, und es protestirte, wie jene, auch eben so fruchtlos gegen diese harte Maßregel. (Nr. 174.) Die armen Witwen! die armen Waisen! — In Bologna mußte der Erzbischof ein Cirkular an die Pfarrer ergehen lassen, um verirrte Schafe wieder zu der Herde zurück zu führen. (Nr. 195.) — In dem unglücklichen Tirol war noch keine Ruhe. (Nr. 195.) — In Meppen wurden die Speicher der Kaufleute aus Mißtrauen versiegelt. (Nr. 195.)

Von erfreulichen Nachrichten enthalten die genannten Blätter blos den Frieden mit Oesterreich und die Hoffnung, die Engländer und Spanier bald besiegt zu sehen. Doch darf nicht vergessen werden, daß der Kaiser Napoleon einen neuen Orden der drei goldenen Vließe, und der König von Spanien einen neuen Militärorden gestiftet hat. Jenen werden hundert Großkreuze, vierhundert Kommandeurs und tausend Ritter tragen; diesen fünfzig Großkreuze, zweihundert Kommandeurs und gleichfalls tausend Ritter. Noch nie gab es auf der Welt so viele Orden, aber auch noch nie so vielen Ruhm, und — — so vieles Elend! Möchten doch die Ursachen des letztern (nämlich die englische Habsucht und Alles, was sonst noch Schuld daran sein mag) recht bald vertilgt werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Patriotische Ansichten der Erziehung des Volkes, sowohl in den Städten als auf dem Lande.

Ich kann nicht begreifen, wie es zugeht, daß Pestalozzi's neue Lehrmethode in unsern Tagen so vielen Beifall findet. Man lernt dort Alles, nur das Zuschlagen nicht, folglich gerade die einzige Wissenschaft nicht, deren man jetzt allein in der Welt bedarf. Das edle Verlangen, das Glück der Nachkommenschaft zu befördern, hat schon eine ungeheure Menge von Lehrmethoden und Lehrbüchern erzeugt, recht als ob es kein anderes Mittel dazu gäbe. Heutzutage versteht man es besser: mit dem Schwert in der Faust beglückt man die Nachwelt, und kommt vermuthlich weit schneller zum Ziele. Das ist so allgemein bekannt, daß es höchstens noch vor fünf und zwanzig Jahren einem Schwärmer verziehen werden konnte, wenn er auf die alte Weise, aus seiner Studirstube heraus, die kommenden Generationen in das gelobte Land führen wollte.

Nun sind auch gerade fünf und zwanzig Jahre verflossen, als ein gewisser Phelipon de la Madeleine, Advokat in der franche Comté, ein Buch unter dem oben angezeigten Titel schrieb, welches mir ein sehr originelles Werk zu sein scheint. Zugleich muß es auch wohl ein sehr gutes Werk sein, denn man hat von allen seinen Vorschlägen nicht einen einzigen befolgt, und das ist das gewöhnliche Schicksal guter Vorschläge.

Folgendermaßen definirt der Verfasser das Wort Volk:

»Die letzte Menschenklasse, durch Noth gezwungen, um ihrer Lebensbedürfnisse willen, Handarbeiter, Miethlinge und Knechte zu werden.« — Diese, von Leichtsinnigen verachtete, von Mächtigen gedrückte Klasse, wird in den Augen des Philosophen doch immer die erste, und in den Augen des Gesetzgebers die beachtenswertheste bleiben; sie liefert den Landmann, der den Staat ernährt, den Soldaten, der ihn vertheidigt, den Handwerker, der ihn bereichert; aber — bei dem Verderben, dem sie auf mancherlei Weise ausgesetzt ist, liefert sie freilich auch die Störer der öffentlichen Ruhe, die Räuber, die Mörder, die Vagabunden. Das beweist hinreichend, wie wichtig für den Staat die Erziehung des Volkes sei.

Ob es auch Vortheil bringe, das Volk zu unterrichten? — wer fragt so? — nur ein Betrüger oder ein Tirann. Unterricht bedeutet hier aber nicht Erlernung von Sprachen, Wissenschaften und Künsten — solche Studien gehören nur für Reiche oder für Genies — die Volkskinder dürfen nur lernen, was sie als Männer wirklich ausüben sollen. Man muß sie ihren Stand und die Profession ihrer Väter lieben lehren, das ist die Hauptsache, und das kann eine verständige Erziehung bewirken. — Der Verfasser macht sich hier selbst den Einwurf: Ob nicht dadurch, daß man den Volkskindern die höheren Schulen verschließt, manches große Genie erstickt werde? Der Vater des Demosthenes war ein Schmied, Virgil wurde in einer Töpferwerkstatt und Gassendi in einer Hütte geboren. Wahr, antwortet er, aber das Genie bedarf keiner Schulen, es

macht sich Raum und schwingt sich empor. England, mit seinen paar Universitäten, hat mehr berühmte Physiker, Moralisten, Gelehrte und Dichter hervorgebracht, als Spanien, wo man keinen Schritt thun kann, ohne auf einen Baccalaureus zu treten.

Darüber ließe sich noch Manches sagen, doch wir folgen dem Verfasser. Die Volksschulen, denen, nach seiner Ansicht, blos Geistliche vorstehen sollen, versetzt er weit von den Städten, an luftige Plätze, in die Nähe von Wäldern und besonders von Flüssen. Mit dem sechsten Jahre treten die gesunden Volkskinder in dieselben, und erhalten zu ihrer Nahrung im Winter Brot und Wasser und etwas aufgekochtes Mehl, im Sommer Brot und Wasser und einige Früchte. Ihre Kleidung besteht in einer Jacke und Beinkleidern von grobem Zeuge, sie tragen weder Schuhe noch Strümpfe, der Kopf wird geschoren und bleibt unbedeckt. Sie schlafen angekleidet, ohne Decke, ohne Laken, ohne Matratze oder Strohsack, die Bänke, die an den Wänden des Saales herum stehen, dienen ihnen zu Betten, zu Tischen und Stühlen, allenfalls auch das nackte Steinpflaster. Im zwölften Jahre kehren sie zu ihren Eltern zurück und können dann sogleich diesen Hilfe leisten.

Die Körper der Volkskinder abzuhärten ist nothwendig; denn allein auf ihren Körpern beruht ihr künftiger Unterhalt. Darum sollen sie im Winter wie im Sommer in Seen und Flüssen sich baden und schwimmen, welches zugleich die Reinlichkeit befördern, und sie gesund erhalten

wird. Wenn sie dennoch krank werden, so ist zwar vergönnt, alle Mittel zu ihrer Wiederherstellung anzuwenden, nur weder Arzt noch Arznei.

Da der Schlaf besonders zum Wachsthume der Kinder beiträgt, so werden ihnen acht Stunden Schlaf zugestanden. Sie gehen im Sommer wie im Winter um acht Uhr Abends zu Bette, und stehen um vier Uhr Morgens wieder auf. Doch soll man sie auch oft in der Nacht plötzlich wecken und nächtliche Wanderungen mit ihnen anstellen.

Zu den stärksten und angreifendsten Leibesübungen werden die Kinder fleißig angehalten und müssen sich dabei der linken wie der rechten Hand bedienen. Verwunden sie sich bei diesen Spielen, so läßt man sie bluten, bis es von selber aufhört. Bekommen sie Beulen? die Natur wird sie schon wieder ebnen; brechen sie Arm und Beine? dann hilft ein Wundarzt. Gescholten werden sie nie, wenn dergleichen geschieht, und Schläge bekommen sie nie. Sind Strafen nöthig, so bestehen diese in Demüthigungen oder Einschränkungen.

Das lieblichste Geschenk, welches die Erziehung den Volkskindern machen kann, ist die Fröhlichkeit, darum sollen alle ihre Spiele von einer Trommel, von Klarinetten, Pfeifen und Oboen begleitet werden. Auch eine Art von militärischer Haltung müssen sie lernen, weil das sehr gesund ist und die Menschen fester und behender macht. Uebrigens wird in diesen Schulen keine Art von Handwerk gelehrt, weil man weder Zeit noch Mittel dazu hat.

Was nun die Geistesbildung der Volkskinder betrifft,

so soll man durchaus nichts anders lehren, als was, in reifen Jahren, nicht zu wissen, ihnen gefährlich wäre. Sie lernen lesen, Gedrucktes und Geschriebenes, und zwar das letztere aus Kriminalakten, die zu diesem Behufe von den Gerichtshöfen im Auszuge geliefert worden. (Eine vortreffliche Idee, wie mich dünkt, die, wenn auch alle die schönen Träume des Verfassers verworfen würden, doch in unsern Schulen realisirt werden sollte, denn mit Recht erwartet er davon die Verhütung mancher Verbrechen.) Von der Schreibekunst erlernen die Kinder nichts mehr, als ihre Namen deutlich zu schreiben, was darüber sei, meint der Verfasser, sei für sie vom Uebel. (Dann könnten sie aber in der Folge nicht einmal eine Rechnung schreiben.) Hingegen empfiehlt er sehr ernstlich das Rechnen, die praktische Geometrie, das Zeichnen und den Gesang. Man soll den Kindern Lieder und Romanzen in die Hände geben, welche Unschuld, Tugend, Sittlichkeit und Frohsinn athmen, und die noch im Alter bei ihrer Arbeit sie erfreuen werden. Zur Vollendung ihrer Geistesbildung rechnet der Verfasser auch noch die praktische Arzneikunst, die Thierarzneikunst und etwas Physik, die erstere nicht um Aerzte zu werden, sondern um Aerzte zu entbehren; die zweite um in Nothfällen ihrem Viehe selbst beistehen zu können; die dritte um die, aus Unwissenheit entspringende Furcht vor Naturerscheinungen zu verhüten.

»Ich verlange,« sagt der Verfasser, »daß am Tage die Kinder sich orientiren und ohne fremde Hilfe ihren

Weg finden können, daß, wenn sie bei Nacht sich verirren, der Polarstern sie leite und sie keinem Irrwische folgen; daß keine Sonnen- oder Mondsinsterniß, kein Komet, kein Nordlicht, kein Meteor sie schrecke; daß sie bei Gewittern keine Glocken läuten u. s. w.

In den Schulzimmern, so groß und luftig sie auch sein mögen, bleiben die Kinder nie länger als eine Stunde, während welcher sie den Unterricht stehend empfangen und dann hinaus eilen, um wenigstens zwei Stunden Leibesübungen zu treiben oder draußen etwas zu lernen.

Im fünften Abschnitte kommt der Verfasser auf Moral und Religion. Diejenigen Leidenschaften, welchen man bei den Kindern des Volks am kräftigsten entgegen arbeiten muß, sind: die Furcht, der Hang zum Stehlen, zum Saufen, zum Spielen, zur Faulheit. Aber man muß nicht blos diese vertilgen, sondern auch die Entstehung tugendhafter Neigungen zu befördern streben. Obgleich die Wohlthätigkeit des Volks vielleicht nur darin besteht, nicht zu schaden, und seine Güte, nicht boshaft zu sein; obgleich seine Moral sich vielleicht auf den Spruch beschränken sollte: »Was du nicht willt daß dir geschicht, das thu auch keinem andern nicht;" (wahrlich, die beste Moral für alle Stände!) so muß man doch auch so viel möglich es sanft und mitleidig machen, das Gefühl des Rechtlichen in ihm erwecken, ihm Ehrfurcht vor den Sitten und besonders vor der Religion beibringen, welche letztere ihm ganz unentbehrlich ist. Den besten moralischen Unterricht würde ihm eine Sammlung von guten

Sprichwörtern liefern, die man die Philosophie des Volkes nennen könnte. In der Religion müßte man ihm nichts als blinden Glauben an die Vorschriften des Evangeliums einflößen.

Damit aber auch die Kinder behalten und außer den Schulen üben, was sie in den Schulen erlernt haben, so bleiben sie den Erziehern ihrer Jugend gewissermaßen unterworfen, bis sie sich verheirathen. In jeder Gemeinde wird ein Haupt der Jünglinge aus den Jünglingen selbst erwählt, der über ihre Spiele und Uebungen die Aufsicht führt und Ausschweifungen verhindert. Ländliche Feste werden empfohlen. — Da der Winter die Jahreszeit der großen Verbrechen ist (ach! wir sehen sie leider Jahr aus Jahr ein verüben), und da große Verbrechen nur in der Einsamkeit ausgebrütet werden, so muß man suchen das Volk in den Wintertagen zu versammeln, durch Tanz und Fröhlichkeit es zu zerstreuen. Armbrustschießen und dergleichen Spiele, mit ausgesetzten kleinen Preisen, werden als zweckmäßig, und besonders im Winter, angepriesen. Auch könnte man in dieser Jahreszeit die Jugend in großen Sälen vereinigen, sie lesen, schreiben, zeichnen lassen, immer mit Rücksicht auf das Handwerk, dem ein Jeder sich gewidmet.

Die Ackerbaugesellschaften sollen ihre Preise nicht mehr den schönen Geistern zusprechen, die blos raisonniren, sondern Landleuten, die wirklich den Acker bauen.

Heirathen sollen die Jünglinge nicht eher als im fünf-
…d zwanzigsten Jahre, die Mädchen nicht früher als im

zwanzigsten. Wer irgend ein Leibesgebrechen hat, soll gar nicht heirathen.

Da das physische und moralische Glück des Mannes so oft von dem Weibe abhängt, so hat der Verfasser, wie billig, ein ernstes Augenmerk auch auf die Erziehung des andern Geschlechts gerichtet. Hier setzt er als Grundsatz fest (doch immer nur für das Volk), daß diejenige weibliche Erziehung die vollkommenste sein werde, die sich am meisten der von ihm vorgeschlagenen männlichen nähere. Dem zufolge sollen auch die Mädchen fast dieselben Leibesübungen treiben wie die Knaben, doch nie Lasten auf den Köpfen tragen. Lesen, Schreiben und Rechnen sollen ihre Wissenschaften, Nähen, Spinnen, Singen und Tanzen ihre Künste sein. Der moralische Unterricht ist derselbe wie bei den Knaben, doch werden ihnen besonders die weiblichen Tugenden: Sittsamkeit und Sanftmuth eingeflößt, und um die Sittenreinheit zu erhalten, soll das untadelhafteste Mädchen den Preis der Unschuld, gleich dem Rosenmädchen zu Falency, empfangen. Und woher die Kosten nehmen, die das verursachen wird? — Der Verfasser weiß augenblicklich Rath. Die Eltern jedes gefallenen Mädchens sollen fünfzig Thaler dem Pfarrer ihres Kirchspiels bringen, um ein tugendhaftes Mädchen damit auszustatten. (Das ist hart. Mich dünkt, die Eltern einer Verführten sind ohnehin schon unglücklich genug.) Hier schließt das Werk.

Um eine Probe vom Stile des Verfassers und zugleich noch eine allgemeine Uebersicht des Ganzen zu geben, hebe

ich folgende Stelle aus: »Die Erziehung des Volkes kann nur unter zwei Ansichten gestellt werden, nämlich im Verhältnisse zum Staate und in dem zum Volke selbst. Man will jenen blühend, dieses glücklich machen. Worin besteht aber das Glück des Privatmannes? — Im Gleichgewicht seiner Kräfte mit seinen Bedürfnissen. Viel vermögen und wenig begehren, das ist das wahre Geheimniß der Glückseligkeit. Dieser Grundsatz einer gesunden Moral hat mich einzig bei dem Vorschlage geleitet, nur die körperlichen Kräfte des Volkes zu entwickeln, weil sie die einzigen Werkzeuge seiner Kraft und seines Glückes sind; hingegen sorgfältig alle die Kenntnisse ihm vorzuenthalten, die blos unruhige Begierden, Ueberdruß an seinem Stande und Murren gegen die Verfassung der Gesellschaft bei ihm erregen würden.»

»Woher entspringt ferner die Glückseligkeit eines Staats? Aus der Zahl, der Kraft und der Arbeit seiner Bewohner. Viele Menschen haben, die stark genug sind um ihn zu vertheidigen (nicht um Eroberungen zu machen) und arbeitsam genug um ihn zu ernähren, das ist dessen wahrer Ruhm, dessen wahrer Reichthum. Dieser Grundsatz einer gesunden Politik war mein Führer, als ich vorschlug, dem Volke durch die Erziehung körperliche Stärke zu geben; aber keine andere Nacheiferung in ihm zu erwecken, als die, sein Gewerbe vollkommen zu treiben.»

Hierauf überläßt sich Herr Phelipon in süßer Schwärmerei der unerfüllten Hoffnung, das Gemälde, welches er aufgestellt, lebendig werden zu sehen. Es ist nicht zu

läugnen, daß ein Staat, der seine Vorschläge mit einigen Modifikationen realisirte, vielleicht der glücklichste auf Gottes Erdboden sein würde. Manche werden freilich dies und jenes einzuwenden haben. Warum sollen nur Geistliche die Vorsteher der Volksschulen sein? — Was werden die Mütter zu der spartanischen und altpersischen Lebensweise sagen, zu der man ihre Lieblinge verdammen will? — Um die Kinder furchtlos zu machen, will der Verfasser, daß man sie zu Feuersbrünsten, zu Ueberschwemmungen von reißenden Strömen führe, daß man sie wüthende Thiere verfolgen lasse; welche Mutter wird einwilligen, einen Knaben von acht bis zwölf Jahren solchen Gefahren auszusetzen? — Auch im Winter sollen die Knaben um vier Uhr des Morgens aufstehen; womit werden sie in der Dunkelheit sich beschäftigen? — Die Beschränkung des Schreibens auf den bloßen Namen habe ich schon gerügt: das ist selbst für einen Professionisten durchaus nicht hinreichend. Auch widerspricht der Verfasser sich selbst, indem er, von der weiblichen Erziehung sprechend, eingesteht, das Hauswesen sowohl als die gewöhnlichen Handwerke, könnten ohne Lesen, Schreiben und Rechnen nicht gut betrieben werden, weshalb die Mädchen in diesen drei Künsten Unterricht erhalten sollten. Warum müßte er denn den Knaben versagt werden? es läßt sich kaum denken, daß sie jemals, aus Liebhaberei am Schreiben, Mißbrauch davon machen würden. — Um die Trunkenheit zu verhüten, verlangt Herr Phelipon, man solle, wie bei den Spartanern, jeden Betrunkenen

dem Kinderspotte aussetzen; allein er vergißt, daß die Spartaner nur betrunkene Sklaven dazu brauchten, die wenn sie nüchtern wurden, die Mißhandlung nicht rächen durften und überhaupt die verworfenste Menschenklasse bildeten. Doch das möchte noch hingehen; allein empörend hart ist das Begehren: man solle denjenigen Knaben, dessen Vater betrunken gewesen, vom Spiele seiner Kameraden ausschließen. Hat denn Herr Phelipon, der sonst sehr fromm zu sein scheint, den Spruch vergessen: der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters? — Rousseau sagt zu Emil: ein zorniger Mensch sei krank; dasselbe möchte man den Kindern auch von Betrunkenen sagen. — Die Idee, im Winter die Jugend zu versammeln, sobald es dunkel wird, und sie nützlich zu beschäftigen, mag recht gut sein; aber gibt es nicht eine Menge Handwerker, die bei Licht arbeiten? und würden diese ihre Gesellen entlassen? — Ob es wirklich sehr schädlich für Frauenzimmer sei, Lasten auf dem Kopfe zu tragen, mögen Aerzte entscheiden. Es gibt viele Länder, wo diese Gewohnheit herrscht, und man, so viel ich weiß, keine üblen Folgen davon verspürt. — Die den Weibern nöthigen Kenntnisse scheint der Verfasser allzusehr zu beschränken. Arzneikunst, Thierarzneikunst, Gärtnerei, Viehzucht und dergleichen sind den Weibern zu wissen nothwendiger als den Männern. Beiden Geschlechtern möchte wohl die, von dem Verfasser vergessene, Botanik mit am nothwendigsten sein. — Im Ganzen ist sein Plan freilich nur ein Traum; aber ein angenehmer Traum, den man sich gern erzählen läßt. Wäre er vor

zwanzig Jahren in Deutschland realisirt worden, was gilt's, die Deutschen wären jetzt noch frei.

Anekdoten.

(Aus den kürzlich erschienenen Historien du Second âge.)

Sülly sagte eines Tages zu Casaubon, dem Bibliothekar Heinrich's des Vierten: „Sie kosten dem Könige zu viel, Sie haben mehr Gehalt als zwei brave Kapitäns und thun nichts dafür.“ Casaubon, ein sehr sanfter Mann, schwieg, beklagte sich aber gelegentlich bei dem Könige. — „Sein Sie ruhig,“ sagte ihm dieser treffliche Fürst, „ich theile die Geschäfte mit Sülly, er hat aber nur die unangenehmen, und das macht ihn bisweilen übler Laune. Die angenehmen habe ich für mich behalten; wenn also die Zeit kommt, wo Sie Ihren Gehalt empfangen sollen, so wenden Sie sich nur an mich, ich werde Ihnen die Parole in's Ohr sagen, damit Sie ohne Umstände bezahlt werden.“ —

Als Ludwig XIV. zu der Belagerung von Mons abreiste, befahl er seinen beiden Historiographen, Racine und Despréaux, ihm zu folgen; sie blieben aber zu Hause, weil sie die Ruhe liebten. Bei seiner Zurückkunft machte er ihnen Vorwürfe darüber.

„Sire!“ antworteten sie, „wir hatten uns schon Reisekleider bestellt; aber ehe die fertig wurden, hatten Ew. Majestät Mons schon erobert.“ —

dem Kinderspotte aussetzen; allein er vergißt, daß die Spartaner nur betrunkene Sklaven dazu brauchten, die wenn sie nüchtern wurden, die Mißhandlung nicht rächen durften und überhaupt die verworfenste Menschenklasse bildeten. Doch das möchte noch hingehen; allein empörend hart ist das Begehren: man solle denjenigen Knaben, dessen Vater betrunken gewesen, vom Spiele seiner Kameraden ausschließen. Hat denn Herr Phelipon, der sonst sehr fromm zu sein scheint, den Spruch vergessen: der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters? — Rousseau sagt zu Emil: ein zorniger Mensch sei krank; dasselbe möchte man den Kindern auch von Betrunkenen sagen. — Die Idee, im Winter die Jugend zu versammeln, sobald es dunkel wird, und sie nützlich zu beschäftigen, mag recht gut sein; aber gibt es nicht eine Menge Handwerker, die bei Licht arbeiten? und würden diese ihre Gesellen entlassen? — Ob es wirklich sehr schädlich für Frauenzimmer sei, Lasten auf dem Kopfe zu tragen, mögen Aerzte entscheiden. Es gibt viele Länder, wo diese Gewohnheit herrscht, und man, so viel ich weiß, keine üblen Folgen davon verspürt. — Die den Weibern nöthigen Kenntnisse scheint der Verfasser allzusehr zu beschränken. Arzneikunst, Thierarzneikunst, Gärtnerei, Viehzucht und dergleichen sind den Weibern zu wissen nothwendiger als den Männern. Beiden Geschlechtern möchte wohl die, von dem Verfasser vergessene, Botanik mit am nothwendigsten sein. — Im Ganzen ist sein Plan freilich nur ein Traum; aber ein angenehmer Traum, den man sich gern erzählen läßt. Wäre er vor

zwanzig Jahren in Deutschland realisirt worden, was gilt's, die Deutschen wären jetzt noch frei.

Anekdoten.

(Aus den kürzlich erschienenen Historien du Second âge.)

Sülly sagte eines Tages zu Casaubon, dem Bibliothekar Heinrich's des Vierten: »Sie kosten dem Könige zu viel, Sie haben mehr Gehalt als zwei brave Kapitäns und thun nichts dafür.« Casaubon, ein sehr sanfter Mann, schwieg, beklagte sich aber gelegentlich bei dem Könige. — »Sein Sie ruhig,« sagte ihm dieser treffliche Fürst, »ich theile die Geschäfte mit Sülly, er hat aber nur die unangenehmen, und das macht ihn bisweilen übler Laune. Die angenehmen habe ich für mich behalten; wenn also die Zeit kommt, wo Sie Ihren Gehalt empfangen sollen, so wenden Sie sich nur an mich, ich werde Ihnen die Parole in's Ohr sagen, damit Sie ohne Umstände bezahlt werden.« —

Als Ludwig XIV. zu der Belagerung von Mons abreiste, befahl er seinen beiden Historiographen, Racine und Despréaux, ihm zu folgen; sie blieben aber zu Hause, weil sie die Ruhe liebten. Bei seiner Zurückkunft machte er ihnen Vorwürfe darüber.

»Sire!« antworteten sie, »wir hatten uns schon Reisekleider bestellt; aber ehe die fertig wurden, hatten Ew. Majestät Mons schon erobert.« —

Im Jahre 1745 übernahm der kranke Moriz von Sachsen das Kommando der Armee in den Niederlanden. »Wie?« sagte man zu ihm, »Sie sind noch so schwach und wollen eine solche Unternehmung wagen?« — »Hier ist nicht die Rede vom Leben,« versetzte der Held, »sondern vom Abreisen.« —

Rousseau wurde im Jahre 1776 auf dem Wege von Mesnil montant durch einen großen dänischen Hund über den Haufen geworfen, der vor einer Equipage her rannte. Rousseau blieb auf der Stelle liegen, die Equipage fuhr an ihm vorüber, und der Herr, der darin saß, schaute gleichgiltig auf ihn herab. Einige Bauern hoben ihn auf, und führten ihn hinkend nach Hause, wo er noch viele Schmerzen litt. Der Zufall wurde bald bekannt und es kam auch dem vornehmen Herrn zu Ohren, wen sein Hund umgeworfen. Nun erst hielt er es der Mühe werth, sich um den Verwundeten zu bekümmern, schickte einen Bedienten zu ihm, und ließ ihn fragen: »was er für ihn thun könne?« — Nichts auf der Welt, antwortete Rousseau, als seinen Hund an die Kette legen. —

Eines Tages erzählte man Friedrich dem Großen, es habe Jemand schlecht von ihm gesprochen. Der König, statt diesen Jemand für unsinnig zu erklären, fragte blos: ob er hunderttausend Mann zu kommandiren habe? — und auf die verneinende Antwort, sagte er ganz gelassen: »So kann ich auch nichts gegen ihn thun. Wenn er aber hundert tausend Mann hätte, so würde ich ihm den Krieg erklären.« —

Der Kanzler Voisin hatte vernommen, daß es einem Bösewichte durch Protektion gelungen war, Begnadigung für sich auszuwirken. Sogleich ging der Kanzler zum Könige (Ludwig XIV). »Sire,« sagte er zu ihm, nachdem er den Verbrecher geschildert hatte, Ew. Majestät können in einem solchen Falle nicht begnadigen.« — Ich habe es aber versprochen, antwortete Ludwig, der nicht leiden konnte, daß man ihm widersprach, gehen Sie und holen Sie die Siegel. — »Aber Sire —« — Thun Sie was ich Ihnen befehle. — Voisin gehorchte; Ludwig besiegelte den Gnadenbrief, und gab dann die Siegel dem Kanzler zurück. — »Ich kann sie nicht wieder nehmen,« sagte dieser ehrerbietig, aber mit Festigkeit, indem er die Siegel auf den Tisch setzte, »sie sind befleckt.« — Welch ein Mann! rief der König und warf seinen Gnadenbrief in's Feuer, — »Jetzt nehme ich die Siegel wieder,« sagte Voisin, »das Feuer reinigt alles.« —

Nach den ersten Feldzügen des Generals Bonaparte in Italien, speiste dieser Held eines Tages mit einer Dame, welche ihn, in der Sprache der epischen Dichtkunst, durch die übertriebensten Schmeicheleien verdrießlich machte. (?) „Was kann man noch auf der Welt sein," rief sie unter andern aus, »wenn man nicht der General Bonaparte ist?« „Madame," versetzte er, »man kann eine gute Hausfrau und Mutter sein.« —

Weiberlist.

Die Araber haben ein Spiel — ich glaube, sie nennen es Schadester — welches zuweilen wochenlang fortgesetzt wird und darin besteht, daß keine der spielenden Personen von der andern etwas empfängt, ohne das Wort Schadester auszusprechen. Wer das nur ein einziges Mal vergißt, der hat verloren. Die ganze Kunst des Spiels besteht also darin, den andern zu einer solchen Vergessenheit zu verleiten.

Ein Philosoph, der ein dickes Buch von der Weiberlist verfertigt hatte, eine, nach seiner Meinung, vollständige Sammlung von allen nur möglichen Schlauheiten, deren das schöne Geschlecht sich bedient, kam eines Tages auf einer Fußreise zu einem arabischen Lager in der Wüste. Eine junge hübsche Araberin lud ihn mit der gewöhnlichen Gastfreiheit ihres Volkes so freundlich in ihr Zelt, daß er der Einladung nicht widerstehen konnte. Der Mann der jungen Frau war nicht zu Hause. Der Philosoph merkte bald, daß ihre Reize ihm gefährlich werden könnten. Um sich dagegen zu waffnen, zog er sein Buch von der Weiberlist aus der Tasche, und las emsig darin. Die hübsche Frau nahm das ein wenig übel. „Das Buch muß gewaltig interessant sein?" fragte sie mit gerümpfter Nase, „darf man fragen, wovon es handelt?"

„Der Gegenstand," versetzte der Philosoph, „liegt außer dem Beurtheilungsvermögen der Weiber."

Diese schnöde Antwort reizte nur die Neubegier der Araberin noch mehr, und sie quälte den mürrischen Gast so lange, bis er ihr sagte: das Buch enthalte alle Pfiffe und Kniffe, die jemals von Weibern ersonnen worden.

Wie? Alle? —

»Ja, Alle! und eben dadurch, daß ich diese Sammlung täglich studire, bin ich Gott sei Dank so weit gekommen, daß ich die Weiberlist nicht mehr zu fürchten brauche.»

So? wirklich? sagte die schöne Araberin, und schwieg ein Weilchen. Dann veränderte sie das Gespräch, wurde empfindsam, ließ ihre Blicke reden, und — man weiß ja, wie wenig es hübschen Weibern kostet, Philosophen zu besiegen — in weniger als einer Stunde lag er zu ihren Füßen.

Schon gab er der süßen Hoffnung Raum, unter diesem Zelte die beglückende Liebe zu finden, als die Araberin plötzlich aufsprang und erschrocken ausrief: »Großer Prophet! da kommt mein Mann! wir sind verloren, wenn er dich erblickt! er ist eben so eifersüchtig als grausam. Geschwind verbirg dich in diesen Kasten.»

So unanständig es auch für einen Philosophen schien, in einen Kasten zu kriechen, so war doch hier nichts weiter zu thun; er schmiegte sich hinein mit sammt seinem Buche über die Weiberlist; seine schöne Wirthin schloß den Kasten hinter ihm zu und steckte den Schlüssel in ihre Tasche. Ihr Mann, mit dem sie eben in einem Schadester begriffen war, näherte sich wirklich. Sie ging ihm entgegen.

»Es ist mir lieb, dich guter Laune zu sehen,« hub sie an, „denn ich habe dir eine sonderbare Begebenheit zu erzählen. Diesen Morgen kam eine Art von Philosophen in unser Zelt, der sich berühmte, alle Spitzbübereien meines Geschlechts zu kennen und in einem Buche aufgezeichnet zu haben. Es währte aber nicht lange, so verliebte er sich in mich und sagte es mir auch.«

»Wie? und du hörtest ihn an?«

»Er ist jung, schön, verführerisch — wahrhaftig, es war hohe Zeit, daß du kamst.«

»Und das bekennst du mir ohne Scheu? Treulose! wo ist der Verwegene, daß ich meiner Rache ihn opfere!«

Man kann leicht denken, daß dem Philosophen in seinem engen Behältnisse nicht wohl zu Muthe war. Er verwünschte sein Buch, die schlauen Weiber — und die eifersüchtigen Männer. Der Araber fuhr indessen fort zu pochen, und auf die Auslieferung des Bösewichts zu bestehen, der die Gastfreiheit habe schänden wollen. Die Frau stellte sich sehr erschrocken, zeigte mit dem Finger auf den Kasten, und überreichte ihm den Schlüssel. Hastig ergriff er diesen, und wollte eben den Kasten aufreißen, als die Frau in ein lautes Gelächter ausbrach, und rief: »Bezahle mich, du hast das Schabester vergessen.« — Der Mann stutzte, sah bald den Schlüssel bald sein Weibchen lächelnd an, gab ihr den Schlüssel lächelnd zurück und verließ das Zelt herzlich froh, nichts weiter, als ein Spiel, verloren zu haben.

Jetzt öffnete die Araberin den Kasten, ließ den halb-[illegible]ndten Philosophen heraus, empfahl sich seinem gütigen

Andenken, und bat, den kleinen Streich, den sie ihm gespielt, in seiner noch unvollständigen Sammlung aufzunehmen.

Die Träume.

(Nach dem Französischen.)

Ein Modedichter träumte, er habe ein vortreffliches Lustspiel geschrieben, Grazien, Sylphen und dergleichen lustiges Volk ließen Weihrauch um ihn her dampfen. Er sprach: ich werde Moliere vergessen machen. Das Pfeifen des Parterre weckte ihn aus diesem schönen Traume.

Ein niedlicher Schriftsteller träumte, er habe einen der niedlichsten Romane geschrieben. Als er erwachte, erschien der Roman; Jedermann wollte ihn lesen, und Jedermann schlief ein.

Ein Pariser Ehemann schlummerte auf Hymens Kopfkissen, und träumte von der Zärtlichkeit seiner treuen Ehehälfte. Ein Klopfen an der Thür erweckte ihn; es war der Gerichtsbote, der ihm meldete, seine Frau habe auf Scheidung geklagt, und werde seinen Bedienten heirathen.

Eine Wäscherin aus der Straße St. Honoré fiel schlafend aus dem vierten Stockwerke in einen eleganten englischen Wagen, ohne daß sie den mindesten Schaden genommen hatte.

Ein Bedienter schlief hinter dem Wagen ein, und als er erwachte, befand er sich in demselben. Es gibt eine

Menge Leute, die in einem Schuppen oder Stalle eingeschlafen und in einem prächtigen Saale erwacht sind. Da mache mir Einer einen Commentar über die Metamorphosen des Ovid.

(Ohne den geringsten Uebergang und in gänzlicher Herzenseinfalt beschließt der Franzose seine Spielerei folgendergestalt:)

Ein junger Krieger träumte an den Ufern des Nils, daß er, ganz allein von seinem Glücke getragen, unermeßliche, vom Feinde bedeckte Meere durchkreuzen, ein großes Volk dem Joche der Thorheit, dem Wüthen gegen sich selbst entreißen, und daß aus dem Schooße des Krieges ein, ganz Europa beschattender Oelzweig hervorwachsen würde. Das Zujauchzen des ganzen Erdbodens erweckte ihn, und er staunte, nicht geträumt zu haben.

(Wollte Gott, der Traum wäre schon ganz eingetroffen! am Zujauchzen lassen wir es nicht fehlen; aber den beschattenden Oelzweig erwarten wir noch Alle mit großem Verlangen, obgleich der Boden, aus dem er hervorwachsen soll, nämlich le sein de la guerre, kein großes Vertrauen zu seiner Dauer einflößen kann.)

Cromwell's Begräbniß.

Diese historische Anekdote ist nicht so fabelhaft als sie scheint. Eine englische Dame erzählte sie einem Gelehrten, als eine von ihren Eltern erhaltene Ueberlieferung. Crom-

well sollte, wenige Tage vor seinem Tode, durch den Gedanken beängstigt worden sein, daß die Familie Stuart, wenn sie jemals wieder den Thron bestiege, seinen Leichnam mißhandeln werde, weshalb er die seltsamsten Vorsichtsmaßregeln dagegen genommen. Dem Gelehrten schien das unglaublich; er meinte, ein so kalter, unerschrockener Bösewicht kümmere sich wenig um seinen entseelten Leichnam. Die Dame, um zu beweisen, daß sie die Anekdote nicht aus der Luft gegriffen habe, sandte ihm bald nachher einen Auszug aus fünf Handschriften, die sich in der Harlay'schen Bibliothek befinden sollen. Die erste: »Bericht von dem Begräbnisse König Karl des Ersten und Cromwell's,« woraus ersichtlich, wie es den Freunden des Usurpators gelungen, die beiden Leichname zu verwechseln, um dadurch die etwa dem letzteren zugedachte Schmach auf den ersteren zu wälzen. Die zweite: ein Auszug aus den Tagebüchern des Parlaments, die Verordnung enthaltend, den Leichnam Cromwell's auszugraben, zu Tyburn aufzuhängen, und dann zu verbrennen. Diese Handschrift soll vom Lord Oxford sorgfältig bewahrt worden sein. Die dritte: eine Erzählung, auf welche Weise der Befehl des Parlaments durch dessen Sergeanten ausgeführt worden. Der Beauftragte fand den Sarg, auf dem der Name Oliver Cromwell sammt allen usurpirten Titeln geschrieben stand, in der Kapelle Heinrich VII. in Westminster. Die vierte und fünfte (von zwei verschiedenen Händen) ein sehr merkwürdiger Bericht von der doppelten Beerdigung des Erz-

verräthers, von den Gründen dazu, und den Mitteln, deren man sich bedient, um den Haß gegen den unglücklichen Karl I. noch über das Grab hinaus zu dehnen, indem man seinen Leichnam dem zur öffentlichen Schmach verdammten Leichname seines Mörders unterschob. Ein Geschichtsforscher gab diesen Aktenstücken größeres Gewicht, folgende Bemerkungen hinzufügend:

Der Sergeant des Parlaments hat in der That den erwähnten Auftrag erhalten. Er fand den Sarg am angezeigten Orte, mit einer darauf befestigten, stark vergoldeten Kupferplatte, auf welcher die Wapen Englands und Cromwell's mit folgender Inschrift eingegraben waren: Oliverius protector reipublicae Angliae, Scotiae et Hiberniae, natus 25 April 1599 inauguratus 16 December 1653, mortuus 3 September 1658, hic situs est. Der Sergeant eignete sich die Platte zu, die er für Gold hielt, und vererbte sie auf seinen Eidam, einen Herrn Giffard von Colchester. — Ferner findet sich unter den erwähnten Handschriften eine mit allen Förmlichkeiten versehene Erklärung eines gewissen Barkstead, eines Sohnes des berüchtigten und hingerichteten Königsmörders Barkstead, welcher bei Cromwell's Tode fünfzehn Jahre alt war. Dieser berichtet: sein Vater sei damals Lieutenant vom Tower, und einer der Vertrauten Cromwell's gewesen. Er und einige andere Mitschuldige Cromwell's hätten ihn befragt: wohin er begraben zu sein wünsche? »Auf den Platz,« habe er geantwortet, »wo ich den vollständigsten Sieg erfochten, nämlich auf der Ebene von Naceby in

der Grafschaft Northampton. — Als nun Cromwell gestorben, haben Barkstead und sein Sohn den Leichnam in einem bleiernen Sarge wirklich auf die genannte Ebene geführt, in deren Mitte sie bereits eine ganz frische, neun Fuß tiefe Grube gefunden; der abgestochene Rasen sorgfältig auf die eine Seite gelegt, die Erde auf die andere. In diese Grube sei der Sarg gesenkt, mit der Erde bedeckt, und der Rasen sehr genau wieder darauf gepaßt worden, um die Vorübergehenden nicht merken zu lassen, daß hier kürzlich gegraben worden. Ja, man habe die Vorsicht noch weiter getrieben, indem man, einige Tage nachher, das Feld ordentlich pflügen und mit Waizen besäen lassen.

Diese Erzählung wird bestätigt durch eine andere aus dem Munde eines Mannes, dessen Vater Kaufmann, und nachher Minister Königs Karl des Zweiten zu Florenz war. Dorthin hatten sich viele von Cromwell's Anhängern geflüchtet, und erzählten ohne Scheu, nicht allein was Barkstead berichtet, sondern sie fügten noch, gräßlich lachend, hinzu: Wir haben ein Meisterstück der Rache am Könige verübt, indem wir ihn nicht blos enthaupten, sondern lange nachher, durch seine eigenen, besten Freunde auch noch an den Galgen knüpfen lassen. Man begrub — so behaupteten sie — statt des Usurpators Leichnam, einen leeren Sarg mit allen Pomp, und legte nachher in diesen leeren Sarg den enthaupteten König, der, bei Karl des Zweiten Thronbesteigung, auf Befehl des Parlaments, zu Tyburn gehangen wurde. Der Strick war unter den Schultern befestigt, wie man gewöhnlich verfuhr, wenn ausgegrabene Leichen

sollten gehangen werden. Alles ging vortrefflich, zu großem, höllischen Vergnügen der wenigen Unterrichteten, bis Einige aus dem Volke sich allzunahe drängten, und mit Entsetzen eine gewisse Aehnlichkeit, ja sogar eine Nath am Halse entdeckten. Man fing an zu murmeln; man theilte die Bemerkung einem Offiziere mit, der über Hals und Kopf nach Hofe sandte, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Er mußte den Körper sogleich vom Galgen nehmen und begraben. Also nicht verbrennen, wie doch das Parlament ausdrücklich geboten hatte. Dieses sonderbare Unterlassen des angekündigten Verbrennens gab dem Argwohne noch mehr Gewicht.

So viel ist gewiß, daß der Geschichtschreiber, Lord Clarendon, selbst behauptet, man habe das Begräbniß des unglücklichen Königs nicht gefunden, so emsig auch die Lords Southampton und Lindsei, auf Befehl des Hofes, darnach gesucht. Eben so gewiß ist, daß die Anhänger Cromwell's bis zum letzten Hauche ihres Lebens die Wahrheit dieser seltsamen Begebenheit betheuert haben.

Hier noch eine, nicht minder auffallende, der Geschichte bisher entschlüpfte Anekdote. Seit dem Jahre 1557, nachdem der heuchlerische Cromwell den Königstitel ausgeschlagen, entspann sich eine sehr geheime Unterhandlung, um die jüngste seiner Töchter mit Karl II. zu vermählen. Lord Borghill, nachmaliger Graf Orrery, hatte sehr geschickt das Vertrauen des Protektors und die Einwilligung des jungen Prinzen zu dieser erniedrigenden Verbindung zu gewinnen gewußt. Er fing damit an, die Gemahlin

und Tochter Cromwell's von seinem Plane zu unterrichten, und auch im Publikum ein dumpfes Gerücht davon auszustreuen.

Als nun eines Tages Cromwell ihn fragte: »Was gibt es Neues?« — da lächelte Borghill und schwieg. Das reizte Cromwell's Neubegier. Er drang in den Lord und sagte sogar: »Ihr seid nicht mehr mein Freund, wenn Ihr mir etwas verschweigt.«

»Nun, wenn Sie es durchaus wollen,« erwiederte Borghill mit einer schlauen, scherzhaften Miene, »man sagt, »daß der Lord-Protektor seine Tochter Franziska mit Karl Stuart vermählen, und dieser dadurch den Thron von England besteigen werde, den sein Schwiegervater ausgeschlagen hat.«

Oho! rief Cromwell lachend, und was denkt Lord Borghill davon?

»Fürwahr,« antwortete der feine Höfling, »ich denke, was man ziemlich allgemein denkt, daß diese Partie vielleicht die weiseste wäre, welche der Protektor ergreifen könnte.«

Glaubt Ihr das im Ernste? fragte Cromwell, indem er ihn starr ansah.

»In der That,« versetzte der Lord eben so ernsthaft, ich glaube, daß Sie für Ihre Sicherheit nichts besseres thun könnten.« —

Bei diesen Worten kehrte ihm Cromwell plötzlich den Rücken zu, spazirte tiefsinnig auf und nieder, die Hände auf den Rücken geschlagen, trat bald aber wieder zu Lord Borghill und fragte sehr ernst: Welches sind die Ursachen,

durch die Ihr in meinen Augen eine solche Gesinnung rechtfertigen könnt? —

»Die Gewißheit,« antwortete Jener mit Festigkeit, »daß Sie Ihren Anhängern wenig mehr trauen dürfen. Diese können nichts mehr gewinnen, sondern denken nur darauf, das Erworbene sammt ihrer künftigen Ruhe zu sichern, denn sie kennen den Unbestand des Volkes; und wer kennt ihn besser als Sie selbst, Mylord? — Hingegen würde der junge König, in seiner jetzigen unangenehmen Lage, sehr wahrscheinlich alle Vorschläge eingehen, um aus seiner Verbannung erlöst zu werden und die Demüthigungen nicht mehr zu erfahren, die seines Gleichen stets im Unglücke treffen. Ohne Zweifel würde er Ihnen gern, auf Lebenszeit, das Kommando über alle Kräfte des Reichs lassen; in diesem Falle würde die königliche Partei sich mit der Ihrigen vereinen. Bekäme Ihre Tochter Kinder mit Karl, so würde der Vater dieser Tochter dem Gemahle derselben und der Nation lieb werden, und es Niemand wagen, sein Ansehen anzutasten; denn er hätte zugleich einen König, einen Prinzen von Wallis und die ganze Stärke der Nation in seiner Hand. Verschmäht hingegen der Lord-Protektor dieses, ihm von der Gunst des Glückes dargebotene Mittel, so darf er schwerlich hoffen, seine Macht auf seinen Sohn zu vererben, und wird sie vielleicht selbst nicht einmal auf seine Lebenszeit, bei einer so unbeständigen Nation, erhalten können.«

Cromwell hörte das Alles mit der größten Aufmerksamkeit an, und nachdem er abermals in tiefen Gedanken eini-

gemal auf und nieder gegangen, sagte er: »Nein, Mylord! Karl wird nie vergessen, daß ich seinem Vater habe den Kopf abschlagen lassen.«

Borghill schlug ihm vor, einen geschickten Unterhändler zu Karl zu schicken, um ihn zu sondiren, erbot sich selbst dazu und meinte: Freilich habe Cromwell mit so vielen Andern zu dem Unglücke Karl's des Ersten beigetragen; aber ihm allein würde Karl der Zweite seine Wiedereinsetzung schuldig sein, und ein so wichtiger Dienst —

»Nein, nein, Mylord!« unterbrach Cromwell ihn heftig, »Karl Stuart kann und wird mir den Tod seines Vaters nie verzeihen. Ueberdies ist er so ausschweifend, daß er in Kurzem uns Alle in's Verderben stürzen würde.« — Mit diesen Worten entfernte sich Cromwell in sehr übler Laune, und Borghill wagte es nie wieder, davon zu reden. Als er das Kabinet verließ, begegnete er der Gemahlin und der Tochter des Protektors, die beide äußerst neugierig auf den Ausgang der Unterredung waren. Er unterrichtete sie von dem, was vorgegangen, und rieth ihnen, ihre ganze Gewalt über Kopf und Herz des Protektors anzuwenden, um ihn für die Sache zu stimmen. Das thaten sie auch, allein vergebens; sein Gewissen sagte ihm, sein Verbrechen sei zu ungeheuer.

Clarendon hat diese Anekdote nicht berührt, vielleicht weil er meinte, der Ehre seines Königs dadurch zu nahe zu treten; allein sie ist darum nicht minder zuverlässig; denn theils erzählt sie der Bischof Burnet aus Borghill's eigenem Munde, theils hat auch des letztern Kapellan in

der Sammlung der politischen Memoiren des Grafen Orrery sie ausführlich mitgetheilt. Sie wird auch schon dadurch sehr wahrscheinlich, daß ganz natürlich der schlaue Borghill sich selbst auf jeden Fall sicher zu stellen wünschte, welches ihm auch so wohl gelang, daß Karl II. nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihn zum Grafen Orrery zu erheben.

Gebet um allgemeine Blindheit.

Ja ja, im ganzen Ernst sollte man beten um Blindheit auf beiden Augen. Aber nicht Ein Mensch, nicht hunderte, nicht tausende müßten blind werden, sondern alle Bewohner des Erdbodens auf Einmal. Freilich wäre es besser, weit besser, wenn sie Alle wären blind geboren worden; da uns aber der Himmel diese Gnade nicht erzeigt hat, so laßt uns, Christen und Juden, Türken und Heiden, unser Gebet vereinigen, und Gott demüthig anrufen, daß er uns mit Blindheit schlage noch ärger als die Amalekiter.

Wem springt es nicht in die Augen, selbst dann, wenn er schon blind wäre, daß eine allgemeine Blindheit die größte Wohlthat für das Menschengeschlecht sein würde? — Es ist unmöglich, die unzähligen heilsamen Folgen namhaft zu machen; wenige Beispiele werden hinreichen, den ungetheilten Wunsch nach ewiger Finsterniß zu erwecken.

Also Erstens würde kein Krieg mehr auf der Welt sein, keine Schlacht mehr geliefert werden; denn man

würde mit den Kanonen in's Blaue schießen, und wenn man meinte, das Zentrum des Feindes zu durchbrechen, oder dessen Flügel zu umgehen, so stünde er lachend auf einer ganz andern Seite und man stieße mit der Nase an die Bäume des Waldes oder man lief gar in den Strom. Zwar bestehen auch jetzt die Armeen aus blinden Werkzeugen, aber sie spielen leider nicht blinde Kuh untereinander.

Zweitens: Sobald die Menschen die Augen zu thäten, würde die Gerechtigkeit sie auf thun. Die blinden Richter säßen ehrbar auf ihren Stühlen, hörten und erwägten ungestört, sehen weder die krumme Hand des Klägers, noch den etwaigen schönen Busen der Klägerin. Diesen Vortheil kannten schon die Areopagiten, und hielten, um blind zu sein, ihre Sitzungen nur bei Nacht.

Drittens: Würfel und Karten, und mit ihnen der Jammer so mancher Familie, würden verschwinden.

Viertens: Die Mädchen würden nicht mehr um ihrer vergänglichen Schönheit, sondern um ihrer unvergänglichen Tugend willen Anbeter finden. Die häßlichsten wären vielleicht gerade die liebenswürdigsten. Mit den Spiegeln würde auch die Eitelkeit zu Grabe gehen. Jedes Kopfzeug wäre ihnen gleichgiltig. Kein Mann würde mehr durch die Putzsucht seiner Frau ruinirt. Auch würden die Schönen sich untereinander nicht mehr beneiden. Kurz, dann dürfte man sie mit Recht Engel nennen, wenn sie gleich blinde Engel wären.

Fünftens: Da die Treulosigkeit gewöhnlich eine Folge der Lüsternheit der Augen ist, so würde auch der Quälgeist der Eifersucht durch Blindheit gebannt werden. Jeder hätte das Recht, seine Frau für die Schönste zu halten, auch für die Treueste, denn nicht einmal schielen könnte sie nach einem fremden Manne; und sollte es ja bisweilen geschehen, daß ein blinder Nebenbuhler ihm in's Gehege ginge, so sehe es der Mann doch nicht, denn es gäbe keine Titania, die ihm die grausame Wohlthat erzeigte, ihm die Augen zu öffnen.

Sechstens: Es würde kein Buch mehr geschrieben noch gelesen; und da es bekanntlich tausend schlechte Bücher gegen ein gutes gibt, so wäre auch hier der Gewinn klar.

Endlich Siebentens: Die Dämonen des Ehrgeizes und der Herrschsucht würden aus der Welt fliehen; denn Jeder wäre fein beschränkt auf sein Haus und Hof, und fände höchstens den Weg bis zu seinem Nachbar. Wollte er aber über die Alpen gehen, so stürzte er in den Abgrund, oder über den Rhein, so ersöffe er zum Heil der Menschheit.

Es ließen sich noch tausende von Beispielen häufen, zum Beweis, daß nichts uns ersprießlicher wäre, als Blindheit. Die jetzt lebende Generation möchte freilich einwenden, daß, wenn man einmal das Vergnügen des Sehens genossen — (müßte man auch die infamsten Begebenheiten mit ansehen) man sich nicht entschließen könne, dem Augenlichte zu entsagen, selbst bei der Ueberzeugung, daß man schon ziemlich lange in ganz Europa mit Blindheit geschlagen sei. Nun, so möge denn die Mitwelt ihre verblendeten Augen

behalten, wenn nur wenigstens der Verfasser der Kunst, geistreiche Kinder zu zeugen, uns statt dessen lehren wollte, blinde Kinder zu erzeugen; denn von diesen könnte doch nicht mehr geläugnet werden, daß sie allen Vortheil von der Sache hätten, ohne auch nur das kleinste Opfer dafür zu bringen. Wem ist nicht aus Voltaire's Mikromegas bekannt, daß es Geschöpfe gibt, die mit einigen hundert Sinnen begabt sind, die aber doch von uns fünfsinnigen Kreaturen nicht beneidet werden, weil wir keine Idee für ihre dadurch vermehrten Genüsse haben. Nun, so würden auch unsere viersinnigen Kinder die Augen ihrer Voreltern nicht vermissen, und dagegen, neben tausend andern Vorzügen, auch der Segnungen eines ewigen Friedens theilhaftig werden.

Fragmente über die Musik.

Man behauptet gewöhnlich, es geschehe nichts Neues unter der Sonne. Das ist ein großer Irrthum. Ein Herr Kammerherr von Eschern y zum Exempel hat vor Kurzem über die Musik viel Neues gesagt. Er beweist unter andern, daß die Franzosen weder Geschmack noch Ohren haben, wenn sie Schönheiten in den Kompositionen eines Lully, Gluck, Piccini und Sachini finden. Er versichert, daß die Recitative dieser vorgeblich großen Meister langweilig und unerträglich sind; daß die Opern blos aus Arien

bestehen müssen, wenn auch nichts weiter abzusingen wäre, als guten Morgen oder wie befinden Sie sich?

Der Triumph der dramatischen Dichtkunst ist, nach seiner Meinung — etwa das Trauerspiel? — nein! das Lustspiel? — nein! die Oper? — nein! sondern das Melodrama mit allen seinen Räubern und Burgverließen, mit allen seinen Schlachten und Tirannen. Um das Melodram zu heben und zu veredeln, sollen die ersten Komponisten mitwirken und die prächtigen Pariser Ballets sollen es verschönern.

»Nicht in der großen Oper,« sagt er, »muß man Musik suchen, es wäre denn, daß man unter Musik blos den Lärm, den Spektakel, das Geschrei, das Geheul, das Gebell verstünde,« folglich hätten die Pariser nichts eiligeres zu thun, als ihre Iphigenie, ihren Orpheus, ihren Oedip zu vertauschen gegen den Mann mit drei Gesichtern, die Frau von zwei Männern, den weißen Pilgrim, oder wohl gar gegen den Hammelfuß und den Kaninchen-Schwanz. — Ferner spricht der Herr Kammerherr von dem Nutzen, den es haben würde, wenn man die Deklamation auf Noten setzte. Diese Idee ist zwar nicht neu, aber er weiß ihr durch seine Ansicht Neuheit zu geben. Er findet in der französischen Sprache, ob sie gleich mehr sourd und weniger vocal sei als die italienische, spanische, deutsche und englische, doch die Keime einer melodiereichen und ausdruckvollen Musik, welche die großen Trauerspieldichter zu entwickeln wissen; folglich müsse man die Deklamation auf Noten setzen, welches schlechte Schauspieler

verhindern werde, schlecht zu deklamiren, die guten hingegen nicht hindern könne, ihre Talente an den Tag zu legen. Herr von Escherny vergißt, daß, um eine Leidenschaft oder ein Gefühl auszudrücken, der Schauspieler durchaus nur den ihm natürlichen Ton angeben müsse, weil er sonst sicher immer einen falschen angeben wird. — Eben so unnatürlich würde es sein, wenn nach seinem Vorschlage, die besten Scenen der Trauerspiele mit Arien und Duetts verbrämt würden, und wenn z. B. das berühmte Zaire vous pleurez oder das qu'il mourut in den Horaziern in eine Bravourarie gebracht wäre.

Mehr als sublim erscheint Herr von Escherny, wenn er sich mit edler Wärme der Kastraten annimmt. »Ich weiß nicht,» sagt er, »welches alberne Vorurtheil (quel travers) man seit vierzig Jahren gegen die Kastraten gefaßt hat? — Man ist so närrisch gewesen, den Papst Ganganelli zu loben, weil er die Vervielfältigung derselben untersagte. Er war es, der diese Menschengattung mit Schimpf belegte, und das ist um so erstaunenswürdiger, da die Religion selbst bei der Existenz der Kastraten interessirt ist, denn die Religion ist es, welche, um den Skandal zu verhüten, und aus Achtung für die Sitten, die Frauenzimmer von der römischen Bühne verbannte und sie durch Kastraten ersetzte.» — Vortrefflich! der Papst Ganganelli war wohl ein großer Thor, daß er nicht alle seine Römer zu Kastraten machen ließ; die Bevölkerung würde freilich nicht dabei gewonnen haben; aber dagegen würde in den öden Straßen desto mehr gesungen und ge-

trillert worden sein, und wenn endlich der letzte Halbmann singend gestorben wäre, so hätte wenigstens der römische Staat seine Existenz auf eine lustigere Weise geendigt, als nun geschehen ist. — Freilich hat der liebe Gott befohlen: Wachset und mehret euch! und es ließe sich daher wohl denken, daß dieser ausdrückliche Befehl Gottes das Interesse wohl überwiegen könnte, welches die Religion an den Kastraten nimmt; allein Herr von Eschernny versichert: »daß das Korps der Kastraten zu allen Zeiten in allen Ländern sehr verdienstvolle Männer geliefert hat,« und folglich muß man den göttlichen Befehl des Vermehrens blos auf die Kastraten beziehen, welche jetzt, wie man sieht, sogar ein respektables Korps ausmachen. Zum Beweise nennt er unter andern den Origenes, den heil. Franz von Assissi und den Bischof Heliodorus, welche sämmtlich von dem Verlangen den Himmel zu gewinnen beseelt, sich durch einen einzigen Schnitt von allen Versuchungen des Satans befreiten. Zwar gibt es Philosophen, gewöhnlich gottlose Leute, welche behaupten, die Herren Origenes und Konsorten würden sich ein weit grösseres Verdienst erworben haben, wenn sie, was ihnen die Natur verliehen, beibehalten und dennoch aller Versuchung widerstanden hätten, denn wer zu einem Laster unfähig sei, der dürfe sich auch der entgegengesetzten Tugend nicht rühmen; allein der Herr Kammerherr bemitleidet solche ketzerische Gesinnungen und beweist, daß man, ohne bis in das dreigestrichene F oder G zu singen, kein verdienstvoller Mann sein kann, besonders am Hofe.

»Wenn Ludwig XIV.,« sagt er, »einen Premierminister gehabt hätte, wie den Kastraten Farinelli in Spanien, so würde er weder das Edikt von Nantes widerrufen, noch den Port royal zerstört, noch die Dragonaden befohlen haben;« denn Farinelli würde gesungen und Ludwig über seinen schönern Trillern Alles vergessen haben.

Am Schlusse ereifert sich Herr von Eschernn nochmals über die Pariser, die schon seit langer Zeit so unglücklich waren, jene Geschöpfe mit Menschengesichtern nicht leiden zu können. »Im Jahre 1755,« erzählt er, »kam Cafarelli, ein Kastrat vom ersten Range, nach Paris, und wurde von den Parisern, die ihn zwar hörten aber nicht begriffen, sehr kühl aufgenommen, ja er machte sogar auf Manche einen widrigen Eindruck, weil sie denselben Fehler der Organisation hatten, an welchen auch Rousseau litt, der in seinem musikalischen Wörterbuche die Keckheit hat zu behaupten: eine Weiberstimme sei schöner als eine Kastratenstimme.« — Fast sollte man auf die Vermuthung gerathen, der Herr Kammerherr habe ganz besondere Ursachen, die Kastraten in seinen Schutz zu nehmen.

Traum eines Podagristen.

(Von ihm selbst erzählt.)

Ich bin ein Mann in meinen besten Jahren. Was heißt das? werden Sie mich fragen. Je nun, als ich zwanzig Jahre alt war, hielt ich einen Mann von Vierzigen für

einen alten Mann, und nun, da ich mit Gott und mit Ehren über die sechzig hinaus bin, kommt es mir vor, als sei ich ein Mann in meinen besten Jahren. Das Podagra ausgenommen, befinde ich mich recht wohl, esse, trinke und schlafe. Auch mit dem Gott der Liebe bin ich noch nicht gänzlich zerfallen, wie Sie gleich hören werden. Gestern hatte ich, meinem Arzte zum Trotze, eine Bouteille guten Hochheimer getrunken, und hielt darauf in meinem Voltaire's-Stuhle ein süßes Mittagsschläfchen. Da träumte mir, ich wäre ein junger Offizier, der eben mit Lorbeern gekrönt vom Felde der Ehre zurück kam; und der, weil ihn die Nacht in seinem Reisewagen überraschte, in einem Schlosse an der Landstraße einkehren wollte, welches so prächtig illuminirt war, daß es ihm die Augen blendete. Vermuthlich, dachte ich, wird hier der Geburtstag Napoleon's gefeiert, denn es gibt schwerlich mehr Sterne am Himmel als brennende Lampen an diesem Tage und brennende Herzen oben drein, nämlich gemalte. Ich fuhr vor die große Treppe, da traf der Lampenschimmer mein Auge so gewaltig, daß ich blinzeln mußte und erwachte. Die Sonne schien mir gerade in's Gesicht. Ich klingelte meinem Bedienten, ließ durch ein grünes Rouleau das Fenster verhüllen, und träumte weiter.

Das Schloß gehörte einem alten braven Offizier, der mich sehr gastfrei empfing, und mich drei allerliebsten Töchtern vorstellte. Da war ich nun recht in meinem Elemente, denn ich hatte einige Tage zuvor meinen zwei und zwanzigsten Geburtstag gefeiert. Ich umgaukelte die jungen

Damen, ich schäkerte, ich lachte; sie schäkerten und lachten mit, und, ehe ich es mich versah, hatte die jüngste, Babet, aus ihren schelmischen Augen einen Pfeil auf mich abgedrückt, der mir bis in die Herzkammer fuhr. Zum Glück hatte ihre ältere Schwester die Küche zu besorgen, die zweite spielte mir auf dem Flügel eine Sonate vor, ich stand hinter dem Stuhle, Babet neben mir. Sie hatte ihren schneeweißen Arm über die Lehne des Stuhls gelegt, und ich konnte der Begierde nicht widerstehen, meine Hand sanft darüber hingleiten zu lassen. Als ich sah, daß sie meine Verwegenheit nicht übel nahm, so wagte ich es noch einmal und ließ die Hand nunmehr auf dem schönen Arme ruhen. Ach! er war so weich, so warm — es lief mir heiß durch alle Adern — ein wollüstiges Gefühl ergriff mich so stark, daß ich davon erwachte, und — *meine Hand lag auf dem Hasenfelle, in welches ich meinen Fuß gewickelt hatte.*

Verdrießlich zog ich sie zurück, schlief aber richtig wieder ein und träumte fort. Wir setzten uns zu Tische. Die Speisen waren vortrefflich zubereitet, der Wein deliziös. In meinen Jahren, nämlich im zweiundzwanzigsten, hat man immer guten Appetit, ich aß und trank folglich nach Herzenslust. Dabei saß ich neben der schönen Babet, die mich ganz allerliebst neckte, mich bald mit Brotkugeln warf, bald mir Zucker auf den Beefsteaks streute. Ich blieb ihr nichts schuldig und sie wollte *mir* nichts schuldig bleiben. Als sie endlich ihre Erfindungskraft in tausend kleinen Neckereien fast erschöpft haben mochte, kam sie auf den ver-

dammten Einfall, sich unter dem Tische eine Nadel durch die Schuhsohle zu stechen, und mir solche plötzlich in den Fuß bis auf den Knöchel einzugraben. Das that verzweifelt weh. Ich erwachte und — mein Podagra hatte mich gestochen.

Noch einmal gelang es mir, im süßen Schlummer den schönen Traum zurück zu rufen. Wir waren nun wohl gesättigt vom Tische aufgestanden, der genossene Wein machte mich kühner, Babets Blicke schienen mich aufzumuntern; ich flüsterte ihr zu, daß ich auf ihrem Zimmer ihr eine gute Nacht wünschen würde. Sie erlaubte es nicht, allein sie verbot es auch nicht, und ich junger Wildfang schlich zu ihr, fand sie im reizendsten Negligee, erklärte ihr meine feurige Liebe, rührte ihr Herz und bewegte sie endlich, sich auf meinen Schooß zu setzen.

O welche Empfindungen durchströmten da meinen ganzen Körper! ich fühlte die geliebte Last, ich schloß sie in meine Arme — ich küßte sie zärtlich. — Aber Gott weiß, welche Laune in diesem Augenblicke sie anwandelte: sie fuhr mir mit den Nägeln in das Gesicht, der Schmerz erweckte mich — siehe da, mein alter Kater war mir auf den Schooß gesprungen, ihn hatte ich zärtlich an meine Lippen gedrückt, und er hatte zum Dank die Spuren seiner Krallen auf meinen Backen hinterlassen. Sie können denken, mit welchem Unmuthe ich ihn herunter schleuderte. Zwar wollte ich noch einmal den Traumgott zu mir winken, um den Roman zu Ende zu spielen; aber eben trat mein Johann herein und brachte mir aus der

Apotheke eine bittere Mixtur, von der ich auf der Stelle zwei Löffel voll verschlucken mußte, wodurch für dieses Mal der Liebesgott verscheucht wurde.

Gedanken über das Partickelchen Man.

Eins der besten Kapitel in Locke's trefflichem Werke über den menschlichen Verstand, ist das von dem Mißbrauche der Worte. Die Beispiele, welche er anführt, bestehen in lauter allgemeinen und abstrakten Benennungen aus der Moral oder Metaphysik, hinter welchen der Irrthum sich sehr bequem verstecken kann; als da sind: Weisheit, Ruhm, Gerechtigkeit, Ausdehnung, Seele, Form, Gattung, Geist, Materie u. s. w. Aber es scheint noch weit sonderbarer, daß ein ganz gemeiner, alltäglicher Ausdruck uns unaufhörlich verwirren, uns zu den traurigsten Irrthümern verleiten, unsere Gespräche vergiften und die Geißel der Gesellschaft werden kann. Alles das thut das armselige, einsylbige Wörtlein Man. Unter den, von Locke angeführten Mißbräuchen, die mit Worten getrieben werden, findet sich bei dem Partickelchen Man derjenige am häufigsten, der dem Worte mehr Ausdehnung gibt, als es von Rechtswegen haben sollte.

Man sagt, man weiß, man glaubt, — so drücken sich die Sprechenden aus, und wollen gewöhnlich durch dieses Man ihre Meinung unterstützen. Um nun dem Man so viel Gewicht als möglich zu geben, so ver-

stehen sie darunter die größtmögliche Anzahl von Personen. Denn was würde es ihnen helfen, wenn sie lügen und verleumden wollen, das Man auf eine oder wenige Personen einzuschränken? Nein, man bedeutet die Stadt, das Land, ganz Europa und allenfalls die ganze Welt. Ein schlechter Schriftsteller zum Exempel erzählt, daß man ihm versichert habe, sein Werk sei des Druckes würdig; ein beißiger Recensent (wie Merkel) bedient sich der Phrase: man kennt schon die Manier des Verfassers, man hat schon längst bis zum Ekel gelesen u. s w.; ein neidischer Theater-Kritikus, der ein beliebtes Schauspiel gern unter die Füße treten möchte, läßt drucken: man pochte, man gähnte, man pfiff u. s. w. Sollen der gute Name des Verfassers, seine Ehre, seine Sittlichkeit zugleich angegriffen werden, so heißt es: man sagt, man hat erfahren, man flüstert sich in die Ohren und dergleichen mehr. In allen diesen Fällen soll das Man den größten Theil von Deutschland bedeuten, obgleich der schlechte Schriftsteller recht gut weiß, daß blos ein paar seiner Schulkameraden seine Werke gelobt haben; obgleich Merkel recht gut weiß, daß nur seine verdorbene Galle das boshafte Man erzeugte; obgleich der Theater-Kritikus ganz allein gepocht und gepfiffen hat; obgleich der Verleumder seine Schmähungen nur in dem Pfuhle seines eigenen Herzens ausbrütete. Aber solche Herren fühlen, daß ihre Autorität dem Publikum nicht imponiren würde, das Man hingegen ist so bequem als die Rindshaut der Dido, man

kann es in so viele Stücken schneiden, daß sich ganz Europa damit umspannen läßt.

Nicht selten fügt man auch noch das Wort allgemein hinzu, um die Wirkung zu verstärken. Man sagt allgemein, dieser Fürst, jener Minister sei ein Muster von Gnade, von Gerechtigkeit. So drückt sich ein Schmeichler aus, eine Kreatur des Fürsten oder Ministers, die vielleicht das Land mit eisernen Ruthen peitschen, aber jener Kreatur die Brotsamen von ihrer Tafel zuwerfen. — Man lebt hier sehr glücklich, spricht ein reicher Schlemmer; man amüsirt sich sehr gut auf diesem Balle, lispelt ein junges, munteres Mädchen; man findet in den italienischen Wirthshäusern alle Bequemlichkeiten, versichert ein berühmter Fuß-Reisender; allein jeder begreift unter dem Man nur sein eigenes werthes Ich, denn unter den Fenstern des Schlemmers balgen sich die Bettler um einen hinausgeworfenen Knochen, in dem Ballsaale des Mädchens haben fünf Sechstel der Gäste lange Weile, und in den italienischen Wirthshäusern findet derjenige, der nicht sehr müde und sehr hungrig ist, weder Ruhe noch Speise.

Auf eine ganz neue Weise gebrauchen unsere Zeitgenossen jetzt das Man als Pflaster für das verwundete Vaterland, und statt daß es in allen vorangeführten Fällen eine große Menge Menschen bedeuten sollte, so bedeutet es in diesem Falle eigentlich Niemanden, auch nicht einmal den, der sich dessen bedient. Man bedurfte neuer Formen — diese Phrase wird jetzt überall gehört, weil

aber im Grunde Niemand neuer Formen bedurfte, so ist das nur eine tröstende Redensart und heißt eben so viel, als wenn eine Mutter, der ein liebes Kind gestorben, durch ihre Gevatterinnen erinnert wird, daß alle Menschen sterben müssen.

Das Man wird aber nicht blos bei so ernsten Gelegenheiten hervorgezogen; auch die Damen bedienen sich dessen, um die albernsten oder ausschweifensten Moden damit zu entschuldigen. »Liebes Kind,« sagt der Mann zu seiner Frau, »es ist nicht sittsam den Busen so wenig zu verhüllen«. — Sie antwortet keck: »Man trägt sich so.« — „Es ist auch der Gesundheit nachtheilig.« — »Was soll man machen? man kann sich doch nicht auszeichnen?« — »Die Haarlocken hängen dir ja in's Gesicht wie einem Pudel!« — »Man trägt es jetzt so.« —

Und wenn will die Dame hier unter Man verstanden haben? — Natürlich die ganze feine weibliche Welt. Wer ist es aber beim Lichte besehen? — Vielleicht ein Freudenmädchen, oder eine Putzmacherin, oder eine einzelne Närrin, die eine abgeschmackte Mode in den Gang brachte, oft um ein körperliches Gebrechen dadurch zu verhüllen. So ist sonder Zweifel eine Dame, die ein Mahl auf dem Auge, oder eine ausgeschlagene Stirn hatte, zuerst auf den Einfall gekommen, ihr Löwenhündchen nachzuahmen und sich das ganze Gesicht mit Korkenziehern aus Haaren gedreht zu behängen. Eine andere, die die schönste gewölbte Stirn und die klarsten Aeuglein hat, macht es ihr flugs nach, denn man trägt es so.

Sehr wichtige Dienste leistet das Man den Damen ferner, wenn sie eine ihrer schönen Mitschwestern in üblen Ruf bringen wollen: »Man sagt, sie läßt sich von dem und dem die Kour machen; man behauptet, sie sei ihrem Manne nicht treu; man spricht von ärgerlichen Scenen, die vorgefallen sind.« Hier bedeutet das Man gewöhnlich nur die eine Dame, welche das Wort führt und ihrer Bosheit die Stimme des Publikums leiht.

Mit großem Erfolge bedienen sich auch die Zeitungsschreiber des bequemen Man, wenn sie ihre Quellen nicht angeben können oder dürfen. Man will wissen, man erfährt, man erwartet, man wundert sich u. s. w. Das heißt immer mit andern Worten: mein Korrespondent will wissen, mein Korrespondent wundert sich u. s. w. Das Drolligste dabei ist sonder Zweifel, daß das Publikum, welches dem Korrespondenten, wenn es dessen Namen wüßte, keineswegs vertrauen würde, dem Man blindlings vertraut und sich ohne Bedenken auf das Man beruft. Ein Alter warf einst den Griechen vor, daß sie eine gewisse Silbe nicht aussprechen könnten, und dadurch zu Sklaven geworden wären, allein was würde er sagen, wenn er jetzt Zeuge davon wäre, wie viele Millionen Sklaven der Silbe Man gehorchen! daß tausend Schändlichkeiten geschehen, weil man sie billigt, und daß unendlich viel Gutes unterlassen wird, blos weil die Leute sich vor dem fürchten, was man dazu sagen werde. Es stand einmal ein Soldat in einer dunklen Nacht ganz allein auf dem Vorposten, er hörte, daß ein feindliches Detaschement sich näherte, sogleich fing er an Lärm zu ma-

chen, veränderte alle Augenblicke die Stimme, rief den Peter, den Hans, den Michel heraus in's Gewehr, und brachte es wirklich so weit, daß das feindliche Detaschement den Vorposten stark besetzt glaubte und sich still zurückzog. Denselben Betrug spielen diejenigen, die das Man alle Augenblicke im Munde führen, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst der angreifende Theil sind, und das Publikum sich vor den vielen Stimmen entsetzt, die aus dem Man ihm entgegen schallen, obgleich das ganze schreckliche Man gewöhnlich, beim Lichte besehen, nur ein einziger Bösewicht oder ein einziger Narr ist; wie z. B. der Recensent in der Jenaischen Literaturzeitung.

Derjenige, der sich von einer guten That durch die Frage abhalten läßt: »Was wird man dazu sagen?« (das qu'en dira-t-on der Franzosen) würde sehr wohl thun, sich das Man ein wenig zu zergliedern, und die Frage so zu stellen: »Was wird Herr A, Herr B, Herr C dazu sagen?« Dann würde er fast immer finden, daß die Urtheile des Herrn A, B und C, die zusammengenommen das Man ausmachen, ihm einzeln von gar keiner Wichtigkeit scheinen, und daß er sich blos vor der Dunkelheit gefürchtet hat, in welcher das Gespenst Man herum schleicht.

Es gibt doch aber auch einzelne Fälle, wo das Man in einer sehr engen Bedeutung genommen wird, zum Exempel von hohen Personen, deren Namen auszusprechen etwa gefährlich oder undelikat sein möchte. »Man hat einen dummen oder schlechten Streich gemacht, man

ist sehr schwach oder sehr grausam.» Da wird das Man gleichsam zum zollfreien Gedanken; und wer es nennen hört, versteht niemals das Publikum darunter. Auch ein Vornehmer gegen einen Geringen, ein Lehrer gegen seinen Schüler, bedient sich bisweilen des Man, wenn er weder Sie noch du noch Er noch Ihr sagen will, und da bedeutet es abermals nur eine einzelne Person, welche ein dummer Stolz wo möglich noch mehr vereinzeln möchte. Es soll heißen: »Du bist eigentlich, gegen mich gerechnet, gar keine Person, sondern nur ein zweideutiges Wesen, für das ich keinen Namen weiß.»

Es wäre sehr zu wünschen, daß das verdammte Man ganz aus unserer Sprache verbannt werden möchte; aber freilich würde dann Mancher durch diesen harten Schlag drei Viertheile seiner Ideen und seiner Unterhaltung einbüßen. Denn was wollte er anfangen, wenn man Bürgen seiner Erzählungen oder Gründe seiner Meinungen von ihm verlangte, und das hilfreiche Man ihm nicht mehr zur Seite stünde?

Ueber einige französische Gedanken und Redensarten.

Wenn gleich über die Wunderthaten des großen Napoleon eine allgemeine Freude herrscht, weil sie blos zum Heil der Welt geschehen (wie Jedermann weiß und fühlt),

so gibt es doch eine Klasse von Menschen, die dadurch nicht selten ein wenig in Verlegenheit gesetzt wird, nämlich die Lobredner; denn wo sollen diese neue Bilder und Wendungen hernehmen, um, bei den stets erneuerten Wundern, dem tausendmal Gesagten immer neue Formen zu geben?

Ich weiß, daß Napoleon über alle Schmeicheleien weit erhaben ist, und daß er selber noch kürzlich erklärt hat: Es habe französische Monarchen gegeben, die ihn weit übertroffen hätten, nur nicht in der Liebe zu Frankreich; ich darf daher vermuthen, daß ihm selber der Strom von lobpreisender Beredsamkeit bisweilen lästig ist, der sich so oft und so mächtig an den Stufen seines Thrones vorbeiwälzt; aber es gehört nun einmal zum Ceremoniel, zur Etikette, und man weiß, daß diese beiden Dinge nicht zu den Lebensfreuden der Fürsten gerechnet werden dürfen; auch fürwahr nicht zu den Lebensfreuden derer, welche die dazu erforderlichen öffentlichen Reden abfassen müssen. Ich will gern glauben, daß ihre Lobsprüche aus dem Herzen fließen, aber damit ist es nicht gethan, sie müssen auch in starken, scharfsinnigen, geschmeidigen und auffallenden Wendungen vorgetragen werden, und das ist natürlich bei öfterer Wiederholung äußerst schwer, zumal seitdem jener Maire durch die bekannten Worte: »Gott schuf Bonaparte und ruhte aus,« beinahe alles in dieser Art erschöpft hat.

Ich wette, daß mancher Redner an seinem Pulte gewaltig schwitzt, bis er das Glück hat, eine Phrase zu er-

haschen, die noch nicht da gewesen ist. Da aber dieses „noch nicht da gewesen sein" manchem die Hauptsache scheint: so nimmt man es denn auch mit den eigentlichen Gedanken bisweilen nicht so genau, und daher schleichen sich mitunter Redensarten ein, die zwar wohlklingend sind, aber beim Lichte besehen, etwas Alltägliches oder wohl gar etwas Falsches enthalten.

Ueber öffentlich gehaltene Reden darf man sonder Zweifel auch ein öffentliches Urtheil fällen. Am 16. November zum Beispiele, sagte der Herr Senateur Graf Boissy d'Anglas: Nos historiens et nos poétes-échapperont à l'oubli en fondant leur rénommée sur celle de votre Majesté; ils s'attacheront à Votre grand nom, pour que les leurs ne périssent point; et la postérité reconnoissante, à cause de son admiration pour Vous, de leurs travaux et de leurs veilles, honorea d'une graude gloire ceux qui auront le mieux rétracé la Votre. (Zu deutsch: „Unsere Geschichtschreiber und Dichter werden der Vergessenheit entrinnen, indem sie ihren Ruhm auf dem Ew. Majestät gründen: sie werden sich an Ihren großen Namen anklammern, damit ihre Namen nicht untergehen; und die Nachwelt, aus Bewunderung für Sie, dankbar für die Arbeiten und Nachtwachen Jener, wird mit einem großen Ruhme diejenigen beehren, welche Ihren Ruhm am besten dargestellt haben.")

Der Gedanke ist offenbar unrichtig. Wenn zum Exem-

pel nicht Homer, sondern etwa ein Merkel, den trojanischen Krieg besungen hätte, so würden wir nicht ein Wort mehr von dem trojanischen Kriege wissen, so groß auch die Helden gewesen sind, die in demselben gefochten haben. Eben so würde es dem Helden unserer Zeit ergehen, wenn ein schlechter Geschichtschreiber sich an die Erzählung seiner Thaten wagte; das Anklammern an den großen Namen würde ihm gar nichts helfen, der seinige würde dennoch untergehen, und mit ihm sogar der Name des Helden, wenn er nicht durch tausend andere Denkmähler verewigt wäre. Eben so kann umgekehrt ein großer Dichter einen sehr geringen Stoff bearbeiten (man denke nur an Wieland's Oberon), und durch sein Genie ihn auf die Nachwelt bringen, gleich der in Bernstein eingeschlossenen Fliege. Auch widerspricht sich der Redner selbst, indem er am Schlusse der Phrase hinzufügt: die Nachwelt werde nur denjenigen hoch ehren, der Napoleon's Ruhm am besten verkündet hat. Folglich nicht denjenigen, dessen Feder unwürdig war, ihn zu verkünden.

Der ganze Gedanke drückt also nichts weiter aus, als: »der künftige gute Geschichtschreiber Ew. Majestät wird seinen Namen mit dem Ihrigen verewigen.« Das würde aber der gute Geschichtschreiber immer gethan haben, wenn er auch einen andern Gegenstand gewählt hätte, und folglich würde nicht Napoleon's Ruhm, sondern nur sein eigenes Genie, seinen Ruhm begründen.

Ferner sagt der Herr Graf: La poésie, pour les célébrer dignement (nämlich les merveilles et hauts

faits) n'aura qu'à parler le langage de l'histoire; mais l'obligation la plus difficile de celle ci, sera de rendre ses recits croyables. (Zu deutsch: »um die Wunder und hohen Thaten würdig zu feiern, braucht die Dichtkunst nur die Sprache der Geschichte zu reden; aber die schwerste Obliegenheit der Geschichte wird sein, ihre Erzählungen glaublich zu machen.«)

Was heißt das: Die Dichtkunst soll die Sprache der Geschichte reden? — Die Dichtkunst kann ja durchaus keine andere Sprache reden, als ihre eigene; und sobald sie eine andere redet, ist sie keine Dichtkunst mehr. Das klingt also nur, als ob etwas Sublimes dahinter verborgen wäre.

In der Folge versichert der Herr Senateur, die Musen würden der Nachwelt sagen: Qu' aucun revers ne troubla jamais vos mémorables triomphes, que la fortune inconstante pour tous les hommes, ne le fut jamais pour Votre Majesté. — (Zu deutsch: »Daß nie ein widriges Ereigniß Ihre denkwürdigen Triumphe trübte; daß das Glück, sonst unbeständig gegen alle Menschen, es nie gegen Ew. Majestät war.«) — Warum bedient sich doch der Herr Graf hier einer poetischen Fiction? da die Wahrheit ohnehin schon Stoff genug ihm darbietet? Warum behauptet er gerade jetzt, es habe Napoleon dem Großen nie ein Unfall betroffen? gerade jetzt, da der Held aus dem österreichischen Feldzuge zurückkehrt, wo er bei Aspern bekanntlich eine Hauptschlacht verlor. Hätte der Redner gesagt: daß Napoleon jeden Unfall durch sein Ge-

nie leicht wieder vergessen mache, so, dünkt mich, hätte er ihn noch mehr gelobt, und wäre der Wahrheit treu geblieben.

Er fährt fort: Que pour la prémière fois aussi, l'ingratitude des contemporains ne vint point affliger le grand homme („Daß auch zum ersten Male die Undankbarkeit der Zeitgenossen den großen Mann nicht betrübte.") — Wie? sollte Napoleon sich nicht betrüben über die Undankbarkeit der Spanier? und über die harte Nothwendigkeit, ein so braves Volk fast ganz aufzureiben? O gewiß, der Herr Senateur irrt. — Que le Vôtres, Sire (nämlich contemporains) furent toujours justes dans leurs sentimens pour Vous comme le sera l'avenir. — („Daß Ihre Zeitgenossen, Sire, stets gerecht in ihren Gesinnungen gegen Sie waren, so wie es die Nachwelt sein wird.") Hier hat der Herr Graf von Boissy-d'Anglas gewiß Recht, wenn auch nicht allgemein in Ansehung der Zeitgenossen; aber die Nachwelt — die unbefangene, nicht mehr geblendete Nachwelt wird ohne allen Zweifel gerecht gegen Napoleon den Großen sein, so wie sie es gegen Alexander den Großen und mehrere solche Helden der Vorzeit ist. Das ist ja der Trost jedes rechtlichen Mannes, so oft er etwa Urtheile hören muß, die er nicht für gerecht erkennt.

Auch der Herr Graf Fontanes, Großmeister der Universität, hat geglaubt, alle Helden des Alterthums herab setzen zu müssen, um die Thaten des Kaisers in ein glänzenderes Licht zu stellen, da doch der Glanz derselben ohne-

hin keiner Vermehrung bedarf. Autrefois, sagt er, pour élever l'imagination de la jeunesse, on lui parloit des grands hommes des tems passés, aujourdhui le Siecle présenta dans Vous seul ce qu'on admiroit en eux de plus héroique. („Wenn man vormals die Einbildungskraft der Jugend erheben wollte, so sprach man zu ihr von den großen Männern der Vorzeit; jetzt hat das gegenwärtige Jahrhundert in Ihnen allein das Heldenmüthigste, was man an Jenen bewunderte.") Ich kann mir nicht vorstellen, daß Napoleon der Große es gern hören sollte, wenn er so auf Kosten des ganzen Alterthums gerühmt wird, dessen Helden er kennt. Stiftete nicht Cyrus ein ungeheures Reich von den Ufern des mittelländischen Meeres bis nach Indien? überwand er nicht sogar die damaligen Engländer, die Phönicier? — starb nicht Leonidas bei Thermopylä? — und — was vielleicht das Heldenmüthigste in der alten und neuen Geschichte genannt zu werden verdient — schrieb nicht Aristides seinen eigenen Namen auf die Verbannungsscherbe? — verwarf er nicht einen sehr wohl ersonnenen militärischen Plan des Themistocles, blos weil er diesen Plan für ungerecht erkannte? — starb er, der Beherrscher von Athen, nicht so arm, daß der Senat ihn mußte begraben lassen?

Mich dünkt, man dürfe immerhin fortfahren, die Einbildungskraft der Jugend durch solche noch unerreichte Beispiele zu erhöhen, und ich bin gewiß, daß der Held unseres Zeitalters keine Eifersucht gegen die Helden der Vorzeit beweisen werde.

Den schönsten Lobspruch ertheilte dem französischen Kaiser Herr Hemart, Präsident des Kriminal-Gerichtshofes, indem er dessen Sorgfalt für die Reinigung der Sitten (l'épuration des moeurs) mit Recht pries. Doch können wir Deutsche dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Seiner Majestät gefallen möchte, die verworfenste Klasse von Menschen, die Angeber, nicht mehr durch Prämien aufzumuntern, da solches unmöglich zu der von Ihm beabsichteten Reinigung der Sitten beitragen kann.

Ein russisches Sprichwort.

Etto Schemäkin Sud, so lautet das Sprichwort, zu welchem ein altes Volksmärchen die Veranlassung gegeben. Es heißt auf deutsch: das ist ein Schemäkinsches Urtheil, und man bedient sich desselben, so oft Jemand deraisonnirt, schief urtheilt, albern abspricht. In einer Bilderbude zu Moskau wird für zehn Copeken ein Holzschnitt verkauft, der auf einen gewaltig großen Bogen in zwölf abgetheilten Quadraten die richterliche Procedur dieses Schemäkin darstellt, und mit den nothwendigen Erläuterungen unter jedem Quadrat versehen ist. Die Leser empfangen dadurch zugleich ein Pröbchen von den Volksmärchen der Russen.

Erstes Quadrat. Es lebten einmal zwei Brüder, eine reich, der andere arm. Zu dem Reichen kam der

Arme, bittend ihm sein Pferd zu leihen, um Holz damit aus dem Walde zu holen. Der Reiche lieh ihm das Pferd, wiewohl ungern, gab ihm aber kein Geschirr dazu.

Zweites Quadrat. Ohne Geschirr ein Pferd anzuspannen, ist eine Kunst. Der Arme wußte sich zu helfen, er band den Schlitten an des Pferdes Schweif und fuhr in den Wald, wo er so viel Holz auflud, daß das Pferd es kaum fortschleppen konnte. Indessen kam er doch glücklich mit seinem Fuder bis vor die Hausthür; da machte das Pferd seine letzte Anstrengung, um das Holz über die hohe Schwelle zu ziehen, und riß bei der Gelegenheit den Schweif sich aus.

Drittes Quadrat. Der Arme brachte seinem reichen Bruder das Pferd ohne Schweif zurück, und bat ihn kniend, es nicht übel zu nehmen. Allein Jener nahm es sehr übel, und verklagte den Armen bei dem Richter Schemäkin. Der Beklagte eilte sich zu stellen, um die Citationskosten zu ersparen, welche zu entrichten er nicht vermochte.

Viertes Quadrat. Auf dem Wege zum Richter, der ziemlich weit war, trafen die entzweiten Brüder von ungefähr in einer kleinen Stadt zusammen und übernachteten beide in dem Hause eines wohlhabenden Mannes. Der Wirth setzte sich mit dem Reichen zu Tische, aß, trank und war fröhlich. Um den Armen bekümmerte er sich nicht. Der stieg mit schwerem Herzen und leichtem Magen auf die Schlafbank über und neben dem Ofen. Von da schielte er mit gewässertem Munde auf die wohlbesetzte Tafel herab,

schob sich immer näher an den Rand seiner Schlafstätte, verlor endlich das Gleichgewicht und plumpte hinab. Zum Unglück stand da eine Wiege, in der ein kleines Kind lag, auf das fiel er und erdrückte es. Alsobald gesellte sich der Wirth zu dem reichen Gaste, um den Mörder seines Kindes bei Schemäkin zu verklagen.

Fünftes Quadrat. Dem armen Teufel war nicht wohl zu Muthe; denn er sah voraus, daß es ihm sehr übel gehen würde. Kurz vor der Stadt kamen die Wanderer an eine hohe Brücke, da ergriff den Beklagten die Angst so heftig, daß er sich über die Brücke hinab in's Wasser stürzte. Unten fuhr gerade ein Boot, in welchem ein kranker Greis lag, den sein Sohn in die Badstube bringen wollte. Der arme Teufel fiel auf den Kranken und drückte ihn todt, worauf der vaterlose Sohn die Zahl der Kläger vermehrte.

Sechstes Quadrat. Alle traten nunmehr vor den Richter. Der Erste, der seine Sache vortrug, war der reiche Bruder mit dem Pferde ohne Schweif. Der Arme stand im Hintergrunde, doch so, daß Schemäkin ihn wohl sehen konnte. Er hatte einen großen Stein in ein Tuch gebunden, das hob er einigemal verstohlen in die Höhe. Der Richter bemerkte es wohl, meinte, das Tuch enthalte einen hübschen Silberklumpen, der ihm zubedacht sei, und entschied flugs: Beklagter solle das Pferd so lange behalten und gebrauchen, bis der Schweif ihm wieder gewachsen sei.

Siebentes Quadrat. Jetzt trat der Vater des er-

drückten Kindes auf. Der Arme legte noch einen Stein in sein Tuch und zeigte den dicker gewordenen Beutel. Schemäkin lächelte und sprach: Beklagter soll so lange bei der Frau des Klägers schlafen, bis er den Verlust des Kindes durch ein anderes wiederum ersetzt hat.

Achtes Quadrat. Zuletzt jammerte der Sohn über seinen erschlagenen Vater. Ein dritter Stein fühlte das Tuch, es strotzte. Der Richter schmunzelte und entschied: Beklagter soll auf demselben Platze stehen, wo der Zerquetschte lag, und Kläger soll sich von der Brücke auf ihn herabstürzen, mit der Befugniß, ihn gleichfalls zu zerquetschen.

Neuntes Quadrat. Aller Streit war nun geschlichtet, die Parteien gingen ihrer Wege, und der arme Teufel versprach den pünktlichsten Gehorsam. Dem zufolge wollte er seines Bruders Pferd behalten. Da dieser jedoch das Pferd nicht gut missen konnte, so gab er ihm statt dessen fünf Rubel, sechs Scheffel Korn und eine Ziege. Sie vertrugen sich aufrichtig und blieben zeitlebens brüderliche Freunde.

Zehntes Quadrat. Der Arme meldete sich nunmehr bei dem Wirthe, dessen Kind von ihm erdrückt worden, und erbot sich mit großer Bereitwilligkeit zu Vollziehung des Urtheils. Dieser war hingegen so großmüthig, ihn davon zu dispensiren, und als Jener aus Gewissenhaftigkeit darauf bestand, fand sich der Wirth durch fünfzig Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit

einem Fohlen und zehn Scheffel Getreide mit ihm ab. Beide gingen sehr zufrieden auseinander.

Eilftes Quadrat. Hierauf ersuchte der nun nicht mehr arme Teufel den verwaisten Sohn, sich von der Brücke auf ihn herab zu stürzen. Weil aber dieser kein Liebhaber von solchen Sprüngen war, so zahlte er dem, zum Zerquetschen Verurtheilten, zwei hundert Rubel, gab ihm ein Pferd und noch acht Scheffel Getreide oben drein. Sie schieden als die besten Freunde.

Zwölftes Quadrat. Zuletzt fertigte Schemäkin einen Boten an den Beklagten ab, und ließ sich erkundigen, was doch in dem Tuche gewesen wäre? — Steine, war die Antwort, um sie dir an den Kopf zu werfen, wenn du mich nicht losgesprochen hättest. — Ei! sagte Schemäkin, dann sei Gott gepriesen, daß ich mich so klug aus dem Handel gezogen!

Von dem Glücke der Römer.

Plutarch hat über diesen Gegenstand eine Abhandlung geschrieben, von der manches noch heute mit Vergnügen wird gelesen werden. Die Tugend und das Glück, so hebt er an, haben schon oft mit einander gekämpft; allein ihr wichtigster Streit ist der um die Herrschaft der Römer, deren Begründung beide sich zuschreiben. —

Die Welt, so sagen die Naturlehrer, weigerte sich anfangs eine Welt zu werden, ihre einzelnen Theile wollten

sich nicht zu einem Ganzen verbinden, die Kleineren trieben in der Irre herum, die größern Klumpen stießen heftig gegen einander; es war ein unaufhörlicher Sturm, eine ewige Gährung und Verwirrung, bis endlich die Erde aus den Trümmern sich ballte. So wurden auch die großen und kleinen Staaten hin und her geschleudert, weil keiner die Oberherrschaft besaß und jeder darnach strebte, bis Rom sich erhob, mit seiner eigenen Macht noch die Macht fremder Könige verband, und durch Alleinherrschaft der Welt den Frieden gab. — — Die Glücksgöttin hat die Perser und Assyrier verlassen, Macedonien schnell durchflogen, den Alexander von ihren Flügeln abgeschüttelt, sie hat Egypten und Syrien durchstreift, Carthago einigemal besucht und endlich an der Tiber ihre Flügel losgebunden, ihre Kugel fortgestoßen. (Wenn Plutarch noch lebte, so würde er hinzufügen: sie hat auch Rom den Rücken gekehrt, Karl den Großen und nach ihm manchen Helden eine Weile getragen; sie hat Friedrich dem Großen einen Augenblick gelächelt, und scheint jetzt abermals an der Seine auszuruhen, um gelegentlich ihren trügerischen Flug auf's neue zu beginnen.)

Sie ist umgeben von berühmten Männern, von Fremdlingen, die sie auf den Thron des Romulus erhob. Sie stellte den Aemilius Scaurus, den Mann von unedler Herkunft und Lebensweise, auf den ersten Platz im Staate; sie riß den Cornelius Sylla aus dem Schooße einer feilen Dirne und erhob ihn zum Dictator. Er selbst rief mit dem Oedip des Sophokles aus: Ich bin

nie leicht wieder vergessen mache, so, dünkt mich, hätte er ihn noch mehr gelobt, und wäre der Wahrheit treu geblieben.

Er fährt fort: Que pour la prémière fois aussi, l'ingratitude des contemporains ne vint point affliger le grand homme (»Daß auch zum ersten Male die Undankbarkeit der Zeitgenossen den großen Mann nicht betrübte.«) — Wie? sollte Napoleon sich nicht betrüben über die Undankbarkeit der Spanier? und über die harte Nothwendigkeit, ein so braves Volk fast ganz aufzureiben? O gewiß, der Herr Senateur irrt. — Que le Vôtres, Sire (nämlich contemporains) furent toujours justes dans leurs sentimens pour Vous comme le sera l'avenir. — (»Daß Ihre Zeitgenossen, Sire, stets gerecht in ihren Gesinnungen gegen Sie waren, so wie es die Nachwelt sein wird.«) Hier hat der Herr Graf von Boissy-d'Anglas gewiß Recht, wenn auch nicht allgemein in Ansehung der Zeitgenossen; aber die Nachwelt — die unbefangene, nicht mehr geblendete Nachwelt wird ohne allen Zweifel gerecht gegen Napoleon den Großen sein, so wie sie es gegen Alexander den Großen und mehrere solche Helden der Vorzeit ist. Das ist ja der Trost jedes rechtlichen Mannes, so oft er etwa Urtheile hören muß, die er nicht für gerecht erkennt.

Auch der Herr Graf Fontanes, Großmeister der Universität, hat geglaubt, alle Helden des Alterthums herab setzen zu müssen, um die Thaten des Kaisers in ein glänzenderes Licht zu stellen, da doch der Glanz derselben ohne-

hin keiner Vermehrung bedarf. Autrefois, sagt er, pour élever l'imagination de la jeunesse, on lui parloit des grands hommes des tems passés, aujourdhui le Siecle présenta dans Vous seul ce qu'on admiroit en eux de plus héroique. (»Wenn man vormals die Einbildungskraft der Jugend erheben wollte, so sprach man zu ihr von den großen Männern der Vorzeit; jetzt hat das gegenwärtige Jahrhundert in Ihnen allein das Heldenmüthigste, was man an Jenen bewunderte.«) Ich kann mir nicht vorstellen, daß Napoleon der Große es gern hören sollte, wenn er so auf Kosten des ganzen Alterthums gerühmt wird, dessen Helden er kennt. Stiftete nicht Cyrus ein ungeheures Reich von den Ufern des mittelländischen Meeres bis nach Indien? überwand er nicht sogar die damaligen Engländer, die Phönicier? — starb nicht Leonidas bei Thermopylä? — und — was vielleicht das Heldenmüthigste in der alten und neuen Geschichte genannt zu werden verdient — schrieb nicht Aristides seinen eigenen Namen auf die Verbannungsscherbe? — verwarf er nicht einen sehr wohl ersonnenen militärischen Plan des Themistocles, blos weil er diesen Plan für ungerecht erkannte? — starb er, der Beherrscher von Athen, nicht so arm, daß der Senat ihn mußte begraben lassen?

Mich dünkt, man dürfe immerhin fortfahren, die Einbildungskraft der Jugend durch solche noch unerreichte Beispiele zu erhöhen, und ich bin gewiß, daß der Held unseres Zeitalters keine Eifersucht gegen die Helden der Vorzeit beweisen werde.

Den schönsten Lobspruch ertheilte dem französischen Kaiser Herr Hemart, Präsident des Kriminal-Gerichtshofes, indem er dessen Sorgfalt für die Reinigung der Sitten (l'épuration des moeurs) mit Recht pries. Doch können wir Deutsche dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Seiner Majestät gefallen möchte, die verworfenste Klasse von Menschen, die Angeber, nicht mehr durch Prämien aufzumuntern, da solches unmöglich zu der von Ihm beabsichteten Reinigung der Sitten beitragen kann.

Ein russisches Sprichwort.

Etto Schemäkin Sud, so lautet das Sprichwort, zu welchem ein altes Volksmärchen die Veranlassung gegeben. Es heißt auf deutsch: das ist ein Schemäkinsches Urtheil, und man bedient sich desselben, so oft Jemand deraisonnirt, schief urtheilt, albern abspricht. In einer Bilderbude zu Moskau wird für zehn Copeken ein Holzschnitt verkauft, der auf einen gewaltig großen Bogen in zwölf abgetheilten Quadraten die richterliche Procedur dieses Schemäkin darstellt, und mit den nothwendigen Erläuterungen unter jedem Quadrat versehen ist. Die Leser empfangen dadurch zugleich ein Pröbchen von den Volksmärchen der Russen.

Erstes Quadrat. Es lebten einmal zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Zu dem Reichen kam der

Arme, bittend ihm sein Pferd zu leihen, um Holz damit aus dem Walde zu holen. Der Reiche lieh ihm das Pferd, wiewohl ungern, gab ihm aber kein Geschirr dazu.

Zweites Quadrat. Ohne Geschirr ein Pferd anzuspannen, ist eine Kunst. Der Arme wußte sich zu helfen, er band den Schlitten an des Pferdes Schweif und fuhr in den Wald, wo er so viel Holz auflud, daß das Pferd es kaum fortschleppen konnte. Indessen kam er doch glücklich mit seinem Fuder bis vor die Hausthür; da machte das Pferd seine letzte Anstrengung, um das Holz über die hohe Schwelle zu ziehen, und riß bei der Gelegenheit den Schweif sich aus.

Drittes Quadrat. Der Arme brachte seinem reichen Bruder das Pferd ohne Schweif zurück, und bat ihn kniend, es nicht übel zu nehmen. Allein Jener nahm es sehr übel, und verklagte den Armen bei dem Richter Schemäkin. Der Beklagte eilte sich zu stellen, um die Citationskosten zu ersparen, welche zu entrichten er nicht vermochte.

Viertes Quadrat. Auf dem Wege zum Richter, der ziemlich weit war, trafen die entzweiten Brüder von ungefähr in einer kleinen Stadt zusammen und übernachteten beide in dem Hause eines wohlhabenden Mannes. Der Wirth setzte sich mit dem Reichen zu Tische, aß, trank und war fröhlich. Um den Armen bekümmerte er sich nicht. Der stieg mit schwerem Herzen und leichtem Magen auf die Schlafbank über und neben dem Ofen. Von da schielte er mit gewässertem Munde auf die wohlbesetzte Tafel herab,

schob sich immer näher an den Rand seiner Schlafstätte, verlor endlich das Gleichgewicht und plumpte hinab. Zum Unglück stand da eine Wiege, in der ein kleines Kind lag, auf das fiel er und erdrückte es. Alsobald gesellte sich der Wirth zu dem reichen Gaste, um den Mörder seines Kindes bei Schemäkin zu verklagen.

Fünftes Quadrat. Dem armen Teufel war nicht wohl zu Muthe; denn er sah voraus, daß es ihm sehr übel gehen würde. Kurz vor der Stadt kamen die Wanderer an eine hohe Brücke, da ergriff den Beklagten die Angst so heftig, daß er sich über die Brücke hinab in's Wasser stürzte. Unten fuhr gerade ein Boot, in welchem ein kranker Greis lag, den sein Sohn in die Badstube bringen wollte. Der arme Teufel fiel auf den Kranken und drückte ihn todt, worauf der vaterlose Sohn die Zahl der Kläger vermehrte.

Sechstes Quadrat. Alle traten nunmehr vor den Richter. Der Erste, der seine Sache vortrug, war der reiche Bruder mit dem Pferde ohne Schweif. Der Arme stand im Hintergrunde, doch so, daß Schemäkin ihn wohl sehen konnte. Er hatte einen großen Stein in ein Tuch gebunden, das hob er einigemal verstohlen in die Höhe. Der Richter bemerkte es wohl, meinte, das Tuch enthalte einen hübschen Silberklumpen, der ihm zudedacht sei, und entschied flugs: Beklagter solle das Pferd so lange behalten und gebrauchen, bis der Schweif ihm wieder gewachsen sei.

Siebentes Quadrat. Jetzt trat der Vater des er-

drückten Kindes auf. Der Arme legte noch einen Stein in sein Tuch und zeigte den dicker gewordenen Beutel. Schemäkin lächelte und sprach: Beklagter soll so lange bei der Frau des Klägers schlafen, bis er den Verlust des Kindes durch ein anderes wiederum ersetzt hat.

Achtes Quadrat. Zuletzt jammerte der Sohn über seinen erschlagenen Vater. Ein dritter Stein füllte das Tuch, es strotzte. Der Richter schmunzelte und entschied: Beklagter soll auf demselben Platze stehen, wo der Zerquetschte lag, und Kläger soll sich von der Brücke auf ihn herabstürzen, mit der Befugniß, ihn gleichfalls zu zerquetschen.

Neuntes Quadrat. Aller Streit war nun geschlichtet, die Parteien gingen ihrer Wege, und der arme Teufel versprach den pünktlichsten Gehorsam. Dem zufolge wollte er seines Bruders Pferd behalten. Da dieser jedoch das Pferd nicht gut missen konnte, so gab er ihm statt dessen fünf Rubel, sechs Scheffel Korn und eine Ziege. Sie vertrugen sich aufrichtig und blieben zeitlebens brüderliche Freunde.

Zehntes Quadrat. Der Arme meldete sich nunmehr bei dem Wirthe, dessen Kind von ihm erdrückt worden, und erbot sich mit großer Bereitwilligkeit zu Vollziehung des Urtheils. Dieser war hingegen so großmüthig, ihn davon zu dispensiren, und als Jener aus Gewissenhaftigkeit darauf bestand, fand sich der Wirth durch fünfzig Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit

einem Fohlen und zehn Scheffel Getreide mit ihm ab. Beide gingen sehr zufrieden auseinander.

Eilftes Quadrat. Hierauf ersuchte der nun nicht mehr arme Teufel den verwaisten Sohn, sich von der Brücke auf ihn herab zu stürzen. Weil aber dieser kein Liebhaber von solchen Sprüngen war, so zahlte er dem, zum Zerquetschen Verurtheilten, zwei hundert Rubel, gab ihm ein Pferd und noch acht Scheffel Getreide oben drein. Sie schieden als die besten Freunde.

Zwölftes Quadrat. Zuletzt fertigte Schemäkin einen Boten an den Beklagten ab, und ließ sich erkundigen, was doch in dem Tuche gewesen wäre? — Steine, war die Antwort, um sie dir an den Kopf zu werfen, wenn du mich nicht losgesprochen hättest. — Ei! sagte Schemäkin, dann sei Gott gepriesen, daß ich mich so klug aus dem Handel gezogen!

Von dem Glücke der Römer.

Plutarch hat über diesen Gegenstand eine Abhandlung geschrieben, von der manches noch heute mit Vergnügen wird gelesen werden. Die Tugend und das Glück, so hebt er an, haben schon oft mit einander gekämpft; allein ihr wichtigster Streit ist der um die Herrschaft der Römer, deren Begründung beide sich zuschreiben. —

Die Welt, so sagen die Naturlehrer, weigerte sich anfangs eine Welt zu werden, ihre einzelnen Theile wollten

sich nicht zu einem Ganzen verbinden, die Kleineren trieben in der Irre herum, die größern Klumpen stießen heftig gegen einander; es war ein unaufhörlicher Sturm, eine ewige Gährung und Verwirrung, bis endlich die Erde aus den Trümmern sich ballte. So wurden auch die großen und kleinen Staaten hin und her geschleudert, weil keiner die Oberherrschaft besaß und jeder darnach strebte, bis Rom sich erhob, mit seiner eigenen Macht noch die Macht fremder Könige verband, und durch Alleinherrschaft der Welt den Frieden gab. — — Die Glücksgöttin hat die Perser und Assyrier verlassen, Macedonien schnell durchflogen, den Alexander von ihren Flügeln abgeschüttelt, sie hat Egypten und Syrien durchstreift, Carthago einigemal besucht und endlich an der Tiber ihre Flügel losgebunden, ihre Kugel fortgestoßen. (Wenn Plutarch noch lebte, so würde er hinzufügen: sie hat auch Rom den Rücken gekehrt, Karl den Großen und nach ihm manchen Helden eine Weile getragen; sie hat Friedrich dem Großen einen Augenblick gelächelt, und scheint jetzt abermals an der Seine auszuruhen, um gelegentlich ihren trügerischen Flug auf's neue zu beginnen.)

Sie ist umgeben von berühmten Männern, von Fremdlingen, die sie auf den Thron des Romulus erhob. Sie stellte den Aemilius Scaurus, den Mann von unedler Herkunft und Lebensweise, auf den ersten Platz im Staate; sie riß den Cornelius Sylla aus dem Schooße einer feilen Dirne und erhob ihn zum Dictator. Er selbst rief mit dem Oedip des Sophokles aus: Ich bin

ein Sohn des Glücks! — Am liebenswürdigsten erschien sie, als sie den Paul Aemil mit seinem ganzen Heere unverwundet aus Macedonien zurückführte, und sein Triumph keine Thräne kostete. (Leider verschafft die Glücksgöttin heutzutage keine solche Triumphe mehr; man könnte vielmehr ohne Uebertreibung sagen, daß, wenn ein Sieger, statt des Triumphwagens einer Triumphgondel sich bedienen wollte, diese Gondel auf Strömen von Blut und Thränen sanft hinabwogen könnte.)

Die Römer wußten selbst recht gut, daß sie ihre Macht dem Glücke verdankten, darum bewiesen sie ihm auch mehr Achtung, als der Tugend. Schon Ancus Marcius, der vierte römische König, baute der Fortuna einen Tempel; aber erst Scipio der Numantier widmete der Tugend, und Marcellus der Tugend und Ehre einen Tempel. Als Furius Camillus den gallischen Krieg beendigt hatte, war es nicht die Klugheit, nicht die Tapferkeit, denen er Tempel errichtete, sondern der Gott der Gerüchte und der Vorbedeutung. — Cäsar selbst gestand, nur das Glück habe ihn erhoben. Man kennt die Worte, die er zu dem Schiffer während eines heftigen Sturmes sprach (man hat sie in unsern Zeiten oft genug wiederholt): »Fasse Muth, du trägst den Cäsar und sein Glück.« Dieses Glück gebot dem Pompejus die Flucht und dem Ptolomäus den Mord seines Gastfreundes, damit Jener fallen müsse, ohne daß Cäsar befleckt erschiene.

Als Augustus, der vier und fünfzig Jahre regierte, seinen Enkel zum Heere sandte, wünschte er ihm (nicht Tu-

gend, nicht Seelengröße, sondern) die Tapferkeit des Scipio und sein eigenes Glück. Denn allein durch dieses, so bekannte er selbst, stieg er höher als alle die großen Männer, seine Zeitgenossen, und stürzte sie, nachdem er durch ihre Kräfte sich emporgeschwungen. — Unzählig sind daher die Tempel des Glücks zu Rom, doch vergebens sucht man Einen, der der Weisheit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Großmuth gewidmet wäre.

Folgende Stelle gebe ich ganz: »Wer über die wachsende, ungeheure Macht Rom's Betrachtungen anstellt, der muß bekennen, daß nicht Menschenhände sie gegründet; sondern ein göttlicher Antrieb und der beschleunigende Wind des Glückes. Trophäen erheben sich neben Trophäen, Triumphe begegnen Triumphen; das an die Waffen gespritzte Blut der ersten Schlacht wird, noch warm, von dem in der zweiten vergossenen Blute weggespült. Man zählt die Siege nicht mehr nach der Menge der Erschlagenen oder der Beute, sondern nach eroberten Königreichen, überwältigten Nationen. In Einer Schlacht verlor Philipp Macedonien, nach Einer Schlacht wich Antiochus aus Asien; Einmal besiegt, verloren die Carthaginenser Lybien. Ein Mann eroberte in Einem Feldzuge Armenien, Pontus, Syrien, Arabien, Albanien, Iberien, Alles bis zum Caucasus und zu den Hyrcaniern u. s. w. Alle diese Thaten vollbrachte er durch die Gunst des Glücks, bis sein eigenes Schicksal ihn zu Boden stürzte.«

Ueberall focht das Glück für die Römer. Hannibal erlag in Italien, weil seine Mitbürger, von Neid und Zwist

gehindert, ihm nicht zu rechter Zeit Hilfe sandten. — Die Cimbrer und Teutonen blieben unvereinigt, damit Marius sie einzeln schlagen konnte. — Still saß Antiochus, als Philipp bekriegt wurde, und da die Gefahr auf ihn eindrang, war Philipp schon gestürzt. — Neid und Argwohn trennten den Tigranes vom Mithridates, und so fielen beide. — (Ach! es geschieht nichts Neues unter der Sonne!)

Vom Einflusse der Seele auf Gesundheit und Lebensdauer.

(Nach John Sinclair.)

Der berühmte Stahl suchte den Ursprung aller Krankheiten in irgend einem Leiden oder Erschütterung der Seele; Hoffmann in irgend einer Zerrüttung des Körpers; der Mittelweg ist auch hier der beste: man muß in beiden ihn suchen. —

1. Vom Einflusse der Talente.

Unmäßige Geistesübungen erschöpfen nicht weniger als die des Körpers, das weiß Jedermann, der sich mehrere Stunden hinter einander mit einem ernsten Studium beschäftigt hat, und darum ist auch bei Kindern ein frühzeitiges Entwickeln der Geisteskräfte eben so schädlich, als ein zu schneller Wachsthum des Körpers; die sogenannten

Wunderkinder leben nicht lange. Auch die mit großen Talenten begabten Personen werden selten alt. Unter fast zweitausend hundertjährigen Männern, die man seit der christlichen Zeitrechnung aufzählen kann, hat nur der einzige Fontenelle durch seinen Geist sich besonders ausgezeichnet. Sehr natürlich. Große Talente erwecken Neid und Eifersucht, sind mit großer Reizbarkeit vergesellschaftet, werden oft vom Publikum gering geschätzt, wenigstens nie so hoch geachtet, als sie zu verdienen glauben; Alles das nagt am Lebenskeime, und um so mehr, da Vorzüge des Geistes gewöhnlich durch irgend eine fehlerhafte Organisation des Körpers erkauft werden, die zum frühen Grabe leitet. Ein Mann von Genie ist sehr selten ein schöner Mann; daher auch viele geglaubt haben, das Genie sei eigentlich eine Krankheit (wie die Perle in der Muschel), und die es besäßen, hätten einen viel zu großen Kopf, wären auch am meisten zum Verrücktwerden geneigt. (Ja wohl!)

Die meisten starken, dicken, massiven Menschen haben wenig Talente, und ob es gleich Ausnahmen gibt, wie Hume, Johnson, Fox (in Deutschland Göthe, Bode, der Verstorbene), so haben doch in der Regel die Genies zarte, gebrechliche, oft unförmliche, den Keim einer baldigen Zerstörung in sich tragende Körper. Ein ruhiger Verstand, ein gründlicher Geist, nicht die Einbildungskraft, geben Anspruch auf langes Leben.

2. Vom Einflusse der Leidenschaften.

Durch diese zerstören weit mehr Menschen ihre Gesundheit als durch unmäßigen Gebrauch ihrer Geisteskräfte. Was schon tausendmal darüber gesagt worden, soll hier nicht wiederholt werden. Der Zorn zum Exempel hat schon Manchem den Kopf verrückt, oder eine schwere Krankheit, oder gar einen plötzlichen Tod zugezogen. Getäuschte Hoffnungen der Liebe, der Ehrsucht, des Geizes, stürzen in Melancholie oder gebären Selbstmord. Auch dann, wenn diese Hoffnungen erfüllt werden, genießt der Geist solcher Menschen nicht diejenige Ruhe, die, besonders im Alter, zum langen Leben so nothwendig ist. Aber die gefährlichste aller Leidenschaften für die Gesundheit ist die Furcht. Sie erzeugt Krankheitsstoff, sie vergiftet ihn, sie hindert günstige Krisen. Man hat oft bemerkt, daß Epidemien besonders Furchtsame befallen und diesen am gefährlichsten sind.

Eine der sonderbarsten, durch Leidenschaft erregten Krankheiten ist das sogenannte Heimweh, welches besonders die Schweizer ergreift, wenn sie den Kuhreigen hören. Die Schweizergarden in französischen Diensten wurden oft so heftig damit befallen, daß man den Kuhreigen bei Todesstrafe verbieten mußte. Das Andenken an genossene Jugendfreuden, die Betrübniß ihrer zu entbehren, und das heiße Verlangen nach Erneuerung derselben, bringen diese Krankheit hervor. Sie beginnt mit einer tiefen Melancholie, Hang zur Einsamkeit, Verlust des Appe-

tits und der Kräfte, und geht endlich in ein auszehrendes Fieber über.

Die aus Leidenschaften entspringenden Krankheiten sind weit schwerer zu heilen als andere, und selbst, wenn sie keine eigentliche Krankheit hervorzubringen scheinen, hindern sie doch immer mehr oder weniger den Schlaf, die Verdauung, die Ausdünstung. Darum empfiehlt Lord Bacon mit Recht, sich nie gleich nach heftigen Gemüthsbewegungen zu Tische zu setzen oder zu Bette zu legen. Nach seiner Behauptung schaden jedoch die Leidenschaften besonders magern Personen, und er gibt zu verstehen, daß dicke Menschen sehr wohl thun, sich bisweilen tüchtig zu ärgern. Der Verfasser selbst führt ein Beispiel von einer alten Tante an, die — ob sie gleich blind, außerordentlich dick und dabei sehr gichtbrüchig war — dennoch neunzig Jahre alt wurde, vermuthlich weil sie den ganzen Tag zankte.

Vom Einflusse der Wohnung auf Gesundheit und Lebensdauer.

Es gibt kein Thier auf Erden, das mit jeder Veränderung des Klima und der Nahrung sich so leicht vertrüge als der Mensch; aber ganz ohne Einfluß sind sie nicht auf ihn. Durch die den heißen Ländern natürliche Mäßigkeit, durch die Leichtigkeit, sich dort den nothdürf-

tigen Unterhalt ohne beschwerliche Arbeit zu verschaffen, durch die Entbehrlichkeit vieler Kleidungsstücke und solider Wohnungen, werden dort die Sorgen und mit ihnen die Qualen des Geistes verhütet, folglich sind jene Länder gesunder und einer zunehmenden Bevölkerung günstiger, als die kalten Zonen. Auch haben die Reisenden wohl bemerkt, daß zwischen den Wendekreisen das Klima zwar für Fremde, aber nicht für Eingeborne nachtheilig ist, und daß sogar die dort gebornen Kinder der Europäer sich fast immer wohl befinden. Die Neger auf der Küste von Guinea sind starke, kräftige Menschen, die nichts von Krankheiten wissen; sie haben eine große Menge Kinder. Man sieht deren bisweilen zweihundert, alle lebendig, alle von Einem Vater. Jährlich werden ungefähr sechzigtausend Sklaven von dort ausgeführt, und es ist wohl keine Uebertreibung, zu behaupten, daß, seitdem der Sklavenhandel existirt, deren mehr als achtzehn Millionen ihrem Vaterlande entrissen worden. Dennoch ist das Land noch immer volkreich, es muß also wohl gesund sein. Aber alt werden die Menschen dort nicht. Sie leben zu geschwind, die Knaben reifen zu früh, die Mädchen sind selbst noch Kinder, wenn sie schon Mütter werden. Ausschweifungen entnerven, beständige Ausdünstung erschlafft, die Nahrungsmittel stärken nicht, die Leidenschaften zerstören. Wenige Neger erreichen das sechzigste Jahr, und im fünfundvierzigsten sind sie schon Greise. Der Verfasser weiß nur ein einziges sicheres Beispiel von einem Neger, Namens Abu, anzuführen, der im Jahre 1796 wohl hundert Jahre alt sein mußte, weil

er sich erinnerte, daß er fünfzehn Jahre alt gewesen, als er zur Zeit der Königin Anna nach Barbados geführt worden. Das drückte er nämlich so aus: »Zu der Zeit, als der König von England ein Frauenzimmer war.« — Zwei portugiesische Schriftsteller versichern freilich, es sei im Jahre 1566 in Bengalen ein Neger in seinem dreihundert und siebenzigsten Jahre gestorben; aber das Märchen springt in die Augen. (Schon Hufeland hat bewiesen, daß zweihundert Jahre die höchste Lebensdauer eines Menschen sei.)

Auch das warme Asien ist dem langen Leben ungünstig. Als der Kaiser von China, Kien-long, im Jahre 1784 in seinem ganzen Reiche diejenigen aufsuchen ließ, die älter waren als er, um sie nach Peking zu bringen, so fanden sich deren nicht mehr als vier, die über hundert Jahre zählten. Vier unter dreihundert und dreiunddreißig Millionen! — Gewiß hat Schottland, bei noch nicht zwei Millionen Einwohnern, deren weit mehr.

Die kalten Zonen sind umgekehrt dem langen Leben zuträglicher, als der Gesundheit. Dort sind die Krankheiten häufiger und gefährlicher, und treffen besonders Kinder und junge Leute; man muß mehr arbeiten, um sich des Leibes Nahrung zu verschaffen, und vor der Kälte zu schützen. Aber dieselben Ursachen, welche in den ersten Lebensjahren viele Menschen wegraffen, und die Fortschritte der Bevölkerung hemmen, stärken dagegen zum langen Leben diejenigen, welche so glücklich waren, jene gefährlichen Jahre zu überstehen. Die Beispiele von hohem

Alter sind besonders in Norwegen merkwürdig. Als im Jahre 1733 der König und die Königin von Dänemark dieses Land bereisten, gab man ihnen unter andern das seltene Schauspiel einer dreifachen Hochzeit zwischen sechs Personen, die weit über sechshundert Jahre zählten. In dem Kirchsprengel von Aggerhuus gab es 1763 hundert und fünfzig Paare, die sich vor mehr als achtzig (!) Jahren verheirathet hatten. Diese dreihundert Menschen mußten also wohl größtentheils über hundert Jahre alt sein. — Unter sechstausend neunhundert neun und zwanzig Personen, die 1761 in dem Sprengel von Christiania starben, befanden sich dreihundert vier und neunzig von achtzig, drei und sechzig von hundert, und sieben über hundert Jahre. In dem Sprengel von Bergen waren in demselben Jahre unter zweitausend fünfhundert achtzig Verstorbenen achtzehn hundertjährige, und zwei Frauen von hundert vier und hundert acht Jahren.

Ein sehr hoher Grad der Kälte aber ist der Lebensdauer gleichfalls hinderlich, denn in Island und in Sibirien bringen es die Menschen selten bis zum sechzigsten oder siebzigsten Jahre. Ein gemäßigter Himmelsstrich ist folglich der Gesundheit wie dem langen Leben am günstigsten. In Griechenland und Italien ist das Menschengeschlecht zu seiner höchsten Vollkommenheit gelangt. Dort hat sich auch der Geist am schönsten entfaltet, wenn nicht fremde Ursachen — als da sind Unterjochung, Regierungsform, Aberglaube — es verhindert haben. (Der Verfasser setzt hinzu: Auch die Leidenschaften wären in jenen Ländern am besten gere-

gelt worden; allein dem widerspricht offenbar die Geschichte und überhaupt wird wohl kein Klima auf der Welt Einfluß auf die Leidenschaften haben.) Also, wer dort geboren ist, oder dort wohnen kann, der ist glücklich, wenigstens nach der Meinung des Verfassers.

Zu einer recht gesunden Wohnung gehört ferner, daß sie hoch liege. Lord Bacon erinnert an die Vögel, die, im Ganzen genommen, sehr lange leben (?) und solches blos der Reinheit der Luft verdanken, welche sie einathmen. Pallas hat auf seinen Reisen in Rußland sehr viele alte Leute in erhabenen Gegenden angetroffen, sehr wenige in den Ebenen. Büffon machte die nämliche Bemerkung, und vergleicht in dieser Hinsicht die Gebirge der Schweiz, von Schottland u.s.w. mit Holland, Flandern und Polen. Allein zu hoch darf die Wohnung doch auch nicht liegen. Die Bewohner der Alpengebirge sterben früher als die der Alpenthäler. Die Schweiz ist das höchste Land in der alten Welt, liefert aber weniger Beispiele von alten Leuten, als Schottland. — Die Stellung der Häuser wurde von den Alten weit mehr beachtet, als von uns. Zum Theil nöthigte sie dazu der Mangel des Fensterglases. Varro und Columella, welche für Italien schrieben, empfahlen, die Fassaden der Häuser gegen Morgen zu stellen. Plinius will, man soll sich nach dem Klima richten, in heißen Gegenden die Fassade gegen Norden kehren, in kalten gegen Süden. (In unsern Gegenden ist die Stellung gegen Süden und Osten wohl sonder Zweifel die beste, und vor allen Dingen empfehle ich aus Erfahrung die

Wahl eines nach Osten gelegenen Schlafzimmers. Fast an jedem Morgen wird es dem Aufstehenden fühlbar, daß er mit den Strahlen der Morgensonne Gesundheit in sich zieht.) Auch die Nachbarschaft einer großer Wassermasse wird empfohlen, weil sie Hitze und Kälte mildert und schädliche Dünste absorbirt. Als im Jahre 1665 die Pest in London wüthete, blieben diejenigen verschont, welche auf der großen Brücke wohnten, weshalb auch Viele ihre Wohnung in Barken auf der Themse aufschlugen. Es ist gesund, die Meeresufer zu bewohnen. Die Salztheilchen, welche das Meer ausdünstet, sind nur den Pflanzen schädlich, den Menschen nützlich. Am längsten leben die Schottländer in der Nähe des großen See's Lomond. Dort fand man im Jahre 1803 unter noch nicht tausend Einwohnern eines Kirchspiels, einundzwanzig Greise über achtzig Jahre. Dieselben Vortheile gewähren Bäche, deren klares Wasser über Kieselsteine läuft. Genesende, die ihre Kräfte bald wieder herzustellen wünschen, dürfen nur täglich an solchen Bächen spaziren gehen.

Die Nachbarschaft großer Wälder ist schädlich; Gebüsche in einiger Entfernung sind vortheilhaft. Man weiß, daß die Bäume im Sonnenscheine die reinste Lebensluft aushauchen. — Bei der Wahl des Bodens hüte man sich besonders vor Morästen. Der Prediger Muret in Vavey hat Berechnungen über die Sterblichkeit in den verschiedenen Gegenden der Schweiz angestellt und gefunden, daß die in den gebirgigen Gegenden gebornen Kinder im Durchschnitte sieben und vierzig Jahre alt werden, die in morasti-

gen nur sechs und zwanzig. Von jenen erreichen unter Hunderten fünf das achtzigste Jahr, von diesen kaum zwei. Lord Bacon bemerkt, daß die Ausdünstungen der Moräste Fremden schädlicher werden als Eingebornen, und daß besonders die Moräste die Luft vergiften, die von Ebbe und Flut erreicht werden, vermuthlich weil eine Menge todte Fische und Insekten dadurch in sie hinein geschwemmt worden. — Am wenigsten ungesund sind Torfmoräste, vielleicht weil man keine Geschöpfe in ihnen findet. — Im Ganzen ist ein Kalk- oder Sandboden gesunder als ein Lehmboden, der das Regenwasser zu lange bewahrt und dadurch in der Atmosphäre mehr Kälte und Feuchtigkeit verbreitet. Vermuthlich ist der Kalkboden allen andern vorzuziehen, weil er zugleich die gefährlichen Miasmen absorbirt.

Man möchte glauben, eine stets feuchte Atmosphäre sei der Gesundheit nachtheilig; aber Egypten, das trockenste Land auf Erden, weil es da nie regnet, ist dennoch ungesund; Irland hingegen, wo Regen und Nebel zu Hause sind, erzeugt starke Menschen und läßt sie alt werden. — Die heilsame Seeluft, die reinigenden Winde und die stete Gleichheit der Temperatur verleihen, allgemein genommen, den Inselbewohnern ein längeres Leben als ihren Brüdern auf dem festen Lande. Daher in Großbritannien, nach Maßgabe seiner Bevölkerung, die Beispiele eines hohen Alters weit häufiger als in Deutschland, Frankreich u. s. w. Nur in Nordamerika soll, nach den Bemerkungen eines neuern Schriftstellers, des Doktor Barton, die Wahrscheinlichkeit eines langen Lebens noch größer sein. Vielleicht

verdankt Amerika diesen Vorzug besonders dem Umstande, daß nur wenige seiner Bewohner in Städten leben. Doktor Waterhouse von Cambridge fügt hinzu: »Unsern mäßigen Glücksumständen muß man besonders die gute Gesundheit unserer Greise beimessen. Wir sind weder reich genug für einen großen Luxus, noch arm genug für den Mangel. In diesem glücklichen Lande kann der Mangel keinen Menschen wegraffen, er wäre denn ein Trunkenbold.«

Vorzüglich sind es die kleinen Inseln und Halbinseln, welche das Lebensziel auffallend verlängern, und in allen Weltgegenden beobachtet man dasselbe. Im Süden die bermudischen Inseln, Barbados, Madera, im Norden die Hebriden, die Orkaden, die schottländischen Inseln.

Daß und warum in Städten die Wohnung weit ungesunder ist als auf dem Lande, ist allgemein bekannt. Hat das Dorf noch obendrein eine vortheilhafte Lage, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß nur der fünfunddreißigste bis vierzigste Mensch auf dem Lande stirbt, während in großen Städten der zwanzigste oder vierundzwanzigste zu Grabe getragen wird. Daher in Amerika die schnell wachsende Bevölkerung, die in einigen Provinzen in fünfzehn Jahren sich verdoppeln soll. (Dasselbe gilt von Rußland.)

Noch ein Wort von der Veränderung des Klima's. Die, unter einem heißen Himmelsstriche Gebornen befinden sich gewöhnlich nicht wohl dabei, wenn sie unter eine kalte Zone sich versetzen, und führen so bittere Klagen, als jener Italiener, welcher behauptete: In England scheine

die Sonne nicht einmal so warm, als in Italien der Mond. Die Vertauschung eines trocknen Klima's gegen ein feuchtes mag gleichfalls nachtheilig sein. Die französischen Emigrirten in England ertragen die dortige Feuchtigkeit der Atmosphäre nicht wohl, und leiden besonders an den Augen. — Wohlthuend ist der Wechsel für ältere Personen, wenn sie aus einem kalten, feuchten Himmelsstriche in einen warmen, trocknen übergehen; sogar aus Portugal nach Brasilien. Es ist zu verwundern, daß es noch Niemanden eingefallen ist, sich durch Oefen und Wärmröhren ein künstliches, immer gleiches und wohlthätiges Klima zu erschaffen. Der Verfasser meint, wenn mit solchen Zimmern ein großes Treibhaus verbunden wäre, so könne man auch täglich darin spaziren gehen, und eines ewigen Frühlings genießen. Ich zweifle aber sehr, daß die Luft eines Treibhauses zuträglich sei, da die Pflanzen und Bäume im Winter viel zu wenig von der Sonne getroffen werden. — Ein gewisser Herr Dewit in German Town, der fast hundert Jahre alt geworden, soll in den letzten Jahren seines Lebens eine immer gleiche Temperatur in seinen Zimmern erhalten haben, so daß er nie eine Luft unter achtzehn Grad Reaumur (siebzig Grad Fahrenheit) einathmete. Das möchte doch wohl für die meisten Menschen, selbst für Greise, zu warm sein. Am gesundesten in dieser Hinsicht lebt man wohl in Rußland, wo man nicht, wie in andern Ländern, nur einige Zimmer, sondern das ganze Haus immer gleichförmig heizt.

Neue Denkmünzen auf Napoleon den Großen.

Man weiß, daß es einen pont d'Austerlitz, einen pont de Jena u. s. w. in Paris gibt, obgleich Friedrich der Große nie einen pont de Rosbac in Berlin hat bauen lassen. In gleichem Geiste sind nun auch die neuen Denkmünzen gedichtet. Da erblicken wir Napoleon als Jupiter auf einem Adler reitend, mit dem Blitze bewaffnet, den er unter die Titanen schleudert, und das soll die Schlacht bei Jena vorstellen. Man wollte doch vor dieser Schlacht die Preußen nicht für Titanen gelten lassen; der Künstler hat sie also wohl nur dazu gemacht, um den Jupiter anbringen zu können. Da sehen wir ferner Napoleon in römischer Tracht auf einem springenden Pferde, abermals den Blitz auf liegende Feinde schleudernd. Vor ihm her fliegt ein Adler, der — wenigstens in dem Kupferstiche, den die elegante Zeitung geliefert hat — einem Adler nicht sehr ähnlich sieht. Da diese Münze wiederum die Schlacht bei Jena vorstellen soll, so scheint es wohl, es sei ein preußischer, vom Blitze verfolgter Adler gemeint. Die spöttische Umschrift: Die Preußen haben neulich gelernt, gehört auch unter diejenigen Aeußerungen, die dem Besiegten nur weh thun können, ohne den Ruhm des Siegers zu erhöhen.

Wir erblicken ferner ein knieendes Frauenzimmer, dem Napoleon eine Krone aufsetzt; das soll bedeuten: die wieder hergestellte Freiheit der Stadt Danzig. So lange nicht durch einen allgemeinen Frieden ganz andere

Verhältnisse eintreten, so lange hat dieses Frauenzimmer wohl nie mehr gekniet, als jetzt. Der Merkursstab auf der einen und der antike Schiffsschnabel auf der andern Seite sollen die Schifffahrt und den Handel der neuen Republik bezeichnen. Ja, vielleicht die künftige Schifffahrt, den künftigen Handel; allein jetzt — wo Danzig's Handel und Wohlstand gänzlich zerstört sind — könnten diese Attribute von Uebelwollenden leicht als eine Spötterei ausgelegt werden, zumal da — in der eleganten Zeitung wenigstens — der Schiffsschnabel hinter der Hauptperson eher einer Geißel ähnlich sieht, und man nie errathen würde, daß die Figur einen Schiffsschnabel bedeuten soll, wenn der Herr Redakteur sie nicht für einen solchen erklärt hätte.

Auf einer vierten Denkmünze sehen wir die Klugheit, welche den Gottesdienst wieder herstellt. Also nur die Klugheit hat dieses große Werk vollbracht? — Wenigstens scheint es mir nicht ganz klug, das laut zu bekennen. — Doch sonder Zweifel wurden alle diese, von Armuth des Genies zeugenden Ideen zuvor dem großen Genie nicht unterlegt, dem sie gewidmet sind und dem sie schwerlich gefallen werden. Nur der berühmte Herr Denon, der große Kunstährenleser auf den eroberten Gefielden, trägt die Schuld.

Die Denkmünze auf die Schlacht bei Friedland hat mir am besten gefallen. Der Sieger steht auf Leichen und steckt sein Schwert in die Scheide. Neben ihm sprießt ein Oelbaum aus dem Blute der Erschlagenen hervor. Diese Darstellung ist des Helden würdig. Sie kränket Niemanden

und verewigt seinen Ruhm nicht minder. Einen kleinen Uebelstand macht die umgekehrte, auslöschende Fackel, weil sie in der Luft steht. Das Bild wäre vollkommen ohne diese Fackel; — da der Oelbaum ohnehin den Frieden bezeichnet, so war sie ganz überflüssig und scheint vielmehr an den Tod zu erinnern.

Apologie der vergifteten Waffen.

Es ist ganz unbegreiflich, warum kriegführende Mächte sich der vergifteten Waffen nicht bedienen, da doch der ungeheure Vortheil Jedermann in die Augen springt. Ist es nicht der Zweck jeder Schlacht, dem Feinde so viele Menschen als möglich zu tödten? und kann dieser rühmliche Zweck wohl vollkommener erreicht werden, als indem man alle Kugeln und alle Säbelklingen vergiftet? Dann würde auch die kleinste Wunde tödtlich sein; dann gäb' es gar keine Blessirte mehr, sondern lauter Todte. Man würde auf dem Schlachtfelde das Gewinsel und Geheul der Sterbenden nicht mehr hören, denn das Gift müßte vom Kräftigsten genommen werden und folglich sehr schnell tödten. Ich erinnere mich der Erzählung eines Reisenden, der auf einer der ostindischen Inseln (wo ich nicht irre) ein Dutzend Weiber des Königs hinrichten sah, welche Seiner Majestät untreu gewesen waren. Man hatte jede derselben an einen Pfahl gebunden und ihr die linke Brust entblößt. Der Henker ging von Einer zur Andern, und ritzte die

schönen Brüste nur ein klein wenig mit einem vergifteten Pfeile, und ehe er noch an die letzte kam, war die erste schon todt. Also dieses herrliche Gift müßte man sich zu verschaffen suchen. Dadurch würde man sich auch die kleine Unannehmlichkeit ersparen, die schwer Verwundeten vollends umzubringen, um sie nur los zu werden, wie ein großer Feldherr bisweilen gethan haben soll. Man brauchte keine Hospitäler, keine Lazarethe, keine Wundärzte, welche unermeßlichen Vortheile! — Die Damen brauchten keine Scharpie zu zupfen, die Bürger keine Hemden und Betten herzugeben ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Alle diese vortrefflichen Wirkungen vergifteter Waffen sind so einleuchtend, daß ich mir unmöglich einbilden kann, ich sei der Erste, der aufmerksam darauf geworden. Es muß also eine Ursache, und zwar eine sehr wichtige Ursache geben, die den Gebrauch derselben bisher verhindert hat.

Da ich so glücklich bin, einige Philosophen zu kennen, die meine Freunde sind, weil ich ihnen immer Recht gebe, so habe ich einem derselben meine Verwunderung bezeigt, und ihn gebeten, mir die Ursache zu ergrübeln, warum die Fürsten ein so wohlthätiges Geschenk der Natur, als das Gift ist, verschmähen?

»Wozu erst grübeln?« hat er mir geantwortet, in einem Tone, als wollte er mir zu verstehen geben, ich sei ein wenig dumm, »vergiftete Waffen beleidigen das Völkerrecht.« — Da habe ich große Augen gemacht und ferner die Bitte an ihn gelangen lassen, mir zu sagen: was das Völkerrecht eigentlich sei? indem ich in meiner Einfalt bis-

her geglaubt, der Krieg könne zwar sehr **gerecht** sein, er vertrage sich aber mit keinem **Rechte**, es möge heißen wie es wolle; und sobald er ausbreche, verschwinde jedes Völkerrecht, gleichwie in einem Schafstalle das Recht zu leben aufhört, sobald der Wolf hinein kömmt.

Da hat der Philosoph mich versichert, dem sei nicht also: das Völkerrecht könne nie verschwinden, es werde nur bisweilen ein wenig mit Füßen getreten, aber im Grunde bleibe es unangetastet und stehe fest auf ehernen Säulen.

Auf mein wiederholtes demüthiges Ansinnen, mir dieses herrliche Recht ein wenig zu zergliedern, hat er geantwortet: »Das Völkerrecht sei eigentlich nichts weiter, als das, nach den Bedürfnissen der Gesellschaft modifizirte Naturrecht.» Das klang nun wohl recht schön; aber ich wußte denn doch noch immer nicht, woran ich war, denn um den Begriff des Naturrechts hat man sich gezankt, seit es gelehrte Zänker gibt, und ich hätte, um gründlich zu verfahren, sogar wieder fragen müssen, was eine Gesellschaft sei? und welche Bedürfnisse sie habe? item ob die Fürsten etwa unter sich eine eigene Gesellschaft bilden (ein Volk im Volke), und unter sich ein eigenes Völkerrecht haben, ohne alle Beziehung auf die Gesellschaften, an deren Spitze sie stehen. Das letztere ist mir sehr wahrscheinlich; da aber alle diese Fragen mich zu weit geführt, und meinen philosophischen Freund vielleicht erzürnt haben würden (denn alle Philosophen werden böse, wenn sie nicht antworten können), so beschränkte ich mich auf den Wunsch,

zu erfahren: warum die vergifteten Waffen mit jenem modifizirten Naturrechte im Widerspruche ständen? — Hierauf bewies er mir, daß Gesellschaften oder Staaten die höhere Bildung der Menschheit befördern (er zitirte mir Schlötzer und noch ein Dutzend Andere), folglich auch das Naturrecht gleichsam veredeln, und es mit einem Quentchen Moralität versetzen, woraus nach und nach unter kultivirten Völkern ein allgemeines Völkergefühl entstehe, welches sich empöre gegen Alles, was nicht ehrsam ist, gegen alle Tücke, gegen alles Banditenmäßige, und folglich auch gegen die vergifteten Waffen, die nicht einmal mehr von den Malayen, sondern höchstens noch von einigen rohen Südsee-Insulanern geführt würden.

Daß mein Philosoph kein Kantianer war, sieht man auf den ersten Blick; denn was hätte er sonst mit dem Gefühl zu schaffen? und nun gar mit einem Völkergefühl! aber mich, der ich beinahe ein halbes Jahrhundert mit angesehen habe, wie die Vernunft so wenig, das Gefühl Alles in der Welt regiert, mich sprach seine Idee freundlich an, und ich verlor mich nachdenkend in ein Gehölz, um das ehrsame Völkergefühl mit dem, was um mich herum vorging, zu vergleichen, und dessen Triumph aus dieser Vergleichung hervorgehen zu lassen.

Aber leider! wollte mir das nicht gelingen. Ich stieß zuerst auf das Schießgewehr; ich erinnerte mich, wie heftig man bei dessen Erfindung gegen das Unehrsame desselben deklamirt hatte. Damals fanden es die Ritter ban-

ditenmäßig, daß jeder feige Lump, der einige hundert Schritte weit von ihnen stand, sie, mir nichts dir nichts, über den Haufen schießen konnte, ohne sich nach Gebühr mit ihnen herumzubalgen. Lange währte dies Geschrei; jetzt ist es verhallt, und es gereicht einem Artillerieoffiziere zur höchsten Ehre, wenn er, aus seiner verschanzten Batterie herab, so viele Ritter als möglich zu Boden strecken kann. Eben so war es mit den Angriffen überhaupt. Von vorne mußte man den Feind attakiren, das Ueberfallen von hinten war banditenmäßig; jetzt hingegen ist es der Triumph der Kriegskunst, wenn man den Feind umgehen und ihm in den Rücken fallen kann.

Ich schloß daraus, daß, wenn es auch ein ehrsames Völkergefühl gibt, wenigstens die Gewohnheit es gar bald abstumpft, und daß derjenige, der eine Maßregel am heftigsten verdammt, wenn er sich ihrer nicht zu bedienen weiß, sie oft am Ersten ausführt, wenn er sie zu nutzen versteht und sie ihm Vortheil bringt.

Ich gedachte der Bomben, der Brander, der kongrevischen Racketen, und wie die verfluchten Zerstörungsmittel alle heißen; besonders schienen mir die letzteren einen auffallenden Beweis für meinen Schluß zu liefern. Es ist in unsern Tagen gewaltig viel auf diese neue, völkerrechtswürdige Erfindung geschimpft worden, und beim Lichte besehen, sind doch die kongrevischen Racketen nur leiblich Geschwisterkind mit den Bomben, die man ohne Bedenken wirft, wo man es für nöthig hält.

Vermuthlich haben die Bomben, als man sie erfand, gleiche Verunglimpfungen erfahren, wie jetzt die kongrevischen Racketen; aber es ist nicht mehr die Rede davon.

Blondel glaubt, die ersten Bomben wären 1588 bei der Belagerung von Wachtendonck im Herzogthume Geldern geworfen worden. Andere behaupten, Karl VIII. habe schon 1455 Bomben in Neapel geworfen. Strada erzählt, ein Einwohner von Venloo, der sich mit Feuerwerkerei abgegeben, habe die Bomben erfunden. Seine Mitbürger wollten nach einem großen dem Herzoge von Cleve zu Ehren angestellten Gastmahle, diesen Fürsten mit der neuen Erfindung regaliren, und es gelang besser, als sie selbst wünschten, denn die erste Bombe, die sie warfen, fiel auf ein Haus, steckte es in Brand und zwei Drittel der Stadt wurden von den Flammen verzehrt, worauf der Herzog sich sogleich bei der Belagerung von Wachtendonck der Bomben bediente. Strada fügt hinzu, es gehe die Sage, daß kurz zuvor ein italienischer Ueberläufer in Bergenopzoom ein ähnliches Experiment zu machen versprochen, daß aber bei der Zubereitung sein Kram Feuer gefangen und ihn selbst getödtet habe.

In Frankreich warf man zuerst Bomben 1634 bei der Belagerung von La Motte, und es ist sehr merkwürdig, daß Ludwig XIII. einen englischen Ingenieur, Namens Mathus, deshalb in seine Dienste nahm, der nachher bei der Belagerung von Gravetines 1658 blieb. Vermuthlich werden die Franzosen die neuen Racketen eben so wohl von

den Engländern annehmen, als sie die neuen Bomben angenommen haben, so viel sie auch jetzt darüber schreien.

Alle diese Betrachtungen brachten mich immer wieder auf den Wunsch zurück, die vergifteten Waffen eingeführt zu sehen, als ein unfehlbares Mittel, die Kriege früher zu beendigen und folglich als einen Segen für die Menschheit. Daß ihr Gebrauch in der That weit menschlicher wäre, als der der Bomben, läßt sich wohl nicht läugnen; denn sie würden blos den Krieger treffen, da hingegen die Bomben weder Kind, Mutter noch Greis verschonen und oben drein die Häuser unschuldiger Einwohner anzünden.

Wahrhaft bekümmert darüber, daß es nicht in meiner Macht stehe, der vortrefflichen Erfindung der vergifteten Waffen Eingang zu verschaffen, erleichterte ich mein Herz gegen einen Freund, der kein Philosoph war, und der mich ohne Umstände auslachte. »Warum lachst du?» fragte ich unwillig.

»Weil du,» war seine Antwort, »etwas wünschest, was schon längst im Gebrauche ist.»

Ich stutzte. Er gab es näher. »Wenn,» sagte er, »Fürsten die rechtmäßigen Unterthanen ihres Feindes aufwiegeln; wenn sie die Absichten, die Grundsätze, die Handlungen der feindlichen Regierung in allen Zeitungen in das gehässigste Licht stellen; wenn sie ihr nicht blos die Arme, sondern auch die Gemüther der Unterthanen durch alle nur ersinnlichen Kunstgriffe zu entwenden streben; sind das keine vergifteten Waffen? — Wenn sie unerschwingliche Kontri-

butionen ausschreiben; wenn sie den Unterthanen des Feindes, die so unschuldig an dem Kriege sind, wie Moses und Elias, das letzte Mark aussaugen; sind das keine vergifteten Waffen? — Wenn sie friedliche Staatsdiener, die nichts thaten, als ihre Pflicht, in feilen Zeitungen an ihrer Ehre kränken; wenn sie mit dem empörendsten Hohne den feindlichen Fürsten selbst, und dessen theuerste Umgebungen, schmähen und beschimpfen, ihm Dummheit, Bosheit u. s. w. vorrücken, die öffentliche Meinung durch alle Ränke gegen ihn zu stimmen suchen; sind das keine vergifteten Waffen? — Da, blicke hin auf jenen Fabrikanten, der seine dürren Hände ringt und mit hohlen Augen gegen Himmel starrt — blicke hin auf jenen Landmann, der seine zertretenen oder geraubten Saaten beweint — auf jenen Hausvater, dessen Wohnung geplündert, dessen Tochter entehrt worden — sie Alle traf ein vergifteter Pfeil, sie sterben langsam aber gewiß! — Blicke hin auf jene unglückliche Schar ehemaliger Staatsdiener, die Amt und Brot verloren aus keiner andern Ursache, als weil sie in einem, ihrem Fürsten entrissenen Lande angestellt waren; ein verzehrendes Gift schleicht in ihren Adern und sie zählen, mit Verzweiflung im Blicke, die Knochen an den entblößten Leibern ihrer verdorrenden Kinder.»

»Halt! Halt!» rief ich dem Schwärmer zu, »das gehört nicht mehr zur Sache.»

»Wollte Gott!» seufzte er.

»Nein,» sagte ich, »hier ist von keiner moralischen Vergiftung die Rede, die ist längst in der ganzen Welt

gebräuchlich. Die Frage ist einfach und deutlich: Welches ist der Zweck einer Schlacht? — Antwort: Der Sieg. — Welche Mittel darf ich gebrauchen, um den Sieg zu erlangen? — Antwort: Alle, durchaus Alle, die nur immer dazu dienlich sind (das lehrt eine unbestreitbare Erfahrung), folglich auch die vergifteten Waffen. Eine Bleikugel ist nur eine halbe Maßregel, eine vergiftete Bleikugel hingegen eine ganze; und Jedermann weiß, daß wir in den Zeiten der ganzen Maßregeln leben. Anfangs brauchte man nur das Eisen, um Schlachten zu gewinnen, nachher that man das Feuer hinzu; nun sagt mir um's Himmelswillen, warum das Gift, wenn es auf das Todtmachen ankommt, nicht eben so ehrlich sein soll, als Eisen und Feuer?

Darum ist es fürwahr eine Inkonsequenz der Menschen, daß sie ihre Waffen nicht vergiften, und ich hoffe es noch zu erleben, daß jedes Regiment einen besondern, zum Giftkochen bestimmten Feldkessel mit sich führen werde, in welchem die Infanterie ihre Kugeln und die Kavallerie ihre Säbel einweichen könne. Welche schöne Aussicht für Lieferanten, mit welchen künftig Kontrakte auf Gift geschlossen werden! es wäre denn, daß die Kabinetter diesen Lieferungszweig sich vorbehielten.

Zwei Unterredungen des Fürsten de Ligne mit Jean Jaques Rousseau.

Als Rousseau aus seiner Verbannung zurückgekommen war (so erzählt der liebenswürdige Fürst), so ging ich, ihn in seinem Dachstübchen in der Straße Plâtrière aufzutreiben. Als ich die Treppe hinauf stieg, wußte ich noch nicht, wie ich mich gegen ihn benehmen sollte, um eine Unterredung mit ihm anzuspinnen; da ich aber gewohnt bin, mich meinem Instinkte zu überlassen, mit dem ich auch jederzeit besser gefahren bin, als mit der Ueberlegung, so trat ich zu ihm hinein und — stellte mich, als ob ich unrecht ginge. — Was gibt's? fragte Jean Jaques. — Mein Herr, antwortete ich, verzeihen Sie, ich suche Herrn Rousseau von Toulouse. — Ich bin nur Rousseau von Genf, sagte er.

Ach ja! rief ich aus, der große Botaniker? ich seh' es wohl. Mein Gott, was für Kräuter! und was für dicke Bücher! die sind mehr werth als die geschriebenen. — Rousseau lächelte fast und ließ mir sein Wintergrün (pervinca) sehen, welches ich nicht die Ehre habe zu kennen, wie auch Alles, was zwischen den Blättern seiner Foliobände lag. Ich stellte mich, als ob ich diese uninteressante und sehr gemeine Sammlung bewunderte. Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit, auf welche er die Nase sammt der Brille drückte, und fuhr fort, ohne mich anzusehen. Ich bat ihn um Verzeihung wegen meiner étourderie und er-

suchte ihn, mir die Wohnung des Herrn Rousseau von Toulouse anzuzeigen; aber aus Furcht, daß er es wirklich thun möchte, und dann unser Gespräch zu Ende wäre, fügte ich hinzu: Ist es wahr, daß Sie so geschickt im Notenabschreiben sind?

Er holte mir kleine länglichte Bücher, und sagte: Sehen Sie, wie nett das ist. Dann sprach er von der Beschwerlichkeit dieser Arbeit und von seinem Talente dafür, gerade wie Sganovell von dem Talente, Holzbündel zu machen. Die Ehrfurcht, welche mir ein Mann wie dieser, einflößte, hatte, indem ich seine Thüre öffnete, mich in eine Art von zitternder Bewegung gesetzt, und hinderte mich, eine Unterhaltung länger fort zu setzen, die endlich das Ansehen einer Fopperei erlangt haben würde. Ich wollte mir gleichsam nur einen Paß oder Eintrittsbillet verschaffen; mein Zweck war erreicht, und ich sagte ihm nun, daß ich vermuthete, er habe diese beiden Gattungen knechtischer Beschäftigungen blos darum ergriffen, um die Glut seiner Einbildungskraft zu dämpfen.

Ach! gab er zur Antwort, alles, was ich sonst gethan, um mich und Andere zu unterrichten, hat mir allzuviel Böses zugefügt.

Das Einzige, sagte ich, worin ich ganz Ihrer Meinung bin, ist, daß ich, gleich Ihnen, gewisse historische und literarische Kenntnisse für gefährlich halte, wenn man nicht eine sehr gesunde Beurtheilungskraft besitzt. — Augenblicklich legte er seine Musik, sein pervinca und seine Brille bei Seite, sprach über diesen Gegenstand vielleicht schöner,

als er je geschrieben hatte, und durchlief alle Schattirungen seiner Ideen mit einer Bestimmtheit, die in der Einsamkeit, über das viele Nachgrübeln und Schreiben, ihn bisweilen verließ; dann rief er mehrere Male aus: Die Menschen! die Menschen! — Ich hatte mich nun schon so eingenistelt, daß ich es wagen durfte, ihm zu widersprechen. Diejenigen, sagte ich, die sich über die Menschen beklagen, sind doch auch Menschen, und können sich irren, wenn von Andern die Rede ist. — Das machte ihn einen Augenblick nachdenkend.

Ich erklärte, daß ich auch gänzlich seiner Meinung wäre, über die Art, Wohlthaten zu geben und zu empfangen, und über die drückende Bürde der Dankbarkeit, wenn man den Wohlthäter weder lieben noch hochachten kann. Das schien ihm zu gefallen.

Ich erwähnte nun des andern Extrems, welches man fürchten müsse, nämlich der Undankbarkeit. Das brachte seine Zunge blitzschnell in Gang, er hielt mir die schönsten Reden von der Welt, und mischte hie und da einige kleine sophistische Maximen hinein, die ich mir durch die Frage zugezogen hatte: Aber wie, wenn Hume es ehrlich gemeint hat? — Er fragte mich, ob ich Hume kenne? — Ich antwortete, daß ich eine sehr lebhafte Unterredung seinetwegen mit Hume gehabt, und daß ich, aus Furcht ungerecht zu sein, in meinen Urtheilen fast immer sehr zögernd zu Werke ginge.

Seine häßliche Frau oder Magd unterbrach uns einige Mal durch alberne Fragen über ihre Wäsche oder Suppe.

Er antwortete ihr sehr sanft, und würde, wenn er auch von einem Stücke Käse geredet hätte, diesen Gegenstand veredelt haben. Ich sah nicht, daß er das geringste Mißtrauen gegen mich hegte; ich hatte ihn aber auch, seit meinem Eintritte, so in Athem erhalten, daß er gar keine Zeit gewann, über meinen Besuch nachzudenken. Ich mußte endlich wider Willen diesem Besuche ein Ziel setzen; noch einmal warf ich einen verstohlenen Blick auf den Verfasser der neuen Heloise, und verließ das Dachstübchen, den Aufenthalt der Ratten und das Heiligthum des Genies. Er stand auf und begleitete mich mit einer Art von Interesse, fragte aber nicht nach meinem Namen, Er würde ihn doch nicht behalten haben, denn nur die Namen Tacitus, Sallust und Plinius konnten ihn interessiren. Aber als ich im vertrauten Zirkel bei dem Prinzen Conti, wo auch der Erzbischof von Toulouse, der Präsident d'Aligne und mehrere Prälaten und Parlamentsherren sich einfanden, in Erfahrung brachte, daß diese beiden Menschenklassen gesonnen waren, Jean Jaques zu beunruhigen, so schrieb ich ihm jenen Brief, den er sehr zur Unzeit mittheilte oder abschreiben ließ, und der am Ende, ich weiß es nicht wie es zuging, in allen Zeitungen abgedruckt wurde. Er steht auch in Roussau's Werken und in seinen Selbstgesprächen. Nach seiner gewöhnlichen Manier hatte er die Güte, sich einzubilden, daß mein Anerbieten einer Freistatt blos ein Fallstrick wäre, den seine Feinde mich vermocht, ihm zu legen. Diese Narrheit hatte das Gehirn dieses unglücklichen großen Mannes ergriffen, der eben so sehr entzückte, als zu-

rückstieß. Allein die erste Bewegung seines Herzens war gut; denn am andern Morgen, nachdem ich jenen Brief geschrieben, kam er, mir seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ich traute meinen Ohren kaum, als man mir Rousseau meldete; ich traute meinen Augen kaum, als er die Thür öffnete. Ludwig XIV. konnte nicht stolzer sein, als er die Gesandtschaft von Siam empfing.

Die Beschreibung seines Unglücks, das Gemälde, welches er von seinen vermeintlichen Feinden entwarf, die Verschwörung von ganz Europa gegen ihn, Alles das würde mir weh gethan haben, wenn er es nicht mit dem ganzen Reize seiner Beredsamkeit vorgetragen hätte. Ich suchte ihn davon abzubringen, indem ich ihn zu seinen ländlichen Spielen zurück führte. Ich fragte ihn, wie er, bei seiner Liebhaberei für das Landleben, sich habe entschließen können, mitten in Paris zu wohnen? — Darauf bewirthete er mich mit seinen allerliebsten Paradoxen über den Vortheil, zu Gunsten der Freiheit zu schreiben, wenn man eingesperrt sei, und den Frühling zu malen, wenn es schneie.

Ich sprach von der Schweiz, und zeigte ihm, ohne Affektation, daß ich seine neue Heloise auswendig wußte. Er stutzte darüber und es schien ihm schmeichelhaft. Er wurde bald gewahr, daß, unter allen seinen Werken, nur Heloise nach meinem Geschmacke sei, und daß, wenn ich auch tiefdenkend sein könnte, ich mir doch die Mühe nicht gäbe, es zu sein.

Ich bin nie geistreicher gewesen (und ich glaube es war

zum ersten Male in meinem Leben), als während der acht Stunden, die ich in meinen beiden Unterredungen mit Jean Jaques zugebracht. Als er mir entschieden erklärte, daß er entschlossen sei, in Paris alle die Verhaftsbefehle abzuwarten, mit welchen die Geistlichkeit und das Parlament ihn bedrohten, so erlaubte ich mir einige etwas herbe Wahrheiten über seine Begriffe von Berühmtheit, und ich erinnere mich, ihm gesagt zu haben: »Je mehr Sie sich verbergen, je mehr ziehen Sie die Augen auf sich, und je menschenfeindlicher Sie werden, je mehr bekümmern sich die Menschen um Sie.»

Seine Augen glichen zwei Sternen. Das Genie blitzte aus seinen Blicken und elektrisirte mich. Ich entsinne mich, daß ich damit schloß, ihm mit bethränten Augen zwei oder dreimal zu wiederholen: »Sein Sie glücklich! sein Sie glücklich wider Ihren Willen. Wenn Sie den Tempel nicht bewohnen wollen, den ich Ihnen in meiner souverainen Reichsherrschaft erbauen werde, wo es weder Parlament noch Geistlichkeit, aber die besten Schafe von der Welt gibt, nun wohl, so bleiben Sie in Frankreich. Wenn, wie ich hoffe, man Sie da in Ruhe läßt, so verkaufen Sie Ihre Werke, kaufen Sie ein hübsches kleines Landhaus bei Paris, öffnen Sie Ihre Thür bisweilen einigen Ihrer Bewunderer, und bald wird man nicht mehr von Ihnen reden.»

Ich glaube, ein solcher Vorschlag behagte ihm nicht; denn auch in Ermenonville würde er nicht geblieben sein, wenn der Tod ihn nicht dort übereilt hätte; aber er schien

doch gerührt von der Wirkung, die er auf mich machte, und überzeugt von meinem Enthusiasmus für ihn; denn er bezeigte mir mehr Interesse und Erkenntlichkeit, als er sonst gegen irgend Jemand zu thun pflegte, und, als er ging, hinterließ er in mir die nämliche Leere, die man empfindet, wenn man aus einem schönen Traume erwacht.

Mein Aufenthalt bei Voltaire.

(Von demselben.)

Das Beste, was ich bei Voltaire thun konnte, war, nicht selbst geistreich scheinen zu wollen. Ich sprach nur, um ihn sprechen zu machen. Ich bin acht Tage in seinem Hause gewesen, und sehr gern möchte ich alle die erhabenen, einfachen, munteren, allerliebsten Dinge mir in's Gedächtniß rufen, die unaufhörlich von ihm ausströmten; aber in der That, das ist unmöglich. Ich lachte oder ich bewunderte, stets war ich berauscht. Ja sogar bis auf seine Fehler, seine irrigen Kenntnisse, seine Vorurtheile, seinen Mangel an Geschmack für die schönen Künste, seine Launen, seine Ansprüche, das, was er nicht sein konnte, und das, was er war, Alles schien mir reizend, neu, pikant und überraschend. Er mochte gar zu gern für einen tiefen Staatsmann oder für einen Gelehrten gehalten werden, allenfalls sogar auf die Gefahr, Langeweile zu machen. Damals liebte er die englische Konstitution. Ich sagte ihm einmal: Geben Sie

ihr das Meer zur Stütze, sonst würde sie bald zu Grunde gehen.

»Das Meer?« antwortete er, »Sie werden darüber eine Menge Betrachtungen in mir veranlassen.«

Man meldete ihm Jemand aus Genf, der ihm langweilig schien. Geschwind! geschwind! rief er, etwas Tronchin! — das hieß: man sollte ihn für krank ausgeben. Der Genfer ging.

Was halten Sie von Genf? fragte er mich eines Tages, als er erfahren, daß ich des Morgens dort gewesen war. Ich wußte, daß er zu jener Zeit Genf verabscheute. — Eine abscheuliche Stadt! antwortete ich, ob es gleich nicht wahr ist. — Ich erzählte ihm, in Gegenwart von Madame Denys, eine Anekdote, die ihr selbst begegnet war, von der ich aber glaubte, Madame de Geoffigny sei die Hauptperson dabei gewesen. Herr von Ximenes nämlich hatte sich gegen sie vermessen, sie solle ihm keinen Vers hersagen, dessen Verfasser er nicht augenblicklich zu nennen im Stande sei. In der That fehlte ihm auch nicht ein einziger. Madame Denys, um ihn dennoch zu erhaschen, recitirte ihm vier Zeilen, die sie auf der Stelle selbst machte. »Nun, Herr Marquis? von wem sind diese?« — de la chercheuse d'esprit, Madame. (Diese Antwort ist schwer zu übersetzen. Wo ich nicht irre, gibt es ein französisches Lustspiel unter dem Titel: la chercheuse d'esprit. Die Sache ist auch unter den Deutschen bekannt genug, aber das Wort fehlt. Man könnte allenfalls die Witzjägerin sagen). „Bravo!

bravo!» rief Voltaire, »potz Wetter! ich glaube, sie muß sehr dumm dabei ausgesehen haben; lache doch lieber nicht.»

Er beschäftigte sich damals mit der Kirchengeschichte des langweiligen Abbé Fleury, die er herunter machte und auslegte. »Das ist keine Geschichte,» sagte er mir, »das sind Geschichten. Ich erlaube Niemanden, als Bossüet und Flechier, gute Christen zu sein.» — Aber doch auch einigen ehrwürdigen Vätern, antwortete ich, deren Kinder Sie recht artig erzogen haben? — Er selbst sprach viel Gutes von Ihnen. — Sie kommen von Venedig? sagte er, haben Sie den Prokurator Procecurante gesehen? — Nein, ich erinnere mich seiner nicht. — Sie haben also den Candide nicht gelesen? fuhr er zornig fort, denn er pflegte zu gewissen Zeiten immer Eines seiner Werke am meisten zu lieben.

»Um Verzeihung, ich war zerstreut, ich dachte eben an die Verwunderung, die mich ergriff, als ich die venetianischen Gondolirer Tasso's befreites Jerusalem absingen hörte.» — Ei, wie das? — Gleichwie vormals Menalk und Mäliböus prüfen sie die Stimmen und das Gedächtniß ihrer Kameraden, auf dem großen Kanale während der schönen Sommernächte. Einer fängt an, eine Art von Recitativ zu singen, ein Anderer antwortet und fährt fort. Ich glaube nicht, daß die Pariser Fiacres die Henriade auswendig wissen, auch würden sie, in ihren rauhen, unedlen Tönen, mit ihren Branntweinsstimmen und Kehlen, die herrlichen Verse sehr schlecht anstimmen. — »Weil die

Walches (so nannte er bekanntlich die Franzosen) Barbaren sind, Feinde aller Harmonie, Leute, die Einen erwürgen, mein Herr. Das gilt vom Volke; und unsere geistreichen Leute haben des Geistes so viel, daß sie ihn sogar auf den Titeln ihrer Bücher anbringen. Ein Buch über den Geist (von Helvetius), das ist ein Poltergeist, vom Geist der Gesetze (von Montesquieu), das ist: etwas Geistreiches über die Gesetze. Ich habe nicht die Ehre, es zu verstehen. Hingegen verstehe ich die persischen Briefe sehr wohl (auch von Montesquieu), das ist ein gutes Buch. — Es gibt einige Schriftsteller, für welche Sie Achtung zu hegen scheinen? — Ganz gewiß, man muß wohl. D'Alembert, zum Beispiel, der, weil er keine Einbildungskraft besitzt, sich für einen Geometer ausgibt; Diderot, der, um glauben zu machen, daß er deren besitze, ein schwülstiger Deklamator wird; Marmontel, dessen Poetik, unter uns gesagt, unbegreiflich ist. Diese Leute möchten sagen, die Eifersucht spräche aus mir. Am Hofe hält man mich für einen Tadler und Schmeichler; in der Stadt für zu philosophisch; in der Akademie für einen Feind der Philosophen; in Rom für den Antichrist, wegen einiger Scherze über die römischen Mißbräuche und einiger Späßchen über den orientalischen Stil; im Parlament für einen Verfechter des Despotismus; für einen schlechten Franzosen, weil ich Gutes von den Engländern gesagt habe; für einen Räuber und Wohlthäter an den Buchhändlern; für einen Libertin wegen des Mädchens von Orleans, welches meine Feinde

sehr angeschwärzt haben; für einen Neugierigen und Komplimentenmacher gegen geistreiche Leute; für intolerant, weil ich die Toleranz predige.»

»Haben Sie jemals ein Epigramm oder ein Spottlied von meiner Arbeit gesehen? das ist der wahre Stempel der Boshaften. Diese Rousseau's haben mich zum Teufel gewünscht. Anfangs stand ich mit Beiden auf einem recht guten Fuße. Bei Ihrem Vater und Ihrem Verwandten, dem Herzoge von Aremberg, trank ich Champagner mit dem Ersten, der beim Abendessen einschlief: mit dem Zweiten habe ich kokettirt, und, weil ich gesagt habe, daß er mir Lust machte, auf allen Vieren zu gehen, hat man mich aus Genf verjagt, wo man ihn verabscheut.»

Ueber etwas Albernes, wenn es ihn überraschte, oder über ein erbärmliches Wortspiel, konnte er herzlich lachen, auch erlaubte er sich selbst bisweilen eine Albernheit (bêtise). Er war außer sich vor Freuden über einen Brief des Chevalier Litta, den er mir zeigte, und der ihm, wegen einer Uhrenkommission, die er schlecht ausgerichtet, den Vorwurf machte: »Sie müssen doch auch recht dumm sein u. s. w.» — Ich glaube, daß ich es war, an dem er seinen, nachmals so oft wiederholten Scherz über die Krähe richtete, und ich gab Veranlassung dazu, als er mich fragte, wie ich sie fände? — Nigra, antwortete ich, ohne Formosa zu sagen. Er schenkte mir auch seinen Pater Adam nicht, und dankte mir, daß ich dem Pater Griffet,

den er sehr liebte, eine Freistatt gegeben, empfahl mir auch den Pater Neufville.

Einst sagte er mir: Man behauptet, daß ich vor Aerger platze, wenn ich Kritiken über mich lese. Da ist eine, kennen Sie sie? Wo zum Henker hat der Mensch, der nicht einmal orthographisch zu schreiben versteht, und der der Dichtkunst bisweilen Gewalt anthut, wie einem Lager, diese wohlgerathenen Verse gegen mich hergenommen?

Candide est un petit vaurien,
Qui n'a ni pudeur ni cervelle;
Ah! qu'on le reconnoit bien
Pour le Cadet de la pucelle.

(Candide ist ein kleiner Taugenichts, der weder Scham im Leibe, noch Hirn im Kopfe hat; man erkennt ihn sogleich für den jüngern Bruder des Mädchens von Orleans). — Sie scheinen mir in diesem Augenblicke nicht gut mit ihm zu stehen, sagte ich; das ist eine deutsche und verliebte Zänkerei zu gleicher Zeit. (Querelle d'Allemand et d'amant à la fois.) — Diese kleine Albernheit machte ihn lächeln. Er sagte deren selbst oft und hörte sie gern. Man hätte glauben sollen, er zanke sich bisweilen mit den Todten, wie man sich sonst nur mit Lebendigen zanket. Seine Beweglichkeit machte, daß er sie bald etwas mehr, bald etwas weniger liebte. Damals, zum Exempel, waren es Fénélon, Lafontaine und Moliere, die in seiner höchsten Gunst standen.

„Liebe Nichte," sagte er zu Madame Denys, „wir wollen ihm etwas Moliere vorsetzen. Wohlan ohne Um-

stände, die gelehrten Weiber, die wir kürzlich gespielt haben.» Er selbst spielte den Trissotin, so schlecht als nur immer möglich, aber die Rolle machte ihm viel Spaß. Madame Dupuis als Martine gefiel mir außerordentlich und verursachte mir bisweilen Zerstreuungen, wenn der große Mann redete. Das liebte er nicht. Ich erinnere mich, daß, als eines Tages seine schönen Schweizermägde, die wegen der Hitze bis an die Achseln entblößt waren, an mir vorübergingen, oder mir Sahne brachten, er sich plötzlich unterbrach, sehr zornig die schönen Hälse mit vollen Händen faßte und ausrief: »Busen hier! Busen dort! geht zum Teufel!» —

Nie hat er mit mir gegen das Christenthum oder gegen Fréron ein Wort gesprochen. Ich liebe die falschen Leute nicht, sagte er, und die sich widersprechen. Wer für oder wider alle Religionen förmlich schreibt, ist ein Narr. Was ist das, zum Beispiel, für ein Glaubensbekenntniß des Vicarius aus Savoyen von Jean Jaques? —

Er war damals am heftigsten erbittert gegen ihn; doch selbst in diesem Augenblicke, wo er ihn ein Ungeheuer schalt und sagte, daß man einen Mann wie ihn nicht verbanne, aber daß Verbannung Tod sei; unterbrach man ihn mit den Worten: ich glaube, er tritt da eben auf Ihren Hof. „Wo ist der Unglückliche!» rief er aus, »er soll kommen, meine Arme sind offen! er ist vielleicht von Neufchatel und aus der dortigen Gegend vertrieben worden? man führe ihn her zu mir! Alles, was ich habe, gehört ihm!» —

Herr von Constant bat sich in meiner Gegenwart seine russische Geschichte aus. »Sie sind nicht wohl gescheit,« sagte er; »wenn Sie wirklich etwas lernen wollen, so nehmen Sie die von Lacombe zur Hand, der hat weder Medaillen noch Pelzwerk bekommen.

Damals war er sehr unzufrieden mit dem Parlamente, und wenn er an seiner Gartenthür seinen Esel antraf, so sagte er: »Ich bitte, Herr Präsident, spaziren Sie vorbei. — Die Mißverständnisse, die ihm aus Lebhaftigkeit begegneten, waren häufig und drollig. Einen Klavierstimmer seiner Nichte nahm er für ihren Schuster, und als er endlich seinen Irrthum gewahr wurde, rief er aus: »Mein Gott! ein Mann von Talenten! verzeihen Sie, mein Herr, ich wollte Sie zu meinen Füßen setzen, und ich bin zu den Ihrigen.« — Einst trat ganz plötzlich ein Krämer mit Hüten und grauen Schuhen in den Saal. Voltaire (der so mißtrauisch gegen alle Besuche war, daß er mir sogar gestand, er habe aus Furcht, daß der meinige langweilig sein möchte, auf gut Glück Arzenei eingenommen, um nur behaupten zu können, er sei krank), Voltaire rettete sich in sein Kabinet. Der Krämer folgte ihm rufend: »Mein Herr! mein Herr! ich bin der Sohn einer Frau, für die Sie einst Verse gemacht haben.« — »O das kann wohl sein, ich habe so viel Verse für so viele Frauen gemacht. Ihr Diener mein Herr.« — Es war Madame de Fontaine Martel. — Ei ja sie war sehr schön. »Ihr Diener, mein Herr« — und damit wollte er wieder in sein Kabinet. — »Wo haben Sie den trefflichen Geschmack

hergenommen, den man in diesem Saale bemerkt? Ihr Schloß, zum Exempel, haben Sie es gebaut?" — Jetzt kam Voltaire zurück. »O ja, ich mein Herr, ich habe alle Zeichnungen dazu geliefert. Betrachten Sie die Anlage dieser Treppe. Nun? wie?" — »Mein Herr, eigentlich hat mich blos das Vergnügen, den Herrn von Haller zu sehen, nach der Schweiz gezogen.« (Voltaire zog sich wieder zurück nach seinem Kabinet.)

„Mein Herr! mein Herr! das muß Ihnen viel gekostet haben. Welch ein allerliebster Garten!« — »O,« sagte Voltaire, indem er sich wieder zeigte, »mein Gärtner ist ein Esel, ich habe das alles angegeben.« — »Das glaube ich. Dieser Haller ist ein großer Mann.« (Voltaire ging.) — »Wie viel Zeit ist wohl erforderlich, um ein eben so schönes Schloß zu bauen!« — Voltaire kam wieder. Ohne es zu wollen, spielten mir die Beiden die drolligste Scene von der Welt vor, und ich habe deren noch weit mehrere von Voltaire gesehen, die durch seine Lebhaftigkeit, seine Launen, seine Reue veranlaßt wurden. Bald war er Gelehrter, bald Hofmann aus den Zeiten Ludwig XIV., bald der beste Gesellschafter.

Wenn er den Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf seinem Dorfe machte, dann war er sehr komisch. Er sprach mit seinen lumpichten Bauern, als wären es römische Gesandte oder trojanische Prinzen gewesen. Er veredelte alles. Einmal wollte er fragen, warum man ihm niemals Hasenpfeffer auf den Tisch brächte, und drückte sich darüber gegen einen alten Wächter folgendergestalt aus:

»Mein Freund, gibt es denn keine Thierwanderungen mehr von meinem Gute Tourney nach meinem Gute Ferney?« — Er trug beständig graue Schuhe, eisengraue, aufgerollte Strümpfe, eine Weste, die ihm bis auf die Knie ging, eine große lange Perücke und ein schwarzes Sammtkäppchen. Sonntags zog er bisweilen ein schönes, braunrothes Kleid an, Weste und Beinkleider von gleichem Stoffe; aber die Weste mit langen Schößen und stark verbrämt, große Spitzenmanschetten, die ihm bis an die Fingerspitzen reichten, denn so, sagte er, bekommt man ein nobles Ansehen.

Für alle seine Umgebungen war Voltaire sehr gutmüthig und machte sie lachen. Er verschönerte alles, was er sah und hörte. Er legte einem Offiziere von meinem Regimente Fragen vor, und fand dessen Antworten sehr sinnvoll. »Von welcher Religion sind Sie?« — »Meine Eltern haben mich katholisch erziehen lassen.« — »Eine treffliche Antwort,« rief Voltaire, »er sagt nicht, daß er katholisch ist.« — Alles das scheint nur lächerlich, und geeignet, um ihn lächerlich zu machen; aber man mußte ihn sehen, belebt von seiner schönen, glänzenden Einbildungskraft, mit vollen Händen Geist und Witz verstreuend, und allen um sich her davon mittheilend; geneigt, immer das Gute, das Schöne zu sehen und zu glauben, seine Meinungen verfechtend und andere dafür stimmend, alles beziehend auf das, was er schrieb und dachte, zum Reden und Denken diejenigen erweckend, die dessen fähig waren, allen Unglücklichen Beistand leistend, für arme Familien

bauend; ein gutmüthiger Mensch in der seinigen, ein gutmüthiger Mensch in seinem Dorfe, ein gutmüthiger und zugleich großer Mann! eine Verbindung, ohne welche man nie weder das Eine noch das Andere vollkommen ist; denn das Genie macht die Güte umfassender, und die Güte verleiht dem Genie mehr Gemüthliches.

(So schwierig es auch in der That ist, den selbst in seinen Nachlässigkeiten immer liebenswürdigen Verfasser zu übersetzen, so kann ich doch dem Reize nicht widerstehen, noch Einen seiner Briefe an die Kaiserin von Rußland zu liefern, der am 17. März 1792 geschrieben wurde.)

Madame,

Ew. Majestät haben nichts zu thun, Ihre kleine Wirthschaft ist eingerichtet, und wenn man Ihnen geglaubt hätte, so würde es die der übrigen auch sein. In der Muse, welche Ihre Thätigkeit Ihnen verleiht, ist es gar nicht zu entschuldigen, mich so zu vergessen. — Ich habe nicht die Ehre gehabt, die andern Beherrscher Rußlands zu kennen, noch von ihnen gekannt zu werden. Ich begreife wohl, daß Ihre Geschäfte Sie würden abgehalten haben, mir zu antworten, wenn ich mir die Freiheit genommen hätte, an Sie zu schreiben. Der Eine würde sich mit Plänen zu Feldzügen beschäftigt haben, der Andere mit seinen Finanzen, der Dritte mit seinen Winterquartieren; ein Anderer mit seinem Hofe, seiner inneren Verwaltung, seinen Ministern oder Hunden, oder auch mit seiner Familie, Frau und Kindern; Jeder hat seine Geschäfte; aber Ew. Majestät, die Sie die Ihrigen mit vier Zeilen, vier Schiffen und vier

Bataillons abthun, warum haben Sie mir nicht geschrieben? — In der That, ich hoffe, daß zum ersten Male in Ihrem schönen Leben Sie erfahren werden, was Gewissensbisse sind. — — In sechs Monaten habe ich keinen Brief von Ew. Majestät empfangen, und das widerfährt mir zum ersten Male seit zwölf Jahren. Ist das nicht eben so tirannisch, als ob Sie einen Ihrer bravsten Generäle von einer großen Statthalterschaft absetzten? — Ich rede zu Ihrem Gewissen; nun will ich zu Ihrer Güte reden.

Obgleich der festeste, einfachste und gefühlvollste Charakter mir seit sechs Monaten kein Zeichen seines Andenkens gegeben, so empfinde ich dennoch das Bedürfniß, zu Ew. Majestät zu reden. Gäbe es jetzt auch nur den kleinsten großen Mann in den vier Theilen der Welt, so würde ich an ihn schreiben, um Ihnen nicht beschwerlich zu fallen; aber Ew. Majestät müssen jetzt schon für sich und zugleich für die großen Männer, die verschwunden sind, beten.

Ich habe in Rußland nicht erfahren können, ob Peter I. jemals herzlich gelacht hat, daher bin ich auch nicht sicher, ob ich ein Wörtchen von ihm erhascht hätte. Friedrich II. hat mich dreimal »dem lieben Gott und seiner heiligen Obhut« empfohlen, recht als ob es ihm zugekommen wäre, die Honneurs davon zu machen. Ludwig XIV. würde mich durch seine Unterschrift zerschmettert haben; hingegen glaube ich, der arme Brarner (Heinrich IV.) hätte mir wohl dann und wann durch die Post einige derbe ventre saint gris zugeschickt, wenn er anders Geld genug gehabt hätte, den Brief zu frankiren.

Alexander schrieb gut, aber er hatte einen Quintus Curtius zum Sekretär. Sein schwedischer Nachahmer sprach ein gothisches Latein. Vom Cäsar oder Alcibiades wäre mir wohl ein Billet zu Theil geworden, und mit gierigem Vergnügen würde ich einen militärischen oder freundschaftlichen Brief des großen Condé eröffnet haben. Eine Betrachtung, die mir eben einfällt (denn ich gebe mich mit Allem ab, selbst mit Nachdenken), ist folgende: Unter den härtesten Regierungen gab es große Männer, sowohl im Kriege, als in der Literatur; aber ich sehe deren keinen während der Anarchie und ihrer Abscheulichkeiten. Als Rom einen Sylla und Marius hatte, wurde es unterjocht und getheilt. Die Scipionen waren große Aristokraten, Pericles eine Art von König. Horaz und Virgil würden während der Bürgerkriege wenig Glück gemacht haben. Wenn Montaigne und der gute Lafontaine zu unserer Zeit gelebt hätten, der Eine mit seinen Wahrheiten, der Andere mit seinen Naivitäten und Zerstreuungen, sie wären die Ersten gewesen, die man gehängt hätte.

Ich habe unserm jungen Kaiser einmal den Hof gemacht und ihn alt gefunden; Dank sei es zwei Feldzügen und der durch Joseph II. begonnenen Erziehung dieses unglücklichen Monarchen, dessen Apotheose Ew. Majestät durch Ihr Andenken machen. Ich habe mir die Freiheit genommen, dem Kaiser im Betreff der Niederlande zu sagen: daß die Kraft die Strenge unnöthig macht, und daß ich überzeugt sei, daß sechs Monate Beharrlichkeit, indem er den Thron besteige, seine Herrschaft für deren

Bataillons abthun, warum haben Sie mir nicht geschrieben? — In der That, ich hoffe, daß zum ersten Male in Ihrem schönen Leben Sie erfahren werden, was Gewissensbisse sind. — — In sechs Monaten habe ich keinen Brief von Ew. Majestät empfangen, und das widerfährt mir zum ersten Male seit zwölf Jahren. Ist das nicht eben so tirannisch, als ob Sie einen Ihrer bravsten Generäle von einer großen Statthalterschaft absetzten? — Ich rede zu Ihrem Gewissen; nun will ich zu Ihrer Güte reden.

Obgleich der festeste, einfachste und gefühlvollste Charakter mir seit sechs Monaten kein Zeichen seines Andenkens gegeben, so empfinde ich dennoch das Bedürfniß, zu Ew. Majestät zu reden. Gäbe es jetzt auch nur den kleinsten großen Mann in den vier Theilen der Welt, so würde ich an ihn schreiben, um Ihnen nicht beschwerlich zu fallen; aber Ew. Majestät müssen jetzt schon für sich und zugleich für die großen Männer, die verschwunden sind, beten.

Ich habe in Rußland nicht erfahren können, ob Peter I. jemals herzlich gelacht hat, daher bin ich auch nicht sicher, ob ich ein Wörtchen von ihm erhascht hätte. Friedrich II. hat mich dreimal »dem lieben Gott und seiner heiligen Obhut« empfohlen, recht als ob es ihm zugekommen wäre, die Honneurs davon zu machen. Ludwig XIV. würde mich durch seine Unterschrift zerschmettert haben; hingegen glaube ich, der arme Brarner (Heinrich IV.) hätte mir wohl dann und wann durch die Post einige derbe ventre saint gris zugeschickt, wenn er anders Geld genug gehabt hätte, den Brief zu frankiren.

Alexander schrieb gut, aber er hatte einen Quintus Curtius zum Sekretär. Sein schwedischer Nachahmer sprach ein gothisches Latein. Vom Cäsar oder Alcibiades wäre mir wohl ein Billet zu Theil geworden, und mit gierigem Vergnügen würde ich einen militärischen oder freundschaftlichen Brief des großen Condé eröffnet haben. Eine Betrachtung, die mir eben einfällt (denn ich gebe mich mit Allem ab, selbst mit Nachdenken), ist folgende: Unter den härtesten Regierungen gab es große Männer, sowohl im Kriege, als in der Literatur; aber ich sehe deren keinen während der Anarchie und ihrer Abscheulichkeiten. Als Rom einen Sylla und Marius hatte, wurde es unterjocht und getheilt. Die Scipionen waren große Aristokraten, Pericles eine Art von König. Horaz und Virgil würden während der Bürgerkriege wenig Glück gemacht haben. Wenn Montaigne und der gute Lafontaine zu unserer Zeit gelebt hätten, der Eine mit seinen Wahrheiten, der Andere mit seinen Naivitäten und Zerstreuungen, sie wären die Ersten gewesen, die man gehängt hätte.

Ich habe unserm jungen Kaiser einmal den Hof gemacht und ihn alt gefunden; Dank sei es zwei Feldzügen und der durch Joseph II. begonnenen Erziehung dieses unglücklichen Monarchen, dessen Apotheose Ew. Majestät durch Ihr Andenken machen. Ich habe mir die Freiheit genommen, dem Kaiser im Betreff der Niederlande zu sagen: daß die Kraft die Strenge unnöthig macht, und daß ich überzeugt sei, daß sechs Monate Beharrlichkeit, indem er den Thron besteige, seine Herrschaft für deren

ganze Dauer befestigen werde. Die Güte, mit der er einen moralisirenden Höfling aufgenommen, der es gewagt hat, die Worte Erhabenheit der Gesinnungen und Patriotismus in seiner kleinen Audienz anzubringen, ist von einer sehr glücklichen Vorbedeutung. Man hefte den Blick auf das Gestirn des Nordens, das ist der eigentliche Stern der Könige, er geleitet zum Tempel der Unsterblichkeit. —

Folgendes Gemälde des Fürsten Potemkin entwirft der Verfasser. — Ich sehe einen Heerführer, der träge zu sein scheint und doch unaufhörlich arbeitet; der keinen andern Schreibtisch hat als seine Knie, keinen andern Kamm als seine Finger; immer liegend und doch weder Tag noch Nacht schlafend, weil sein Eifer für eine Kaiserin, die er anbetet, ihn stets in Bewegung erhält, und weil ein Kanonenschuß, der ihn nicht trifft, ihn doch durch die Vorstellung beunruhigt, daß Einer seiner Soldaten das Leben dadurch einbüßen könnte. (?) Furchtsam für Andere, muthvoll für sich; unter dem heftigsten Feuer einer Batterie verweilend, um Befehle auszutheilen; indessen doch mehr Ulyß als Achill; unruhig, ehe die Gefahr eintritt, fröhlich, wenn sie da ist; traurig im Vergnügen, unglücklich aus Uebermaß des Glücks, abgestumpft für Alles, leicht vom Ueberdruß ergriffen, finster, unbeständig; ein tiefer Philosoph, ein geschickter Minister, ein erhabener Staatsmann, oder auch ein Kind von zehn Jahren; kei-

nesweges rachsüchtig; um Verzeihung bittend wegen eines Kummers, den er verursachte, eine Ungerechtigkeit schnell wieder gut machend; sich einbildend, er liebe Gott, und den Teufel fürchtend, den er noch für weit größer und dicker hält, als einen Fürsten Potemkin; mit der einen Hand einem Mädchen winkend, das ihm gefällt, und mit der andern Kreuze schlagend; die Arme gekreuzt zu den Füßen der Mutter Gottes, oder auch um den Alabasterhals seiner Geliebten; zahllose Wohlthaten von seiner Souveraine empfangend, die er auf der Stelle wieder vertheilt; Güter von der Kaiserin annehmend, die er zurückgibt, oder ihre Schulden bezahlt, ohne ihr ein Wort davon zu sagen. Er verkauft unermeßliche Domänen, kauft sie wieder zurück, um einen Säulengang oder einen englischen Garten dort anzulegen, und schlägt sie dann wieder los. Er spielt immer oder gar nicht, mag lieber schenken, als seine Schulden bezahlen, ist ungeheuer reich, ohne einen Heller in der Tasche; überläßt sich dem Mißtrauen oder der Gutmüthigkeit, der Eifersucht oder der Erkenntlichkeit, der Laune oder der Neckerei; ist leicht für oder wider Jemanden einzunehmen, kommt aber eben so leicht von selbst davon zurück; spricht mit seinen Generälen von der Theologie und mit seinen Erzbischöfen vom Kriege; liest niemals, entlockt aber im Gespräche von Andern, was er wissen will, und widerspricht ihnen, um noch mehr zu erfahren; macht ein sehr finsteres, oder sehr angenehmes Gesicht; affektirt die zurückstoßendsten Manieren; kurz, er gleicht wechselsweise bald dem übermüthigsten orientalischen

Satrapen, bald dem liebenswürdigsten Höfling Ludwig XIV. Unter dem auffallenden Scheine der Härte ist er im Grunde sehr sanft; ein Sonderling in seinen Stunden und Mahlzeiten, in seiner Ruhe, in seinem Geschmacke; begehrt Alles, wie ein Kind, und kann Alles entbehren, wie ein großer Mann; ist mäßig, indem er lecker scheint, kaut seine Nägel, oder Aepfel, oder Rüben; schilt oder lacht, spottet Jemanden nach oder flucht, reißt Zoten oder betet, singt oder denkt; ruft zwanzig Adjutanten, schickt sie wieder fort und ruft sie wieder, ohne ihnen etwas zu sagen; erträgt die Hitze besser als irgend Jemand, indem er zugleich an die wollüstigsten Bäder zu denken scheint, macht sich lustig über die Kälte, indem er sich stellt, als könne er des Pelzwerks nicht entbehren; ist immer im Hemde ohne Unterhosen, oder in einer Uniform, die auf allen Näthen gestickt ist, mit bloßen Füßen oder in gestickten Pantoffeln, ohne Mütze oder Hut. So habe ich ihn einmal mitten im Feuer gesehen, bald in einem elenden Schlafrocke, bald in einem prächtigen Gewande mit seinen drei Sternen, seinen Ordensbändern und Diamanten, so groß wie der Daumen, um das Bildniß der Kaiserin. Diese Diamanten schienen blos da zu sein, um die Kugeln nach seiner Brust zu locken. Gebückt und zusammengewickelt (pelotonné) ist er in seinem Zelte, groß, mit hochgetragener Nase, stolz, schön, edel, majestätisch oder einnehmend und verführerisch, wenn er sich dem Heere zeigt. So Agamemnon in der Mitte der griechischen Könige.

Welchen Zauber besitzt denn dieser Mann? — Genie,

Genie und abermals Genie, einen natürlichen Verstand, ein treffliches Gedächtniß, Seelengröße, Bosheit ohne Boshaftigkeit (malice sans méchanceté), Schlauheit ohne Arglist (ruse sans astuce), eine glückliche Mischung von Launen, deren gute Momente, wenn sie sich einstellen, ihm die Herzen gewinnen, eine große Freigebigkeit, in seinen Belohnungen Gnade und richtige Würdigung vereinend, viel von dem, was man Takt nennt, das Talent zu errathen, was er nicht weiß, und eine große Menschenkenntniß.

Herr von Rathwell an den vormaligen Freimüthigen.

(Bruchstück aus einem noch ungedruckten komischen Romane des Herrn von S**.)

Mein Herr!

Das Ende meines Briefes wird Ihnen die wichtige Angelegenheit entdecken, die mich veranlaßt, Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten. Um Sie aber zu überzeugen, daß ich ein Mann bin, der so etwas zu schätzen weiß; so erlauben Sie mir, Sie vorher mit meinem Charakter näher bekannt zu machen, am besten, zwar doch nicht am klügsten, wird es geschehen, wenn ich Ihnen die Hauptmomente meines Lebens erzähle.

Ich bin einer von denen, soll ich sagen glücklichen oder unglücklichen Menschen? die nie ohne den Rath eines

entrissen. Er dachte, er sprach, er handelte für mich. An seiner Hand würde ich, wie über einen schlüpfrigen Boden, meinen Weg unsträflich gewandelt sein, nur meinen rechten Fuß haben hinsetzen dürfen, wo er seinen linken aufhob. Er erlebte nicht die Freude, mich auf die Universität zu begleiten, um, wie er hoffte, noch einmal jung zu werden. In meinem zwanzigsten Jahre schon raubte mir ihn der Tod, doch sterbend empfahl er mich einen von seinen Universitätsfreunden, der unterdeß, daß er dritthalb Erziehungen geleitet, ununterbrochen fortstudirt hatte, und eben im Begriffe war, die wichtige Stufe vom untern zum obern Katheder zu erklimmen und pro gradu zu disputiren.

Zwei große Lehren hatte ich mir aus den Abendgesprächen meines Vaters mit seinen Freunden und meinem Lehrer über ihre mannigfaltigen Erfahrungen in einer Welt von zwanzig Meilen im Umkreise gemerkt, nämlich: daß die Welt ein Meer voller Klippen sei, ein Labirinth voller Irrwege. Glücklich der Jüngling, rief dann mein Lehrer, wenn er bald einen Freund findet, hinter den er dies Meer, wie Telemach hinter dem Mentor, sicher durchschwimmen kann! Nie sah ich dies Kupfer in meinem Telemach ohne Grausen; und noch glücklicher, setzte mein Vater hinzu, wenn er früh ein tugendhaftes Mädchen lieb gewinnt, die gleich Ariadnen ihn mit leitendem Faden durch dies Labirinth führet. Mit diesen beiden wichtigen Lehren bezog ich die Universität. Der Freund war schon gefunden in dem gelehrten Doktorandus Sauerwein, und mit seiner Hilfe fand ich auch bald meine Ariadne.

Es war sehr Schade, daß mein neuer Führer auf der gelehrten Bahn mir nicht so viel Zeit widmen konnte, als ich wünschte. Seine Dissertatio pro gradu, wodurch er sich der gelehrten Welt ankündigen wollte, beschäftigte ihn vom frühen Morgen bis Mitternacht. Außer dem Titelblatte, welches mit den für uns beiden ominösen Buchstaben Q. D. B. V. anfing, war sie erst bis zum dritten Paragraph von zwei Seiten Citaten begleitet gediehen, und konnte unter zwei Jahren nicht fertig werden. Eine gelehrte Abhandlung der Art schreibt sich nicht so hin wie ein Oberon von Wieland oder ein Don Carlos von Schiller. In zwei Jahren, setzte mein Freund bedeutend hinzu, könne ich wohl so weit sein, um als Respondent unter ihm mit aufzutreten. Der Gedanke, meinen Vater mit einer lateinischen gedruckten Dissertatio zu erfreuen, auf deren Titel es hieße: **Respondente illustrissimo juveni Godofredo a bonis Consiliis**, hatte sogleich etwas sehr Reizendes für mich. Schon sah ich sie in seinen Abendsitzungen aus einer Hand zur andern wandern, und aus dampfenden Pfeifen den verdienten Weihrauch empfangen. Ich unterstützte meinen Freund redlich in den Kosten, die sein ihm und mir gleich rühmliches Unternehmen erforderte. Auch mein eigner Büchervorrath vermehrte sich durch seine Bemühungen und Empfehlungen zum Behufe unserer Dissertation von einer Auction zur andern.

Zu viel Wetzen macht stumpf: sagte einst mein Doktorandus, als er mich versunken in meinen Folianten antraf.

Es war einer von den zwölfen, die er mir unlängst durch zwei schwitzende Schubkärner zugeschickt hatte. Um bei meinem stupenden Fleiße auch für die nöthige Zerstreuung zu sorgen, machte er mich in dem Hause des Professors der Astronomie und Aufsehers der Sternwarte bekannt; und hier war es, wo ich die so lang ersehnte Ariadne kennen lernte.

Unter der Aufsicht einer ehrbaren alten Jungfer, denn der Herr Professor war Witwer, lebte dessen achtzehnjährige Tochter, ein Mädchen, deren Reize auszudrücken selbst der gestirnte Himmel zu arm ist. Denken sie sich den Wuchs der Andromeda, das Feuer des Syrius in ihren Augen, das schöngelockte Haar der Berenize, einen Busen, auf welchem Amor gleich dem Sagittar mit gespanntem Bogen lauert: mit einem Worte, die Jungfrau aus der Sonnenbahn, ja Venus selbst. Kein Wunder, daß in wenig Jahren das Studium der Astronomie das Mode-Studium auf dieser Universität wurde. Vielleicht ist dies die Ursache, daß die erhabene Sternkunde in unserm Zeitalter so viel Verehrer in allen Ständen gefunden hat; und es sollte mich nicht befremden, zu erfahren, daß von Zach und Olbers einst Zuhörer meines Professors waren. Sein Hörsaal war nicht allein der besuchteste, sondern ihm und seiner Urania, so hieß das holde Mädchen, zu ehren, gaben seine Zuhörer Bälle, Pickeniks, Kränzchen, Lustpartien, Schlittenfahrten, woran der Herr Professor gern Theil nahm, denn er hatte es seinen honoratissimis auditoribus merken lassen, daß er gern ein gutes Gläschen Champagner

tränke. Nur eins hatte er sich ausbedungen: ihn von der persönlichen Gegenwart dabei zu dispensiren, so oft ein Komet, eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, Durchgang der Venus oder dergleichen am Himmel stünde; und sonderbar genug, es war, als wenn unsere Partien fast im beständigen Gegenscheine mit jenen Ereignissen standen. Wir waren in der Sonnennähe, so oft er sich in der Erdferne befand, und mit seinem Kometensucher irgend einen versprengten Irrstern verfolgte; doch dann schickte man ihm ein déjeuner à la fourchette, und eine Flasche Champagner auf's Observatorium; und bei einer solchen Gelegenheit geschah es denn, daß er einst den Trabanten der Venus entdeckte, über dem so lange in der Sternenwelt ist gestritten worden, und den nach der Zeit weder er, noch ein anderer Astronom je wieder aufgefunden.

Nicht lange hatte meine Verbindung mit der himmlischen Urania bestanden, als ich schon erfuhr, wie die Verleumdung jede, auch die unschuldigste Handlung befleckt. Kaum war ich einigemale im Whisky neben, oder im Schlitten hinter ihr öffentlich erschienen, als ich schon bemerkte, wie einst meine Landsleute mit hämischem Kopfschütteln mich begleiteten. Ein Paar Theologen, Söhne von Predigern in meines Vaters Nachbarschaft, besuchten mich, um mir, wie sie sagten, die Augen zu öffnen. Natürlich hielt ich alles für Verleumdung. Ich war mir bewußt, so wie ich auch noch eidlich betheuern kann, daß zwischen Uranien und mir kein unehrbares Wort, viel weniger

Handlung vorgefallen; und doch konnte ich mich rühmen, einer von ihren begünstigsten Verehrern zu sein. Warum sollte ich mir, von Studien ermüdet, den Eintritt in ihr Zimmer selbst verschließen, wo die höchste Gunst, die sie mir gewährte, darin bestand, ihre niedlichen Finger entweder bei einer sinnigen Stickerei, oder auf den Tasten ihres Klaviers in melancholischen Akkorden wühlend, mit meinen Blicken begleiten zu dürfen. Litt sie an der Migräne, welche sie fast allemal befiel, so oft einige wilde junge Engländer, alles Empfehlungen von dem berühmten Herschel, mit steifen Stiefeln und klirrenden Sporen die Treppe heraufgelafft kamen, dann schlich ich unbemerkt in den Hörsaal. Ich kann zwar nicht läugnen, daß mir einige Attentions und Cadeaus, so wie die Lustpartien, mehr gekostet haben, als alle Honorare meines akademischen Cursus; allein, dafür entging ich auch den Fallstricken der Laisse und Phrynen. So, mein Herr, verflossen mir die dritthalb Jahre meiner Studien, getheilt zwischen den Musen und Grazien, indeß der große, mir Zeitlebens unvergeßliche Tag unserer Disputation unbemerkt heranrückte, ich kann wohl sagen unserer Disputation; denn ich hatte die sämmtlichen Kosten und über die Hälfte der Citaten dazu geliefert.

Die Vorbereitungen zu unserm gelehrten Wettkampfe verdienten in der That den glücklichsten Erfolg. Ich hatte meinen Doktorandum vom Kopfe bis zu den Füßen neu gekleidet, wiewohl mit der kleinen jugendlichen Koketterie, daß sein einfacher brauner Rock meinem gesticktem Kleide und reichen Weste eigentlich zum Schatten dienen sollte.

In dem elegantesten Fiaker, der nur zu haben war, fuhr ich bei sämmtlichen Professoren herum und überreichte jedem nebst einer bescheidenen Einladung, ein in Goldpapier gebundenes Exemplar unserer Dissertation; ich konnte die Herren nicht begreifen. Einige empfingen mich mit Blicken voll Mitleid. Einer sogar, ein alter, ernsthafter, dabei gutmüthiger Mann, sagte beim Weggehen: Junger Mann! ich bedaure Sie, Sie sind nicht in die besten Hände gerathen. Andere dagegen empfingen mich mit einem Lächeln, worin Spott zu liegen schien; ich erklärte mir Beides: Ersteres durch grämliche Pedanterie, das andere durch gelehrten Neid.

Schon war die Stunde des Kampfes da; unter einer rauschenden Musik bezogen wir das Katheder, diese unerstürmte Burg, von der, wie von Gibraltar's Felsen, jeder Syllogismus zurückprellt, und sich thürmende Sorites wie schwimmende Batterien in Asche verwandeln. Schon ließ mein Doktorandus seine Fahne vom Hauptwalle, ich die meinige vom Außenwerke, wiewohl nicht ohne Herzklopfen, wehen, als die Hölle zwei Opponenten gegen uns ausspie, die wie reißende Thiere über unsere Disputation herfielen. Mein Außenwerk ward sogleich aus einem Doppel-Syllogismus zusammengeschossen; bald schwieg auch das Feuer am Hauptwalle. Ein Dilemma hatte gleich einem Globe de Compressia eine Breche hinein gelegt, wo alle vier Fakultäten durchmarschiren konnten. Ein Scharren mit den Füßen, dem bald ein donnerndes Pochen folgte, kündigte unsere völlige Niederlage an. Nie

vergesse ich den schrecklichen Tag. Es sind zwanzig Jahre her; allein, so oft in schwüler Nacht ein Gewitter über meinem Kopf rollt, träume ich mich immer auf dem verwünschten Katheder, und Angstschweiß deckt meine Stirn. Wie ich durch die zischenden Reihen der hoffnungsvollen studirenden Jugend durchkam, und den Markt gewann, davon weiß ich kein Wort. Allein hier empfing mich die nicht studirende Jugend, die, ich weiß nicht wie, davon Wind bekommen hatte, und würde vielleicht meinem Ehrenkleide unauslöschliche Flecken versetzt haben; hätte nicht ein bärtiger Husaren-Rittmeister, der von ungefähr meinen Namen nennen hörte, sich meiner angenommen, und mich durch einen Umweg nach meiner Wohnung begleitet.

Meine Dankbarkeit und mein Vertrauen auf diesen meinen Retter kannte keine Grenzen. Jetzt erinnerte ich mich der mannigfaltigen Lebensrettungen aus den Erzählungen meines Vaters, und glaubte in meinen Rittmeister meinen mir sichtbar gewordenen Schutzgeist zu erblicken; doch mein Gast überzeugte mich bald, daß er kein Geist sei. Mit einer Lebhaftigkeit, als wäre es ein feindliches Bataillon, hieb er in das Dejeune und die Liqueurflaschen ein, die zum Empfange meiner gelehrten Freunde nach vollbrachtem Kampfe bereit standen. Mit einem Glase echten doppelten Lachs in der Hand, und einem marzialischen Blicke im Auge, sagte er endlich: Alle Wetter! lieber Rathwell! wie konnte ein junger Mensch von Ihrem Stande, Ihrer Figur sich mit den erbärmlichen Tintenkleckfern bemengen und sich auf den verdammten Plauder-

kasten einsperren lassen. Wissen Sie was? ich kenne Ihre Familie, ich meine es gut mit Ihnen. Nach dem Eschek, den Sie im Dienste der Musen erlitten haben, können Sie ihnen ohnedem nicht mit Ehren weiter dienen. Ich stehe hier, um für den Dienst des Königs ein Freikorps zu sammeln; sehen Sie hier Patente aller Art, eine Fähnrichsstelle kann ich Ihnen sogleich zusichern. Wohlan! schlagen Sie ein — doch ich will nichts übereilen. — Adieu — auf Wiedersehen; und damit ließ er mich allein. —

In den schwermüthigsten Betrachtungen versunken stand ich wie versteinert da. Kein Freund, der mir rathen konnte; wem mich anvertrauen? wem mich nur zeigen? Ein Glück war es, meine Urania lebte seit einigen Monaten auf dem Lande, wie hätte ich wohl, ohne vor Scham zu versinken, vor ihre Augen treten können? — Ich ward endlich durch den Briefträger aus meiner Betäubung gerissen, der mir einen dicken Brief einhändigte. Er war von meinem Vater; kaum hatte ich den Muth, ihn zu erbrechen. Ich wagte es endlich. Himmel! welch' ein neuer Schlag traf mein schuldloses Haupt! Meine Urania — die ich für rein, rein wie die Sternenjungfrau gehalten hatte, hatte der Himmel mit Zwillingen beschenkt. Ihr Vater drang bei dem meinigen auf Realisirung unsres Liebesverständnisses. Mit vieler Mühe hatte er sich durch eine bedeutende Summe abfinden lassen; die Sache wurde unterdrückt; allein ich erhielt den gemessensten Befehl, unverzüglich nach Hause zu kommen.

Die Anstalten zu meiner Abreise waren bald gemacht.

Meine bändereiche Bibliothek übergab ich einem Bücher-Trödler, sie zu verkaufen. Ohne von sonst Jemand, als meinem biedern Rittmeister Abschied zu nehmen, dem ich bald Nachricht zu geben versprach, machte ich mich auf den Weg. Meinen Empfang können Sie leicht denken, all mein Betheuern war umsonst; dazu war die unglückliche Geschichte meiner Disputation durch die eilfertige Geschäftigkeit meiner Landsleute mir vorangegangen. Doch was von allem mich am meisten schmerzte, war, daß alle Remonstranzen, die ich über mich ergehen lassen mußte, mit dem Refrain entweder anfingen oder endigten: so geht's, wenn man nicht guten Rath hört!

Die Berathschlagungen über mein ferneres Schicksal fingen nun mit neuer Lebhaftigkeit an. Bald delibrirten beide Conseils, besonders bald vereinigten sie sich in einen Rath, bald verwandelte sich der in eine Comité. Endlich wagte ich es, mit dem Vorschlage meines Rittmeisters hervorzutreten. Mein Vater, dem meine Studien, besonders das der Astronomie, große Lücken in seine Einnahme gemacht hatten, scheuete anfangs die Kosten der Feldequipage. Zwar glaubte ich solche durch den Verkauf meiner Bücher zu decken; allein die Anfrage meines Kommissärs, ob er solche Zentner- oder Ellenweise verkaufen sollte, machte auch diese Hoffnung zu Wasser. Endlich siegte die Meinung des Noth- und Hilfsraths; und meine Mutter dachte mit zu vielem Vergnügen daran, mich in der eleganten Uniform des neuen Regiments zu sehen, wovon ich ihr die illuminirte Zeichnung eines Offiziers mitgebracht

hatte, dessen kriegerische Haltung ihr ungemein gefiel. Mit Geld, Wechseln, vorzüglich mit gutem Rathe reichlich versehen, reiste ich endlich zum Regimente ab.

Napoleon.

Der Graf Benzel-Sternau sagt in seinem Jason: »Wem gebührte auch mit heiligerm Rechte der Name des Großen? nicht auf des Reiches Trümmern (nämlich des französischen Reiches), nicht im Gefolge schrecklich durch Bürgerkriege errungener Siege erhob der Kaiser der Franzosen seinen Namen —» (Er hätte, um den Ruhm des Großen zu vollenden, hinzufügen sollen, daß schon der erste Konsul seinen Namen auf diese Weise erhob.) —

»Dem Sturze nahe stützte sich Frankreich an ihn und er rettete es.» — (Es hätte hinzugefügt werden sollen, daß schon der erste Konsul es rettete.) — »Gesellige Ordnung wankte am Abgrunde der Vernichtung,» — (das war doch nur in Frankreich?) — »und er gab Europa Religion und Gesetze wieder.» — (Ziemt es sich wohl für den Herrn Grafen von Benzel-Sternau, bei einem so großen Gegenstande, wo ohnehin Stoff zum Ruhme genug und übergenug ist, sich Schmeicheleien zu erlauben, die dem Geschmeichelten selbst, der zu groß ist, um ihm auf eine andere Weise als durch Wahrheit zu schmeicheln, fürwahr nicht angenehm sein werden? Ist es möglich zu behaupten, Europa habe weder Religion noch Gesetze mehr gehabt, als

Napoleon erschien? — Ja von Frankreich mag es gelten; aber Frankreich ist ja nicht Europa? hatten Rußland, Deutschland, die Schweiz u. s. w. weder Religion noch Gesetze? —)

»Jeden Tag seiner Regierung weihten neue Wohlthaten,« — (wer glaubt das nicht gern?) — »und jeder Wohlthat für Frankreichs Volk, entsprossen für alle Völker Europa's neue Hoffnung auf Sicherheit und Glück.« — (Hier hat abermal der Herr Graf von seinem schönen Enthusiasmus sich hinreißen lassen. Wenn es überhaupt möglich wäre, einem Volke solche Wohlthaten zu erzeigen, die es zugleich für alle andere Völker würden, so mag ich keinesweges an Napoleon's vortrefflichen Willen zweifeln; — aber es ist unmöglich, weil er kein Gott ist. Wohlverstanden, daß hier nur von physischen Wohlthaten die Rede sein kann, denn die moralischen können sich freilich nach und nach über alle Völker verbreiten. Solche hat jedoch nur Frankreich besonders von Napoleon empfangen; denn daß Religion, Gesetze und Sitten aus dem übrigen Europa nicht gewichen waren, das weiß Jedermann. Also von physischen Wohlthaten eines Fürsten ist die Rede, von Erweiterung und Sicherung der Grenzen, von nützlichen Anstalten im Innern, von Begünstigung des Feldbaues, von Verschönerungen u. s. w. Alles das kann auf das übrige Europa nur einen sehr entfernten, ja manches sogar einen nachtheiligen Einfluß haben; denn manche dieser Wohlthaten sind für Frankreich gar nicht zu gewinnen, ohne daß Fremde dabei verlieren; das ist nun

einmal schon das Los aller menschlichen Einrichtungen. Gott hat einigen Ländern ein Klima verliehen, in welchem die Menschen über hundert Jahre alt werden, auf Kosten der Einwohner von Sümpfen und Morästen, wo sie kaum das Mannesalter erreichen. Eben so wenig als die ganze Erde jedes Klima zum Geschenk erhalten konnte, eben so wenig können alle Völker Europa's an der Wohlfahrt Frankreichs Theil nehmen.)

Zuletzt sagt der Herr Graf noch: »des Fürsten Mäßigung bietet allen Regierungen Europa's neue Bürgschaft der Ruhe, politischer Unabhängigkeit und der Freiheit des Handels.« — (Daß Ruhe und Freiheit des Handels — in so ferne dieses mit Frankreichs Interesse bestehen kann — eintreten werden, davon nähre auch ich die süße Ueberzeugung; denn jene wird aus Erschöpfung und diese aus Bedürfniß entspringen, zwei sichere Bürgen; aber wenn der Herr Graf von politischer Unabhängigkeit schwatzt, so weiß er doch fürwahr nicht was er sagt. Glaubt er denn wirklich, es sei der Gedanke des großen Mannes, den er dadurch loben will, daß er eine politische Unabhängigkeit der übrigen Staaten begründen wolle? wäre denn das vortheilhaft für Frankreich? und dürfte folglich der mit so großer Macht begabte Kaiser der Franzosen etwas zulassen, was seinem Volke nachtheilig werden könnte? hat Napoleon nicht selbst oft genug mit Wohlgefallen den Spruch Friedrich des Zweiten angeführt: »wäre ich König von Frankreich, so sollte ohne meiner Erlaubniß kein Kanonenschuß in Europa fallen?« und befolgt der Kaiser von

Frankreich nicht in der That diesen Spruch? und muß er ihn nicht befolgen für die Größe seiner Nation und seine eigene? — kennt der Herr Graf, außer Frankreich, einen Staat in Europa, der einer gänzlichen politischen Unabhängigkeit genösse? — Darum überlege er doch künftig besser, was er schreibt, damit nicht selbst der, den er auf eine so linke und unbeholfene Weise rühmt, ihm zu den gemeinen Schmeichlern zähle, die jeder wahrhaft große Mann verachtet, und zu welchen der genievolle, kräftige Herausgeber des Jason sich nie herablassen sollte.

Der matte Tröster.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, Nr. 254 dieses Jahres, hat Jemand ein Wort des Trostes und der Belehrung an alle diejenigen geliefert, die an baldigen bessern Zeiten zweifeln, oder sie gar auf immer für verschwunden halten. — Daß nie bessere Zeiten wieder eintreten könnten, wird wohl Niemand behaupten; es ist im Gegentheile nichts gewisser, als daß sie wirklich wieder eintreten werden; aber bald? — daran zweifle ich nicht nur, sondern ich halte es für unmöglich. Die Ursache ist sehr einfach. Verheerte Provinzen können sich freilich in fruchtbaren Jahren bald wieder erholen, erwürgte Menschen werden bald ersetzt und vergessen; aber — aber — die vernichtete Moralität — die kann nicht in Einem Menschenalter wieder aufkeimen, wachsen und beschatten.

Ich will gerade nicht behaupten, daß es dem schrecklichsten Geiste der Zeit gelungen sei, die Moralität aus der Brust des Menschen zu verbannen; aber aus der öffentlichen Meinung hat er sie verbannt, und damit ist die stärkste Schutzmauer unseres Glückes niedergerissen worden. Jahrhunderte lang hatte man an ihr gebauet; es war endlich so weit gekommen, daß die Gewaltigen auf Erden, sie mochten immerhin unmoralisch gesinnt sein, doch gern in der öffentlichen Meinung für moralisch gehalten sein wollten; darum unterblieb Vieles, was Mancher sonst gern mit Gewalt durchgesetzt hätte, man scheuete die Moralität der öffentlichen Meinung, und viele Ideen, die man heutzutage für sehr ausführbar hält, verwarf man schon im Entstehen, als ausschweifend und erschütternd. Nun aber hat der Geist der Zeit es dahin gebracht, daß auch gute, edle Menschen nicht einmal mehr schaudern, wenn sie von ungerechter Gewalt hören; daß sie sich selbst Sophismen ergrübeln, um diese Gewalt zu entschuldigen, und daß sie groß nennen, was ungeheuer ist. Diese Denkart, einmal verbreitet, wird noch unsäglich viel Böses stiften. (Regis ad exemplum totus componitur orbis.) Wenn nun endlich, aus allgemeiner physischer Erschlaffung, oder nach allgemeiner Unterjochung, die Kanonen schweigen werden, dann werden die Fürstendiener, ein jeder in seinem Wirkungskreise, eben so zu handeln streben, als zuvor die Fürsten; das heißt, sie werden kein Mittel scheuen, wenn sie den Zweck für rechtlich halten. Alles was ihnen gut scheint, werden sie mit Gewalt durchsetzen, vielleicht bisweilen

wirklich etwas Gutes stiften, aber ringsumher das Glück von Tausenden zertrümmern. Die ehemals in den Augen jedes rechtlichen Mannes verabscheute Gewalt hat in ihren Augen eine Glorie empfangen, und sie verwechseln sie mit Kraft, die etwas ganz anderes, weit höheres ist.

Ich will nicht behaupten, daß Plutarch's bekannter Spruch: »die Tugend ist nur eine lange Gewohnheit,« auf alle einzelne tugendhafte Menschen passe; aber auf die tugendhaften Völker gewiß. Wenn Völker sich, durch hundertjährige Bemühungen ihrer Schriftsteller, eine rechtliche Art zu denken zu eigen gemacht haben, so wird sie unter ihnen zur Gewohnheit, und es gehören, wie bei allen Gewohnheiten, große Erschütterungen dazu, um sie auszurotten. Ist sie aber einmal durch solche Erschütterungen ausgerottet, ist eine unmoralische Denkweise an deren Stelle getreten: so können abermals nur hundertjährige Bemühungen edler Schriftsteller sie nach und nach wieder umwandeln. So wird die vom Vesuv herabgeströmte Lava erst in vielen Menschenaltern fruchtbar gemacht; aber ein neuer Lavastrom zerstört Alles in Einem Augenblicke, und neue Menschenalter verrinnen, ehe auch diese wieder mit frischem Grün sich überzieht.

Das ist jetzt unser Fall, und darum ist an baldige bessere Zeiten nicht zu denken; es wäre denn, daß man unter besseren Zeiten blos das Aufhören der Kontributionen verstünde, wo denn Jeder wieder wissen wird, wo er am andern Morgen etwas zu essen hernehmen soll — aber das Höhere, das Bessere ist verschwunden auf lange Zeit.

»Sucht man den Leuten begreiflich zu machen,« sagt der matte Tröster, »daß nach langen Stürmen immer wieder Ruhe folge, daß die neue Gestalt, die Europa nach dem Geiste der Zeit nothwendig bekommen mußte, der Lage der Dinge nach nun bald als vollendet anzusehen sei, und daß es in dem Gange der Menschheit liege, daß die ungeheure und so viele Jahre gedauerte Anstrengung in wechselseitiger Bekämpfung der Völker eine für Handel und Wandel und häusliche Glückseligkeit gewiß wohlthätige Erschlaffung zur nothwendigen Folge haben müsse; so geben sie dies zwar zu u. s. w.«

Diese Leute sind sehr gefällig, wenn sie das Alles zugeben. Andere hingegen zweifeln sehr, daß Europa, nach dem Geiste der Zeit, nothwendig eine neue Gestalt bekommen mußte. Freilich wohl nach dem Geiste der Zeit, der jetzt existirt; aber nicht nach dem, der vor dem Ausbruche dieser Umwälzungen vorhanden war; denn das war ein guter, friedsamer Geist, der sich mit Ackerbau, Fabriken und Handel, mit Verbesserung der Gesetzgebung, der Sitten, mit Aufmunterung der Künste und Wissenschaften und dergleichen Kleinigkeiten beschäftigte. Er mag hin und wieder kein vollkommener Geist gewesen sein, das gebe ich gerne zu; aber alle seine Unvollkommenheiten würden in fünf hundert Jahren nicht so viel Böses gestiftet haben, als der neue hohe Geist der Zeit oft in wenigen Monaten stiftete. Die Völker waren glücklich, wenigstens im Ganzen; warum mußte denn also Europa nothwendig eine neue Gestalt bekommen? Freilich in so fern es in Gottes

Rathschluß lag, ist die Nothwendigkeit nicht zu läugnen; aber schwerlich würde der Herr Amtsadvokat Orphal (so heißt der matte Tröster) sie im Jahre 1788 aus dem damaligen Geiste der Zeit als unfehlbar geweissagt haben.

Mit dem Weissagen sollte er sich überhaupt nicht abgeben, denn seine fernere Behauptung: »Die neue Gestalt von Europa sei, der Lage der Dinge nach, nun bald als vollendet anzusehen« — ist sehr mißlich. Es bleibt immer noch Manches zu erobern übrig, und auch das schon Eroberte wird noch oft zucken, wie die Nerven eines Geköpften, dem man den Galvanismus applicirt. Ich halte die jetzige Lage der Dinge nicht eher für vollendet, bis eine Universalmonarchie begründet worden, es wäre denn, daß ein unvermutheter Todesfall die letzten Eroberungen auf einen Raum von sechs Fuß beschränkte.

»Es liege in dem Gange (?) der Menschheit,« fährt der Tröster fort, »daß nach Anstrengung eine wohlthätige Erschlaffung entstehe,« und aus dieser Erschlaffung sollen »Handel und Wandel und häusliche Glückseligkeit für uns hervorgehen.« — Das kommt mir fast so vor, als spräche man zu einem Bauer, dem sein Feld abgehagelt worden, er solle nur ruhig sein, die zerschmetternden Halme würden im künftigen Jahre den Acker wohlthätig düngen. Welch ein erbärmliches Glück verspricht uns der Herr Amtsadvokat Orphal! ein Glück aus Erschlaffung! Die neue hochbelobte Gestalt der Dinge wird also eine Erschlaffung sein? — hat man uns nicht schon tausendmal in allen Zeitungen vorgeschwatzt, daß alle die bisherigen ungeheuren

Anstrengungen blos auf allgemeines Völkerglück abzwecken? Wenn nun aber diese Anstrengungen zu nichts weiter führen, als zu einer wohlthätigen Erschlaffung, und diese allein der Bürge unserer künftigen Glückseligkeit sein soll, mein Gott! so wäre diese Wohlthat doch gewiß auf einem minder blutigen und zerstörenden Wege zu erreichen gewesen.

Im Verfolg dieser Trostschrift wird gezeigt, daß England gar nicht unüberwindlich sei; daß schon viele Nationen vor ihnen eine eben so ausgebreitete Herrschaft zur See besessen und daß Philipp II., König von Spanien an der Läusesucht gestorben sei. »Es ist ein unwandelbares Grundgesetz in der Staatenwelt,« sagt Herr Orphal, »daß, wenn ein Volk sich eine Zeitlang über andere hinweg geschwungen hat, und seine Macht und Größe zur Bedrückung anderer Völker mißbraucht, es immer auf seinem Rückgange begriffen ist,« und daraus verkündigt er Englands nahen Fall. Hat er denn nicht bedacht, daß er, aus diesen Gründen, mit eben der Sicherheit auch den nahen Fall einer andern Nation hätte verkündigen können? — Wenn Mißbrauch der Gewalt ihn nach sich zöge, so würden wir schon längst keine herrschende Nation mehr in Europa kennen. Die Wahrheit ist: daß Mißbrauch der Gewalt leider in den meisten Fällen die Gewalt noch mehr befestigt. Die Beispiele liegen sehr nahe. Der Fall der Nationen hängt von ganz andern Ursachen ab. Der Tröster lese nur den Gibbon über den Verfall des römischen Reiches.

Uebrigens muß es einem Weltbürger, der, unparteiischer als der Hamburger-Korrespondent, die Lage der Dinge erwägt, erlaubt sein, mit bescheidener Freimüthigkeit zu untersuchen, ob denn wirklich alles wahr sei, was der Feind vom Feinde spricht? ob denn wirklich der Mißbrauch der englischen Seemacht den Völkern von Europa so drückend gewesen? — Ich glaube ja den Engländern nicht ohne Prüfung, wenn sie sich in Schmähungen gegen die Franzosen erschöpfen, warum soll ich denn diesen alles auf's Wort glauben?

Hier muß ich dem Herrn Amtsadvokat Orphal die vortrefflichen kleinen historischen Schriften von Heeren empfehlen. Da lese er den Versuch einer historischen Entwickelung des brittischen Continentalinteresse, in welchem die unparteiischsten Untersuchungen den eben so gelehrten als weltkundigen Verfasser auf das Resultat führen: daß der politische Einfluß Englands (also auch der seiner Seemacht) auf das Continent bis zu den Zeiten des Revolutionskrieges im Ganzen wohlthätig, wenn auch nicht im Einzelnen tadellos gewesen. Wenn man die Stimmen aller Europäer sammeln könnte, so würde eine ungeheure Mehrheit dieses Urtheil bestätigen. Denn was kümmert es am Ende neun und drei Viertel Zehntheile jeder Nation, welche Macht auf der See die herrschende ist, wenn die Bewohner des festen Landes nur alle ihre Bedürfnisse sich mit Leichtigkeit verschaffen, und, was sie sich verschafft haben, in Ruhe genießen können? — Ob hie und da ein Regent jene Seemacht be-

neidet; ob der Kaufmann in diesem oder jenem Lande vielleicht mehr verdienen könnte, wenn es anders wäre: darnach fragt Niemand, denn es hat auf die Glückseligkeit des Ganzen durchaus keinen Einfluß, wie eine lange Erfahrung zur Genüge bewiesen hat, und wie der allgemeine Wunsch beweist, die alten Zeiten zurück kehren zu sehen, nicht um der Engländer willen, sondern damit sich Jedermann wieder wohl befinde. Ueberhaupt begehen die meisten heutigen Politiker den Fehler, immer nur Englands Verhältnisse gegen Frankreich, und höchstens nebenher dessen Verhältnisse gegen das übrige Europa in's Auge zu fassen; es sollte aber umgekehrt sein. Was kümmert uns übrigen Europäer die Eifersucht zweier Nationen? warum sollen wir darunter leiden? mit Beiden in Freundschaft leben, daraus würde unser Heil entspringen.

Nachdem der Tröster prophezeiht hat, daß der harte Kampf zwischen Frankreich und England nicht lange mehr dauern werde, und nachdem er England, wie sich's gebührt, hat vernichten lassen gleich Karthago, so antwortet er den Zweiflern, welche etwa sagen möchten: Frankreich werde dann eben die Rolle spielen, wie jetzt England, und den Alleinhandel an sich reißen wollen. Der Tröster kann diesen Besorgnissen aus zwei Ursachen nicht beistimmen: Erstens, weil Napoleon schon längst ganz Europa die Freiheit der Meere zugesichert habe.

Allerdings hat der französische Kaiser in einem Schreiben seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an

den amerikanischen Gesandten (welches auch im Hamburger Korrespondenten Nr. 164 vorigen Jahres abgedruckt worden), Grundsätze aufgestellt, die auch seine Gegner für höchst wohlthätig anerkennen und folglich vom ganzen Herzen preisen müssen. Die Meere sollen keiner Nation gehören, sondern das gemeinschaftliche Gut aller Völker sein; die Kauffarteischiffe als schwimmende, unverletzbare Kolonien betrachtet werden; sogar die feindlichen Kauffarteischiffe soll man respektiren, und kein Individuum zum Kriegsgefangenen machen, welches die Waffen nicht trägt. Die Prätension, Flüsse und Küsten zu blockiren, wird für empörend und ungereimt erklärt. Ein Recht, heißt es, könne nicht von dem Willen oder dem Eigensinne einer der interessirten Parteien herrühren, sondern müsse aus der Natur der Sache selbst entspringen u. s. w. Alles das ist vortrefflich. Napoleon verspricht diese Maximen immer mehr in's Werk zu setzen und ihre allgemeine Annahme zu bewirken. Thut er das und gelingt ihm das (woran ich nicht zweifle): so hat er die schönste Bürgerkrone errungen, die den blutigen Lorbeer auf seinem Haupte bedecken wird. So lange er lebt, wäre also nicht zu fürchten, daß Frankreich dieselbe gehässige Rolle zur See spielen werde, die jetzt England spielt. Aber Napoleon ist sterblich. Gesetzt, er habe England besiegt, und eine Seemacht erschaffen, die, nach seinem eigenen Ausdrucke, »dem Umfange von Frankreichs Küsten und dessen Bevölkerung angemessen ist:« also eine sehr ansehnliche, die jetzige der Engländer weit übertreffende See-

macht; wird auch Napoleons Nachfolger diese nicht miß-
brauchen? — Der Erste vielleicht noch nicht, der Zweite
aber ganz gewiß. Man denke an die schönen Plane Hein-
rich des Vierten zu einem ewigen Frieden und an die Er-
oberungskriege Ludwig des Vierzehnten. Heinrich wollte
zu Lande Maximen in's Werk setzen, und ihre allgemeine
Annahme bewirken, die eben so auf das Wohl aller
Völker abzweckten, als die des französischen Kaisers zu
Wasser. Heinrich wurde ermordet, ehe er seinen schönen
Plan ausführen konnte; Napoleon wird den seinigen hof-
fentlich ausführen, aber das wird nur dazu dienen, um die
Völker gleichsam das gelobte Land sehen zu lassen, hin-
einkommen werden sie nicht, so lange Herrschsucht eine
fürstliche Erbsünde bleibt.

Der zweite Grund, auf den der Tröster die Hoffnung
baut, daß keine andere monopolisirende Macht an die
Stelle der englischen treten werde, ist: »die enge Ver-
bindung der übrigen europäischen Seemächte unter einan-
der, nämlich Frankreich, Spanien und Holland, deren
gemeinschaftliches Wirken zum Sturz der Engländer viel
zu nothwendig sei, als daß man eine Trennung unter den-
selben, wenigstens binnen einem Menschenalter, zu be-
fürchten hätte.» — Wenn der Tröster uns keinen bessern
Trost geben kann, als den: daß die furchtbaren Umwälzun-
gen eines Menschenalters doch nur wieder das Glück eines
einzigen Menschenalters herbeiführen werden, so ist ein tie-
fer Seufzer die Antwort aller Zeitgenossen. Aber auch selbst
dieses kurze, wahrlich zu theuer erkaufte Glück verküm-

mert er uns durch den Zusatz: »daß wahrscheinlich der Seehandel in der Folge vorzüglich zwischen Frankreich, Spanien, Holland und den vereinigten Staaten von Nordamerika werde getheilt werden.«

Lieber Gott! was haben wir Deutsche dann gewonnen? statt eines Monopolisten werden wir deren viere haben, das ist der ganze Unterschied; obwohl der Tröster meint, »dann sei schon viel gewonnen, wie er wohl nicht ausführlich darzuthun brauche.« — Allerdings hätte er das ausführlich darthun sollen, wenn er es gekonnt hätte.

Zuletzt erwähnt er, als eines ganz besonderen Trostgrundes, des wohlthätigen Einflusses, den die Völkerwanderung und der dreißigjährige Krieg auf Handel und Wandel und auf die Wissenschaften und Kultur überhaupt gehabt. Das nämliche könnte man allenfalls auch von der Pest sagen. Man weiß z. E. aus den Chroniken, daß nach jeder Pest wohlfeile Zeit gekommen; daß die wenigen übrig Gebliebenen große Erbschaften gethan, und dadurch in den Stand gesetzt worden, die nützlichsten Unternehmungen auszuführen; daß die Pest Veranlassung zu den wohlthätigen Quarantaine-Anstalten gegeben u. s. w. Wer wird aber darum der Pest einen wohlthätigen Einfluß zuschreiben? — Einen solchen hat auch nicht der dreißigjährige Krieg, sondern die Reformation bewiesen, welche Niemanden mit dem Schwerte aufgedrungen wurde. — Von der jetzigen Periode meint der Tröster: sie sei keine Völkerwanderung, sondern eine Fürstenwanderung, deren wohlthätige Folgen nicht ausbleiben würden. »Der

Hellsehende, behauptet er, sieht sie schon jetzt im Hintergrunde auf dem großen Theater unserer merkwürdigen und folgereichen Zeit.»

Der Hellsehende aber sieht bei dieser Fürstenwanderung weiter nichts, als andere Fürsten, die an die Stelle der Gewanderten treten, und es ganz gewiß bald eben so gut, bald eben so schlimm machen werden, als jene. Die neuen Fürsten haben aber den großen Vortheil, daß alles Gute, was sie nun stiften werden, ihnen so angerechnet wird, als ob die Alten, wenn sie geblieben wären, gar nichts Gutes mehr gestiftet haben würden, und das eben ist die höchste Ungerechtigkeit, welche die politischen Schmeichler, von denen es jetzt wimmelt, begehen. Denn es ist gar nicht zu bezweifeln, daß alle die fürstlichen Wanderer noch manches Gute ihren Unterthanen erzeigt, und noch manches nützliche Projekt ausgeführt haben würden; vielleicht langsamer, als es jetzt geschieht, denn wir hatten andere und nicht immer bequeme Formen; aber was wir bei dieser Verspätung verloren hätten, das würde auf der andern Seite durch Ersparung aller der Gräuel gewonnen worden sein, deren schaudernde Zeugen wir seit zwanzig Jahren gewesen. Ich will auch gern zugeben, daß manches Gute, welches von unsern neuen Fürsten kommt, von den Alten gar nicht geschehen wäre; dagegen werden aber auch ganz gewiß die neuen Fürsten manches Gute unterlassen, welches die alten gethan hätten. Alles das genau gegen einander abzuwägen, ist freilich unmöglich; aber so viel geht doch daraus hervor: daß der Hellsehende auf dem

Hintergrunde des großen Theaters gerade noch keine wohlthätigen Folgen erblickt, die ausschließlich der Fürstenwanderung zuzuschreiben wären. Alles, was man sagen und hoffen kann, ist: Es werde künftig nicht mehr und nicht weniger gelacht und geseufzt werden, als vor dieser unglücklichen Epoche geschehen.

Zuletzt erzählt uns der Herr Amtsadvokat Orphal noch (ich weiß nicht recht warum), daß das Wasser schon oft einen großen Theil des festen Landes überschwemmt und zerstört hat, welches die Schaalthiere und Muschelgebirge beweisen, die man überall findet; daß das Meer sich jetzt durchaus nach Süden hinneige, folglich der Sund austrocknen werde, wogegen er die Südseeinseln verschlingen läßt. Ich weiß nicht, ob solche Trostgründe auch nur einmal Schaalthiere befriedigen würden.

Nachschrift.

In dem vortrefflichen Schreiben des französischen Ministers an den General Armstrong, dessen ich oben mit dem gerechtesten Beifalle erwähnt habe, kommt doch auch eine Stelle vor, über welche ich mir eine Erläuterung wünschte. »Bei allen seinen Eroberungen,« heißt es, »hat Frankreich das Privateigenthum respektirt. Magazine und Laden sind ihren Eigenthümern verblieben; sie haben über ihre Waren nach Belieben disponiren können.« — Vorausgesetzt, daß die Respektirung des Privateigenthums im Kriege wohl nicht immer möglich ist, und daß ich daher weit entfernt bin, irgend eine Maßregel der französischen Heere tadeln

zu wollen; auch zugegeben, daß die Plünderungen, die an manchen Orten vorgefallen, nur als einzelne, unvermeidliche, und von den Heerführern nicht gebilligte Excesse zu betrachten gewesen; so muß ich doch die Vermuthung äußern, daß, wenn die Einwohner eines Landes mit großen Requisitionen und Kontributionen belastet werden, solches eben sowohl ihnen ihr Privateigenthum entzieht, als wenn es gar nicht respektirt worden wäre. Denn wo soll denn das Geld herkommen, um jene Kontributionen zu bezahlen? die Staatskassen sind gänzlich erschöpft; man muß seine Zuflucht zu Auflagen, zu gezwungenen Anleihen und dergleichen nehmen; und wer bezahlt diese Auflagen? wer entrichtet diese gezwungenen Anleihen? der Privatmann; und wovon? aus seinem Privateigenthume; und weigert er sich dessen, so wird er dazu gezwungen. Die Magazine und Laden sind freilich ihren Eigenthümern verblieben; aber wenn große Requisitionen von Tuch, Leinewand, Leder u. s. w. gemacht werden, so müssen sie doch aus diesen Magazinen und Laden geholt werden. Wenn es also heißt, daß die Eigenthümer über ihre Waren nach Belieben disponiren können, so sind darunter wohl nur die, nach erfüllter Requisition, übrig gebliebenen Waren zu verstehen, und der Respekt für das Privateigenthum bezieht sich sonder Zweifel nur auf die Form, in welcher es abgefordert wird, eine Form, die allerdings weit anständiger ist, als die Kaperei der Engländer. Nur ist zu bedauern, daß das Resultat zum Theil dasselbe bleibt, nämlich Verarmung des besiegten Volkes, und daß die gebietende Nothwendig-

Uebrigens muß es einem Weltbürger, der, unparteiischer als der Hamburger-Korrespondent, die Lage der Dinge erwägt, erlaubt sein, mit bescheidener Freimüthigkeit zu untersuchen, ob denn wirklich alles wahr sei, was der Feind vom Feinde spricht? ob denn wirklich der Mißbrauch der englischen Seemacht den Völkern von Europa so drückend gewesen? — Ich glaube ja den Engländern nicht ohne Prüfung, wenn sie sich in Schmähungen gegen die Franzosen erschöpfen, warum soll ich denn diesen alles auf's Wort glauben?

Hier muß ich dem Herrn Amtsadvokat Orphal die vortrefflichen kleinen historischen Schriften von Heeren empfehlen. Da lese er den Versuch einer historischen Entwickelung des brittischen Continentalinteresse, in welchem die unparteiischsten Untersuchungen den eben so gelehrten als weltkundigen Verfasser auf das Resultat führen: daß der politische Einfluß Englands (also auch der seiner Seemacht) auf das Continent bis zu den Zeiten des Revolutionskrieges im Ganzen wohlthätig, wenn auch nicht im Einzelnen tadellos gewesen. Wenn man die Stimmen aller Europäer sammeln könnte, so würde eine ungeheure Mehrheit dieses Urtheil bestätigen. Denn was kümmert es am Ende neun und drei Viertel Zehntheile jeder Nation, welche Macht auf der See die herrschende ist, wenn die Bewohner des festen Landes nur alle ihre Bedürfnisse sich mit Leichtigkeit verschaffen, und, was sie sich verschafft haben, in Ruhe genießen können? — Ob hie und da ein Regent jene Seemacht be-

neidet; ob der Kaufmann in diesem oder jenem Lande vielleicht mehr verdienen könnte, wenn es anders wäre: darnach fragt Niemand, denn es hat auf die Glückseligkeit des Ganzen durchaus keinen Einfluß, wie eine lange Erfahrung zur Genüge bewiesen hat, und wie der allgemeine Wunsch beweist, die alten Zeiten zurück kehren zu sehen, nicht um der Engländer willen, sondern damit sich Jedermann wieder wohl befinde. Ueberhaupt begehen die meisten heutigen Politiker den Fehler, immer nur Englands Verhältnisse gegen Frankreich, und höchstens nebenher dessen Verhältnisse gegen das übrige Europa in's Auge zu fassen; es sollte aber umgekehrt sein. Was kümmert uns übrigen Europäer die Eifersucht zweier Nationen? warum sollen wir darunter leiden? mit Beiden in Freundschaft leben, daraus würde unser Heil entspringen.

Nachdem der Tröster prophezeiht hat, daß der harte Kampf zwischen Frankreich und England nicht lange mehr dauern werde, und nachdem er England, wie sich's gebührt, hat vernichten lassen gleich Karthago, so antwortet er den Zweiflern, welche etwa sagen möchten: Frankreich werde dann eben die Rolle spielen, wie jetzt England, und den Alleinhandel an sich reißen wollen. Der Tröster kann diesen Besorgnissen aus zwei Ursachen nicht beistimmen: Erstens, weil Napoleon schon längst ganz Europa die Freiheit der Meere zugesichert habe.

Allerdings hat der französische Kaiser in einem Schreiben seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an

den amerikanischen Gesandten (welches auch im Hamburger Korrespondenten Nr. 164 vorigen Jahres abgedruckt worden), Grundsätze aufgestellt, die auch seine Gegner für höchst wohlthätig anerkennen und folglich vom ganzen Herzen preisen müssen. Die Meere sollen keiner Nation gehören, sondern das gemeinschaftliche Gut aller Völker sein; die Kauffarteischiffe als schwimmende, unverletzbare Kolonien betrachtet werden; sogar die feindlichen Kauffarteischiffe soll man respektiren, und kein Individuum zum Kriegsgefangenen machen, welches die Waffen nicht trägt. Die Prätension, Flüsse und Küsten zu blockiren, wird für empörend und ungereimt erklärt. Ein Recht, heißt es, könne nicht von dem Willen oder dem Eigensinne einer der interessirten Parteien herrühren, sondern müsse aus der Natur der Sache selbst entspringen u. s. w. Alles das ist vortrefflich. Napoleon verspricht diese Maximen immer mehr in's Werk zu setzen und ihre allgemeine Annahme zu bewirken. Thut er das und gelingt ihm das (woran ich nicht zweifle): so hat er die schönste Bürgerkrone errungen, die den blutigen Lorbeer auf seinem Haupte bedecken wird. So lange er lebt, wäre also nicht zu fürchten, daß Frankreich dieselbe gehässige Rolle zur See spielen werde, die jetzt England spielt. Aber Napoleon ist sterblich. Gesetzt, er habe England besiegt, und eine Seemacht erschaffen, die, nach seinem eigenen Ausdrucke, »dem Umfange von Frankreichs Küsten und dessen Bevölkerung angemessen ist:« also eine sehr ansehnliche, die jetzige der Engländer weit übertreffende See-

macht; wird auch Napoleons Nachfolger diese nicht mißbrauchen? — Der Erste vielleicht noch nicht, der Zweite aber ganz gewiß. Man denke an die schönen Plane Heinrich des Vierten zu einem ewigen Frieden und an die Eroberungskriege Ludwig des Vierzehnten. Heinrich wollte zu Lande Maximen in's Werk setzen, und ihre allgemeine Annahme bewirken, die eben so auf das Wohl aller Völker abzweckten, als die des französischen Kaisers zu Wasser. Heinrich wurde ermordet, ehe er seinen schönen Plan ausführen konnte; Napoleon wird den seinigen hoffentlich ausführen, aber das wird nur dazu dienen, um die Völker gleichsam das gelobte Land sehen zu lassen, hineinkommen werden sie nicht, so lange Herrschsucht eine fürstliche Erbsünde bleibt.

Der zweite Grund, auf den der Tröster die Hoffnung baut, daß keine andere monopolisirende Macht an die Stelle der englischen treten werde, ist: »die enge Verbindung der übrigen europäischen Seemächte unter einander, nämlich Frankreich, Spanien und Holland, deren gemeinschaftliches Wirken zum Sturz der Engländer viel zu nothwendig sei, als daß man eine Trennung unter denselben, wenigstens binnen einem Menschenalter, zu befürchten hätte.» — Wenn der Tröster uns keinen bessern Trost geben kann, als den: daß die furchtbaren Umwälzungen eines Menschenalters doch nur wieder das Glück eines einzigen Menschenalters herbeiführen werden, so ist ein tiefer Seufzer die Antwort aller Zeitgenossen. Aber auch selbst dieses kurze, wahrlich zu theuer erkaufte Glück verküm-

mert er uns durch den Zusatz: »daß wahrscheinlich der Seehandel in der Folge vorzüglich zwischen Frankreich, Spanien, Holland und den vereinigten Staaten von Nordamerika werde getheilt werden.»

Lieber Gott! was haben wir Deutsche dann gewonnen? statt eines Monopolisten werden wir deren viere haben, das ist der ganze Unterschied; obwohl der Tröster meint, »dann sei schon viel gewonnen, wie er wohl nicht ausführlich darzuthun brauche.» — Allerdings hätte er das ausführlich darthun sollen, wenn er es gekonnt hätte.

Zuletzt erwähnt er, als eines ganz besonderen Trostgrundes, des wohlthätigen Einflusses, den die Völkerwanderung und der dreißigjährige Krieg auf Handel und Wandel und auf die Wissenschaften und Kultur überhaupt gehabt. Das nämliche könnte man allenfalls auch von der Pest sagen. Man weiß z. E. aus den Chroniken, daß nach jeder Pest wohlfeile Zeit gekommen; daß die wenigen übrig Gebliebenen große Erbschaften gethan, und dadurch in den Stand gesetzt worden, die nützlichsten Unternehmungen auszuführen; daß die Pest Veranlassung zu den wohlthätigen Quarantaine-Anstalten gegeben u. s. w. Wer wird aber darum der Pest einen wohlthätigen Einfluß zuschreiben? — Einen solchen hat auch nicht der dreißigjährige Krieg, sondern die Reformation bewiesen, welche Niemanden mit dem Schwerte aufgedrungen wurde. — Von der jetzigen Periode meint der Tröster: sie sei keine Völkerwanderung, sondern eine Fürstenwanderung, deren wohlthätige Folgen nicht ausbleiben würden. »Der

Hellsehende, behauptet er, sieht sie schon jetzt im Hintergrunde auf dem großen Theater unserer merkwürdigen und folgereichen Zeit.»

Der Hellsehende aber sieht bei dieser Fürstenwanderung weiter nichts, als andere Fürsten, die an die Stelle der Gewanderten treten, und es ganz gewiß bald eben so gut, bald eben so schlimm machen werden, als jene. Die neuen Fürsten haben aber den großen Vortheil, daß alles Gute, was sie nun stiften werden, ihnen so angerechnet wird, als ob die Alten, wenn sie geblieben wären, gar nichts Gutes mehr gestiftet haben würden, und das eben ist die höchste Ungerechtigkeit, welche die politischen Schmeichler, von denen es jetzt wimmelt, begehen. Denn es ist gar nicht zu bezweifeln, daß alle die fürstlichen Wanderer noch manches Gute ihren Unterthanen erzeigt, und noch manches nützliche Projekt ausgeführt haben würden; vielleicht langsamer, als es jetzt geschieht, denn wir hatten andere und nicht immer bequeme Formen; aber was wir bei dieser Verspätung verloren hätten, das würde auf der andern Seite durch Ersparung aller der Gräuel gewonnen worden sein, deren schaudernde Zeugen wir seit zwanzig Jahren gewesen. Ich will auch gern zugeben, daß manches Gute, welches von unsern neuen Fürsten kommt, von den Alten gar nicht geschehen wäre; dagegen werden aber auch ganz gewiß die neuen Fürsten manches Gute unterlassen, welches die alten gethan hätten. Alles das genau gegen einander abzuwägen, ist freilich unmöglich; aber so viel geht doch daraus hervor: daß der Hellsehende auf dem

Hintergrunde des großen Theaters gerade noch keine wohlthätigen Folgen erblickt, die ausschließlich der Fürstenwanderung zuzuschreiben wären. Alles, was man sagen und hoffen kann, ist: Es werde künftig nicht mehr und nicht weniger gelacht und geseufzt werden, als vor dieser unglücklichen Epoche geschehen.

Zuletzt erzählt uns der Herr Amtsadvokat Orphal noch (ich weiß nicht recht warum), daß das Wasser schon oft einen großen Theil des festen Landes überschwemmt und zerstört hat, welches die Schaalthiere und Muschelgebirge beweisen, die man überall findet; daß das Meer sich jetzt durchaus nach Süden hinneige, folglich der Sund austrocknen werde, wogegen er die Südseeinseln verschlingen läßt. Ich weiß nicht, ob solche Trostgründe auch nur einmal Schaalthiere befriedigen würden.

Nachschrift.

In dem vortrefflichen Schreiben des französischen Ministers an den General Armstrong, dessen ich oben mit dem gerechtesten Beifalle erwähnt habe, kommt doch auch eine Stelle vor, über welche ich mir eine Erläuterung wünschte. »Bei allen seinen Eroberungen,« heißt es, „hat Frankreich das Privateigenthum respektirt. Magazine und Laden sind ihren Eigenthümern verblieben; sie haben über ihre Waren nach Belieben disponiren können.« — Vorausgesetzt, daß die Respektirung des Privateigenthums im Kriege wohl nicht immer möglich ist, und daß ich daher weit entfernt bin, irgend eine Maßregel der französischen Heere tadeln

zu wollen; auch zugegeben, daß die Plünderungen, die an manchen Orten vorgefallen, nur als einzelne, unvermeidliche, und von den Heerführern nicht gebilligte Excesse zu betrachten gewesen; so muß ich doch die Vermuthung äußern, daß, wenn die Einwohner eines Landes mit großen Requisitionen und Kontributionen belastet werden, solches eben sowohl ihnen ihr Privateigenthum entzieht, als wenn es gar nicht respektirt worden wäre. Denn wo soll denn das Geld herkommen, um jene Kontributionen zu bezahlen? die Staatskassen sind gänzlich erschöpft; man muß seine Zuflucht zu Auflagen, zu gezwungenen Anleihen und dergleichen nehmen; und wer bezahlt diese Auflagen? wer entrichtet diese gezwungenen Anleihen? der Privatmann; und wovon? aus seinem Privateigenthume; und weigert er sich dessen, so wird er dazu gezwungen. Die Magazine und Laden sind freilich ihren Eigenthümern verblieben; aber wenn große Requisitionen von Tuch, Leinewand, Leder u. s. w. gemacht werden, so müssen sie doch aus diesen Magazinen und Laden geholt werden. Wenn es also heißt, daß die Eigenthümer über ihre Waren nach Belieben disponiren können, so sind darunter wohl nur die, nach erfüllter Requisition, übrig gebliebenen Waren zu verstehen, und der Respekt für das Privateigenthum bezieht sich sonder Zweifel nur auf die Form, in welcher es abgefordert wird, eine Form, die allerdings weit anständiger ist, als die Kaperei der Engländer. Nur ist zu bedauern, daß das Resultat zum Theil dasselbe bleibt, nämlich Verarmung des besiegten Volkes, und daß die gebietende Nothwendig-

keit selbst die menschenfreundlichen Sieger zwingt, sich das Privateigenthum auf diese Weise zuzueignen.

Der russische Soldat.

Herr Petri hat ein Gemälde von Esth- und Liefland herausgegeben, welches mir noch nicht zu Gesichte gekommen; allein der Freimüthige (der seine meisten Blätter mit Nachdrücken füllt, ob er gleich selbst einmal den Geist der Journale sehr spöttisch für einen Nachdruck erklärte) hat ein Fragment daraus unter dem Titel: Der russische Soldat, geliefert, welches nach dem Ganzen eben nicht begierig macht, denn es wimmelt von Unrichtigkeiten und Unwahrheiten, auch mitunter von Verleumdungen. Gleich die Angabe der russischen Uniformen ist ganz und gar unrichtig. Zu den Zeiten, als der Verfasser in Rußland lebte (vermuthlich zu den Zeiten Katharinens der Zweiten), war die Uniform der Artillerie freilich roth, die der Kavallerie paille, die der Flotte weiß u. s. w., jetzt aber ist sie durchgängig grün mit sehr wenigen Ausnahmen. Doch das sind Kleinigkeiten, obschon der Verfasser eines solchen Buches sie hätte wissen sollen; denn alle diese Uniformsveränderungen wurden schon vom Kaiser Paul angeordnet. Ich gehe zu wichtigeren Nachrichten und Behauptungen über.

Daß der russische Soldat, wenn er auf dem Lande einquartiert ist, bisweilen Hühner und Gänse kapert, kann

wohl nicht geläugnet werden, dasselbe geschieht aber auch in allen andern Ländern; hingegen ist unwahr, daß der arme Lette und Esthe das, was er zur eignen Nothdurft braucht, oft dem Soldaten geben müsse, der ihm kaum ein gutes Wort dafür gönne; und zwar führt Herr Petri als Grund solcher Frevel an: „Daß der Lette und Esthe in einem Staate lebe, der auf militärischen Fuß organisirt sei, wo die Truppen mehr dem Regenten als dem Staate angehören."

Eine unverdaute Bemerkung, die selbst dann, wenn sie wahr wäre, nichts sagen würde, denn die Soldaten gehören nicht mehr und nicht weniger dem Regenten an, als die Unterthanen, folglich wäre das Gleichgewicht wieder hergestellt.

„Die Rekruten," sagt Herr Petri, „werden nur von den Bauern ausgehoben, denn diese unglückliche Volksklasse ist auch hier dazu verdammt, immer und überall jede Last zu tragen." — Wenn Herr Petri Gutsbesitzer in Lief- oder Esthland wäre, so würde er anders sprechen. Ich lasse mich hier nicht auf die Verhältnisse der Bauern gegen ihre Herren ein, wo sie allerdings mannichmal schwer genug zu tragen haben; allein an den Staatslasten nehmen sie sehr geringen Antheil. Rekruten müssen sie freilich stellen, da sie die bei weitem zahlreichste Klasse der Unterthanen ausmachen; aber dabei verliert eigentlich nur der Erbherr, der, bei der geringen Bevölkerung Estlands z. B., nicht wohl einen Menschen entbehren kann, ohne seine Feldbestellung einzuschränken. Der Bauer, aus dessen Gesinde ein Knecht

als Rekrut abgeliefert wird, muß an dessen Stelle einen andern Knecht erhalten, und kann ihm der Hof keinen geben, so braucht er auch den festgesetzten Gehorch nicht mehr zu leisten. Der Fall tritt öfter ein, daß man auf diese Weise ganze Gesinde, oder vielmehr deren Arbeit, verliert. So lange hingegen der Bauer noch Einen Knecht behält — (zwei muß er deren in der Regel haben) — so lange hat er nichts dabei verloren. Ferner: die Kopfsteuer zahlt der Herr für ihn, wenigstens thun es die allermeisten Herren in Esthland, und die Bauern zahlen entweder nichts, oder doch nur einen geringen Beitrag; auf meinem Gute z. B. kaum den vierten Theil. Was versteht denn nun Herr Petri unter jeder Last, die unser Bauer immer und überall tragen müßte? — Die Landstraßen muß er ausbessern, bisweilen Vorspann stellen, und den etwa in der Provinz kantonirenden Truppen Holz zuführen (welches der Herr ihnen liefert), das ist Alles, so viel ich weiß, und dazu sendet er einen Knecht einige Tage im Jahre.

Was Herr Petri sonst noch von der Art, wie die Rekruten gestellt werden, angibt, ist völlig unrichtig. Jeder Gutsbesitzer stellt (z. B. in diesem Jahre) von hundert Köpfen einen Mann, den er vom Kopfe bis zum Fuße neu kleidet, ihm auch einen guten Pelz, Fausthandschuh, Proviant und etwas Geld mit auf den Weg gibt. Alle diese Unkosten fallen ihm allein zur Last, die Bauern wissen nichts davon. Eine derbe Lüge ist es, »daß viele Bauern sich freiwillig zum Marsche anböten, weil sie das Los eines

Soldaten für erträglicher hielten, als das ihrige.» — Mir ist auch nicht ein einziges solches Beispiel bekannt, wohl aber laufen alljährlich Viele davon und verstecken sich, wenn sie von einer neuen Rekrutenaushebung hören.

Es ist nicht wahr, daß Esth- und Liefland von der Personal-Lieferung frei wäre, und statt dessen jährlich eine gewisse Summe zahlte. Diese Provinzen stellen schon längst wirkliche Rekruten und der Kaiser Alexander hat darinnen nichts geändert, wie Herr Petri behauptet. Alle diese Nachrichten hätte er sich ja sehr leicht verschaffen können; es bleibt daher ganz unbegreiflich, warum er das Publikum mit so vielen Unwahrheiten behelligte. Vom Exerziren, von den Sommerlägern u. s. w. hätte er auch nicht reden sollen, da jetzt alles anders ist.

In der Folge flicht er einige Anekdoten ein, deren Bürgen er billig hätte nennen sollen, da es sonst leicht möglich wäre, daß man ihn mit gerechter Strenge zum Beweise anhielte, wenn anders die russische Regierung es der Mühe werth hält, auf sein Buch zu achten. Es sollen z. B. dem General Michelson, für die Gefangennehmung des Rebellen Pugatschew, alle russische Orden und dreimal hunderttausend Rubel versprochen worden sein; er soll aber nur drei Orden und einmal hunderttausend Rubel erhalten haben. Nun denn hat er ja die Orden alle erhalten, denn ich kenne deren nur drei, nämlich den Andreas-Orden, den Alexander-Newsky-Orden und den Georgen-Orden. Der Wladimir-Orden existirte damals noch nicht, denn er wurde erst 1782 gestiftet; der Annen-Orden aber und der weiße

Adler-Orden, welche die Kaiserin bisweilen vertheilte, sind keine russische Orden, sondern jener ist ursprünglich holsteinisch und dieser polnisch. Dieser Irrthum läßt vermuthen, daß die Beschuldigung, es sei in Ansehung der Geldsumme nicht Wort gehalten worden, gleichfalls ungegründet ist.

Die zweite Anekdote soll auch einen Vorwurf für das Kriegskollegium enthalten, ist aber gerade umgekehrt ein Lobspruch. »Der General S**,« heißt es, »eines Amtmannes Sohn aus Thüringen (warum nennt der Verfasser ihn nicht?), der sich durch Verdienste bis zum Generalmajor bei der russischen Armee hinauf geschwungen hatte, vertheidigte sich in dem Sommerfeldzuge 1789 gegen die Schweden in Finnland mit seinen wenigen Truppen mit vieler Tapferkeit, mußte sich aber endlich, wegen der Uebermacht der erstern, das Bajonnet auf dem Arme durchschlagen. Zur Belohnung bekam er aus dem Kriegskollegium folgendes Gutachten:

»Da der General S** mit zu vieler persönlichen Bravour gefochten, so soll er in Zukunft nicht mehr Chef eines Theils der Truppen sein, sondern unter einem andern Generale stehen. — Vermuthlich um sein Feuer ein wenig zu dämpfen,« setzt der weise Verfasser hinzu. Wußte er denn nicht, daß ein kommandirender General seine persönliche Bravour durchaus nicht zu unrechter Zeit darf glänzen lassen? — Ohne allen Zweifel hatte der General S** ein tollkühnes Gefecht begonnen, so wie in unsern Tagen der Prinz Ludwig Ferdinand; und eben sowohl als

dieser, wenn er nicht geblieben wäre, trotz seiner Tapferkeit, höchst wahrscheinlich das Kommando der Avantgarde verloren haben würde, eben so billig und rechtlich war es, daß das Kriegskollegium den General S** einem andern, bedächtigern Generale unterordnete.

Dritte Anekdote: »Ein verdienter General erhielt von Katharina II. eine Anweisung auf zwanzigtausend Rubel. Man zahlte ihm zehntausend aus und — er mußte zwanzigtausend quittiren.« — Hier hätte der Verfasser wiederum durchaus die Namen nennen sollen; denn sonst sieht sein Anekdötchen einer Verleumdung verzweifelt ähnlich. Warum mußte denn der General über zwanzigtausend quittiren? Wer zwang ihn dazu? Warum beschwerte er sich nicht? — Das sind Räthsel, welche die ganze Sage sehr verdächtig machen.

Bei Gelegenheit einer vierten Anekdote sucht der Verfasser diese Räthsel zu lösen, aber mit wenigem Glücke. »Ein anderer General,« so erzählt er, »bekam von derselben Kaiserin ein Gut von zwanzig liefländischen Haken geschenkt. Diejenigen, welchen es war aufgetragen worden, ihm eins dergleichen auszumitteln, wiesen ihm eins von zwölf Haken an. Er mußte einen Schein von sich stellen, zwanzig empfangen zu haben. Sollte er die Kaiserin deshalb belästigen und klagen? Dadurch hätte er sich einige Große zu erbitterten Feinden gemacht, die es ihm zu seiner Zeit schwer würden haben empfinden lassen. Dasselbe war auch bei den ersteren, der nur zehntausend Rubel erhielt, der Fall.«

- Das sind offenbar lauter Märchen, die nur Jemand nachschwatzen kann, der mit den in Petersburg bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Formen völlig unbekannt ist. Hätte der Verfasser behauptet, jener erste General habe von den zwanzigtausend ihm angewiesenen Rubeln keinen Kopeken erhalten, und dem zweiten sei gar kein Gut angewiesen worden, so hätte ich ihm eher glauben wollen; denn es treten bisweilen Fälle ein, wo die Vollstreckung der Gnadenbezeigungen aus mancherlei Ursachen auf die lange Bank geschoben wird; aber kommt es endlich dazu, so wagt gewiß Niemand, von den kaiserlichen Geschenken auch nur das Mindeste abzubrechen. Man stellt auch nie einen Schein von sich, wenn man ein Gut zum Geschenk erhält, wie ich mit Gewißheit versichern kann, da ich mich in gleichem Falle befinde. Und lächerlich ist es, zu behaupten, man könne sich, durch den vollkommenen Genuß solcher Gnadenbezeigungen, einige Große zu erbitterten Feinden machen. Es könnte sich vielleicht treffen, daß irgend ein Großer der Ausspendung derselben an dieses oder jenes Individuum überhaupt entgegen wäre; wenn er aber die ganze Sache nicht mehr verhindern kann, so wird es ihm wahrlich völlig einerlei sein, ob ein General zehn- oder zwanzigtausend Rubel, ein Gut von zwölf oder zwanzig Haken empfängt, denn dies mehr oder weniger ist kein Gegenstand für den reichen, russischen Großen.

An einer Stelle sagt Herr Petri: der russische Soldat werde schlecht von der Krone bezahlt, und an einer andern behauptet er: sein Traktement sei gewiß eben so groß, und

vielleicht größer, als in Oesterreich, Preußen und Frankreich; daher auch manche Kompagnien bis achthundert Rubel sammelten. Welche ungeheuern Widersprüche! — Aber auch ungeheurer Uebertreibungen macht er sich schuldig. »Das geringste Vergehen im Dienste,« sagte er, »wird mit den schrecklichsten Stockschlägen bestraft, und einhundert, zweihundert, dreihundert bis fünfhundert Prügel sind das gewöhnliche Maß bei Liederlichkeiten, Ausschweifungen und Völlereien. Die Offiziere schlagen, stoßen und treten ohne alle Schonung, wohin sie treffen, wie man das alle Tage bei dem Marsche der russischen Truppen durch Deutschland vor einigen Jahren gesehen hat.«

Hat Herr Petri das wirklich alle Tage gesehen? — Ich habe doch auch in meinem Leben viele russische Truppen marschiren sehen, und vermuthlich mehrere, als Herr Petri; solche Gräuel sind mir aber nie zu Gesichte gekommen. Er malt das gräßliche Gemälde noch weiter aus, und schließt damit, »daß die Leute wie das Vieh, ja noch weit schlimmer, behandelt werden.« Den Matrosen wird, nach seiner Behauptung, die Katze gegeben. Hat er denn nicht einmal gewußt, daß die Katze, so wie die Knute, blos eine für Kriminalverbrecher bestimmte Strafe ist?

Es wäre in der That zu wünschen, daß ein Schriftsteller, der die Backen so entsetzlich voll Unrath nimmt, von der Behörde zu Beweisen angehalten würde.

Die Briefe der Mademoiselle L'Espinasse.

(Geschrieben von 1773 — 1776.)

Diese Dame stand mit vielen der berühmtesten Schriftsteller und Philosophen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts in traulichen Verhältnissen; oft wurde von diesen ihr Name genannt, und zwar nicht allein mit Interesse, sondern auch mit jener Hochachtung, welche durch ein edles Betragen und Festigkeit der Grundsätze gewonnen wird. Aber es ist zu fürchten, daß ihr Andenken, durch die unvermuthete Erscheinung jener Briefe, ein wenig befleckt werde, mit so großem Beifalle sie auch aufgenommen worden; denn wir erfahren hier die Geheimnisse ihres Lebens, und werden die Vertrauten einer unglücklichen Leidenschaft, die sie oft auf Irrwege führte und ihr selbst das Geständniß entlockte: sie usurpire die Hochachtung ihrer Freunde. Man hat das arme todte Mädchen gleichsam, wie die Egypter zu thun pflegten, noch einmal aus dem Grabe hervorgezogen, um sie vor den Richterstuhl der Nachwelt zu stellen und gewissermaßen ihre unglückliche Laufbahn zum zweiten Male zu beginnen. Es gibt noch Leute genug in Frankreich, die sie persönlich gekannt und geliebt haben, und die folglich, trotz des literarischen Verdienstes ihrer Briefe, nicht wenig über deren Bekanntmachung erschrocken sind. Es scheint aber, daß in unsern schreib- und druckseligen Zeiten die Franzosen der Todten eben so wenig schonen als wir Deutsche. (Noch neuerlich

las ich Briefe von Klopstock im Morgenblatte, die um seiner Ehre willen besser ungedruckt geblieben wären.)

In Frankreich hat man mit Recht gefragt: wie es zugegangen, daß Briefe, die vernichtet zu werden bestimmt, und von demjenigen, an den sie geschrieben, zu diesem Behufe sogar zurückgefordert worden waren, dennoch in die Hände eines Herausgebers und folglich in die Hände des Publikums fallen konnten? — das unveräußerlichste Gut ist sonder Zweifel der Gedanke, und da Briefe nur verkörperte Gedanken sind, so schienen sie allerdings an dieser Unveräußerlichkeit Theil zu nehmen, und gehören nicht einmal dem zu, an den sie geschrieben sind.

Hier ist nun der Fall, daß man den Druck der Briefe der Mademoisell l'Espinasse höchst wahrscheinlich blos der Eitelkeit ihres vormaligen Geliebten, des Herrn von Guibert verdankt, obschon er recht gut wußte, daß sie Alles darum gegeben hätte, das Andenken an diese Leidenschaft zu vernichten. Zwar sagen die Herausgeber in der Vorrede, daß die Briefe nach dem Tode der Verfasserin unter ihren Papieren gefunden worden; auch geht aus den Briefen selbst hervor, daß sie dieselben unaufhörlich von ihrem Geliebten zurück forderte, und daß derselbe bisweilen sehr empfindlich über ihren Mangel an Zutrauen wurde; es ist sogar erwiesen, daß er sie wirklich fast Alle zurück gab, denn sie beklagt sich blos an einer Stelle, daß ihr noch drei fehlen: dem allen ungeachtet ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß die Handschrift auf die Weise, welche die Her-

ausgeber vorspiegeln, in ihre Hände gekommen sei. Denn gesetzt, Mademoiselle l'Espinasse hätte diese Briefe aufgehoben, so würden ganz gewiß auch die Briefe des Geliebten dabei gelegen, und man nicht ermangelt haben, um der Vollständigkeit willen auch diese drucken zu lassen. Aber wenn es sich auch denken ließe, daß das arme Mädchen diese ewige Nahrung aller ihrer Schmerzen wirklich aufgehoben hätte, so würde sie doch sicher dafür gesorgt haben, sie vor ihrem Ende zu vernichten, und — wäre sie selbst daran verhindert worden — so würde ihr Freund d'Alembert es gethan haben, dem sie ausdrücklich auftrug, alle ihre Papiere zu verbrennen. Sehr vermuthlich hat also Guibert die Briefe abgeschrieben, ehe er sie zurück gab. Er hat uns allerdings dadurch ein schönes literarisches Geschenk erhalten, und wir müssen es ihm um so mehr Dank wissen, da es unsere Pflicht ist vorauszusetzen, daß es ihm Ueberwindung gekostet hat, die Delikatesse aufzuopfern.

Um diese Briefe ganz zu verstehen, muß man nothwendig wissen, in welcher sonderbaren Lage deren Verfasserin sich befand, welches jetzt wohl den meisten Lesern, sogar in Frankreich, unbekannt sein möchte.

Mademoiselle l'Espinasse, ein sehr reizendes Geschöpf an Körper und Geist, liebte den Marquis de Mora, Sohn des Grafen von Fuentes, damals spanischen Gesandten in Frankreich. Sie wurde auf das heftigste wieder geliebt. Der junge Mann, entschlossen sie zu heirathen, trug seine Wünsche mit der lebhaftesten Innigkeit seiner Familie vor; allein sie wurden mißbilligt und er zurück berufen. Made-

moiselle l'Espinasse betrübte sich so herzlich über seine Abwesenheit und über den wankenden Gesundheitszustand, in dem er sie verlassen hatte, daß es schien, nur er allein könne ihr die Ruhe wieder geben. Aber das alte Sprichwort: aus den Augen, aus dem Sinne, behauptete auch diesmal seine Rechte. Sie erblickte den Herrn von Guibert, einen schönen jungen Mann, der einen Anstrich von Empfindsamkeit und Schwärmerei hatte, und folglich in diesem Augenblicke, da ihr ganzes Herz noch bewegt war, um so mehr Eindruck auf sie machte. Anfangs wollte sie nur ihren Kummer in den Busen eines Freundes ausschütten. Man weiß wohl, wie gefährlich das ist, und das reizbare Mädchen erfuhr es bald. Sie selbst nannte die Gewalt, von der sie sich ergriffen fühlte, ein fluchbringendes Schicksal (un pouvoir de fatalité et de malédiction); allein sie konnte ihm nicht widerstehen, und hing sich immer mehr mit ihrer gewohnten Heftigkeit an den eitlen, selbstsüchtigen Mann. Sie sprach zwar noch von Mora mit Achtung, mit Zärtlichkeit; aber es war blos Dankbarkeit, die des Marquis edle, unerschütterliche Liebe ihr abzwang; sie betete Guibert an.

Krank und sehnsuchtsvoll kehrte Mora nach Frankreich zurück. Ach! er sollte die treulose Geliebte nicht wieder sehen, denn zu Bourdeaux verschlimmerte sich sein Zustand täglich mehr und er fand auch dort sein Grab. Es ist empörend, daß Guibert gerade diesen Augenblick wählte, um dem schwachen Mädchen das letzte Opfer abzuschmeicheln und abzutrotzen. Dennoch hörte sie nicht auf, ihrem

Verführer zu wiederholen, daß sie den Marquis noch liebe. Ihr Herz, ihre Seele unterlagen täglich im schwersten Kampfe mit ihrer Sinnlichkeit. Sie war nicht glücklich! sie existirte nicht mehr weder durch sich noch für sich; ihre ganze Vergangenheit gehörte den Schmerzen und Gewissensbissen, ihre ganze Gegenwart dem Herrn von Guibert und einer Art von grausamen Bedürfniß, sich über seine Tirannei und Gleichgiltigkeit zu quälen; er ließ sie weder glücklich leben noch ruhig sterben.

Diese grausame Lage, diese reuevollen Erinnerungen an den vollkommensten Sterblichen sind es, die ihren Briefen ein so hohes Interesse verleihen; Schade nur, daß man sich nicht entbrechen kann zu vermuthen, es sei nur das Werk der Eifersucht, die sie verzehrte, und des Ueberdrusses, der bei Guibert auf die gesättigte Eigenliebe folgte. Hätte Guibert sich anders benommen, so würde Mademoiselle l'Espinasse schwerlich mehr an den vollkommenen Mora gedacht haben. Nur in den Augenblicken, wo der Geliebte ihr ein eitles, trocknes Herz zeigt, erinnert sie sich mit tiefem, rührenden Schmerze, wie sehr sie einst geliebt worden. Man würde folglich irren, wenn man diese Briefe für einen Beweis halten wollte, daß ein Frauenzimmer zwei Männer zu gleicher Zeit mit gleicher Stärke lieben könne; aber gewiß ist es, daß nur ein sehr gebildetes, eben so zart als starkfühlendes Frauenzimmer sie schreiben konnte, sonst würden sie, bei dem zweideutigen Lichte, in welchem die Verfasserin, und dem Schatten, in welchem ihr unmündiger Geliebter erscheint, un-

möglich ein so hohes Interesse einzuflössen im Stande sein. Sie sind übrigens ein Muster des guten Stils.

Vom Geräusch im Theater.

Ich weiß nicht, ob unsere Schauspieler, die wenig deutsch und noch weniger französisch lesen, ein Buch kennen, unter dem Titel: Observations sur l'art du Comédien etc.? (Betrachtungen über die Schauspielkunst), wo nicht, so sollten sie es kennen lernen; denn es enthält sehr viel Gutes und auch auf die deutsche Kunst Anwendbares. Der Verfasser ist Hannetaire, vormals Hofschauspieldirektor in Brüssel.

Unter andern spricht er auch mit gebührendem Widerwillen von dem verdammten Geräusche, welches die Zuschauer im Theater machen, entweder weil sie zu spät kommen, oder weil sie gar nicht Achtung geben, sondern sich mit ihren Nachbarn, oder wohl gar mit Personen unterhalten, die zehn Schritt weit von ihnen sitzen.

»Nichts ist niederschlagender,« sagt Hannetaire, »für einen Schauspieler von einigem Talent, als mit vergeblicher Anstrengung vor einer tumultuarischen Versammlung zu spielen, die nicht zuhört. — Ich kenne Zuschauer, denen man das älteste Stück für neu geben könnte, ohne daß sie es bemerkten, wenn man nur den Titel veränderte. Das ist so wahr, daß, als man neulich in einer Gesellschaft einen jungen Herrn von gutem Tone, der aus dem

Theater zu kommen vorgab, fragte: welches Stück aufgeführt worden? er ganz unbefangen antwortete: Fürwahr, ich weiß es nicht, ich habe den Zettel nicht gelesen.»

»Wie soll es denn der beste Schauspieler anfangen, der Natur und Wahrheit immer getreu zu bleiben, wenn er nicht angehört wird und auch sich selbst nicht hört? muß denn nicht alles Feuer erlöschen? und kann er, in einer solchen Lage, die Leidenschaften mit eben der Kraft wieder darstellen, wie er sie empfangen hat? Wie manche Schauspieler und wie manche Stücke haben blos aus Mangel an Aufmerksamkeit mißfallen u. s. w.»

»Jene nothwendige und schmeichelhafte Stille ist ein großer Vortheil, dessen reisende berühmte Schauspieler genießen, welche Gastrollen auf längst bestehenden Bühnen spielen. Ungerechnet die ihnen überlassene Auswahl der Rollen, das günstige Vorurtheil und den Reiz der Neuheit, kommt ihnen auch die stille Aufmerksamkeit der Zuschauer sehr zu Statten; sie brauchen ihre Stimme gar nicht anzugreifen, sie können ihr die leiseste Biegung geben und werden doch verstanden, statt daß der alte Schauspieler, den man täglich zu sehen gewohnt ist, fast immer schreien muß, um nur gehört zu werden. Es gibt viele Orte, wo man, um des Beifalls gewiß zu sein, nur Gastrollen spielen sollte, und das thun auch wirklich manche Schauspieler, die, oft gesehen, eben nicht bewundert werden würden, und die ihren Ruf blos einem Dutzend schöner Rollen verdanken, in welche sie sich eingespielt haben. Blieben solche

Leute nur sechs Monate an demselben Orte, so würden sie bald Gelegenheit finden, es zu machen, wie der berühmte Baron. Zu seiner Zeit war es Mode, daß die Leute von gutem Tone sich auf dem Theater in die Coulissen stellten; wenn sie nun da, wie oft geschah, zu laut wurden, so kehrte er sich zu ihnen, sah sie starr an, und deklamirte seine Verse gleichsam ihnen ganz allein vor. Natürlich wurden sie still.»

So weit der Verfasser. Es wäre zu wünschen, daß in jedem Theater eine eigene Polizei für das Geräusch eingeführt würde. Dann würde so manche vornehme Dame in Wien und Berlin nicht geflissentlich in der Hälfte des ersten Aktes erscheinen, ihre Logenthür aufreißen, ihren Stuhl zurecht schieben lassen, die Nachbarn laut bewillkommen, und was dergleichen mehr geschieht, blos um Aufsehen zu erregen und bemerkt zu werden. Wenn solche Damen wüßten, wie viele Verwünschungen sie in solchen Augenblicken auf sich ziehen, sie würden sich wohl hüten, so unausstehlich zu sein. Ferner würden, bei der vorgeschlagenen Polizei, die jungen Aesthetiker etwas leiser tadeln, die Kavallerieoffiziere etwas leiser auftreten, all das Völkchen, welches nur in's Theater läuft, um zu sehen und gesehen zu werden, etwas leiser schwatzen u. s. w. Ueberhaupt aber würde es für den Genuß des Schauspiels nicht allein die erwünschte Stille bewirken, sondern auch denselben sehr erhöhen, wenn er seltner, weit seltner dargeboten würde. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, nur an gewissen Tagen des Jahres gaben die Griechen ihre Schau-

spiele, dann hörte aber auch Jedermann zu, und Jedermann freute sich darauf schon wochenlang vorher. Wir hingegen werden übersättigt. Jedes zu oft wiederholte Vergnügen verliert seinen Reiz, und darum lärmen wir so viel im Theater. Wäre ich Fürst, ich würde nicht mehr als zwei Vorstellungen wöchentlich geben lassen, und sobald das Schauspiel seinen Anfang genommen hätte, müßten die Thüren verschlossen werden, und alle die schönen Damen, die Rechnung darauf gemacht hätten, so spät als möglich in ihre Logen hinein zu rauschen, die blieben fein draußen.

Wohlthätigkeit Ludwig XVI.

Acht Jahre vor der Revolution gab der unglückliche Monarch, der seinen Kopf auf dem Schaffot verloren hat, einige Edikte, aus welchen wir einige Stellen ausheben wollen. Das Erste betraf die Hospitäler. »Da ich vernommen habe,« sagte Ludwig, »daß alle die Armen, welchen die Salpêtriere, Bicêtre und la Pitié zur Zuflucht dienen, wenn sie dort krank werden, nach dem Hôtel dieu gebracht werden, und da ich dieses Hin- und Hertransportiren verhüten will, welches besonders in rauhen Jahreszeiten den Kranken nachtheilig werden kann, so habe ich befohlen, in jedem der obengenannten Häuser sogleich hinreichende Krankenzimmer zu bereiten. Ich habe Kenntniß von dem Lokale dieser Häuser genommen, und zu meiner Zufriedenheit gefunden, daß sie groß genug sind, um

jedem Kranken sein eigenes Bett anzuweisen. Diese Einrichtung habe ich um so mehr für eine Pflicht der Menschenliebe gehalten, da die Anzahl der, bisher jährlich in's Hôtel dieu transportirten Kranken sich fast auf viertausend belaufen hat. — Ferner sollen in der Salpêtriere die nöthigen Behältnisse für die armen Wahnsinnigen erbaut werden, damit sie nicht mehr jeder Witterung ausgesetzt sein mögen.

Auch habe ich befohlen, auf meine Kosten geräumigere Säle in Bicêtre für die epileptischen und mit dem Krebs behafteten Personen zu bereiten, und durchaus nicht zu gestatten, daß mehrere Kranke in Ein Bett gelegt werden. — Ich glaube zwar, daß das allgemeine Hospital durch seine Einkünfte bestehen könne, im Nothfalle aber werde ich ihm zu Hilfe kommen. Die Einnahmen und Ausgaben sollen jährlich gedruckt werden, theils um durch eine solche Publizität der Verwaltung Ehre zu machen, theils um die Wohlthätigkeit dadurch anzufeuern, wenn das Publikum sehen wird, wie groß die Bedürfnisse der Armen sind, und wie gewissenhaft die Wohlthaten vertheilt werden. — Ich werde meine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände fortsetzen, und hoffe in kurzem noch Manches zu verbessern; ein Geschäft, das der Menschheit und meinem Herzen theuer ist.» —

Dieses Edikt ist vom 22. Juli 1780. Am 30. August desselben Jahres erschien folgendes:

»Voll Verlangen, das Schicksal von Unglücklichen zu erleichtern, selbst in dem Falle, wenn sie es durch eigene

Verirrungen verschuldet haben, fühlte ich mich schon längst bewegt durch den Zustand der Gefängnisse in den meisten Städten meines Reiches, und, troß dem Kriege, habe ich von meinem eigenen Gelde zu verschiedenen nothwendigen Bauten beigetragen, stets bedauernd, daß die Umstände mich hinderten, einem aller Sorgfalt so würdigen Gegenstande alle Mittel zu dessen Vervollkommnung anzuweisen. Aber ich werde ihn nicht aus den Augen verlieren, so bald der Friede mir freiere Hand verschaffen wird. Da ich indessen von dem traurigen Zustande der Gefängnisse meiner Hauptstadt unterrichtet worden bin, so habe ich geglaubt, mit meiner Hilfe keinen Augenblick zögern zu dürfen. Ich habe erfahren, daß man Zimmer, die vormals zu Gefängnissen bestimmt waren, zu andern Zwecken verwendet; daß folglich keine Bequemlichkeit und keine Vorsichtsmaßregel der Gesundheit gehörig beobachtet worden; daß besonders dieses Uebel in dem Maße zugenommen, als die Gebäude baufällig geworden und die Bevölkerung von Paris sich vermehrt hat; daß folglich Gefangene jedes Alters, jedes Geschlechts, wegen Schulden oder Verbrechen, oder leichter Verirrungen, in einen zu kleinen Raum eingeengt und vermischt, das traurigste und unserer ernstlichen Aufmerksamkeit würdigste Schauspiel darstellen; daß aus dieser Vermischung in der That eine geschärfte und verdoppelte Strafe für diejenigen entsteht, die vielleicht nur durch Unglücksfälle in eine solche Lage gekommen, für die Bösewichter hingegen eine neue Veranlassung zum Verderben.»

Nach diesem Eingange erzählt der menschenfreundliche

König: daß er in der Conciergerie bereits neue, luftige und geräumige Krankenzimmer angeordnet, wo jeder der kranken Gefangenen sein eigenes Bett habe, und wo ihnen alles gereicht werde, was die Menschlichkeit erheischt. Ferner habe der König das hôtel de la force gekauft, welches einen Raum einnähme, der zweimal größer sei, als das Fort L'Evêque und das petit Châtelet zusammen genommen, und wo sowohl das männliche und weibliche Geschlecht, als auch die verschiedenen Gattungen von Gefangenen von einander könnten abgesondert werden; die innere Polizei dieses Hauses solle dem Müßiggange und den Ausschweifungen, besonders aber auch dem Mißbrauche der Gewalt der Unterbeamten vorbeugen. Wenn dieses Haus völlig eingerichtet sei, so solle das petit Châtelet niedergerissen werden, um dem Hôtel dieu die längst gewünschte Vermehrung der frischen Luft zu verschaffen. Das grand Châtelet hingegen bestimmte Ludwig künftig blos für Kriminalverbrecher, hinzufügend: »Alle Gefängnisse unter der Erde sollen zerstört werden, damit die Möglichkeit verschwinde, daß ein angeklagter, nachher aber für unschuldig erkannter Mensch schon vorläufig eine so harte Strafe, als ein finsterer, ungesunder Kerker ist, erlitten habe: ja, auch wirklichen Verbrechern erspart mein Mitleid gern diese unbekannten Qualen, welche unnütz werden, so bald sie dem Publikum nicht mehr zum Beispiele dienen und die folglich nur noch meine Güte interessiren.«

In demselben Jahre feierte der König seinen Namens-

tag durch — Abschaffung der Tortur. Im Eingange dieses Edikts bedient er sich unter andern der merkwürdigen Worte: »Ich bin weit entfernt, mich zu der Abschaffung alter, durch den Gebrauch von Jahrhunderten autorisirter Gesetze leicht zu entschliessen, und dadurch einem neuen Rechte Eingang zu verschaffen, welches Grundsätze erschüttern und zu gefährlichen Neuerungen führen könnte; aber u. s. w.» Nun setzt er die bekannten Gründe gegen die Tortur auseinander, und hebt sie für immer in seinen Staaten auf.

Diese großen Wohlthaten erwies Ludwig XVI. seinem Volke während eines einzigen Jahres, Wohlthaten, die wahrlich die Eroberungen Ludwig XIV. aufwogen, ihm aber freilich nicht, wie jenem, den Beinamen des Großen erwarben; denn groß nennen die Menschen nur die Eigenschaften, durch welche sie tüchtig gequält und gemartert werden.

Die Kunst zu unterhalten.

Die Kunst, in Gesellschaften zu sprechen, und gut zu sprechen, das heißt: mit Leichtigkeit, Grazie, Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit, ist eine weit schwerere Kunst, als man gemeiniglich glaubt; denn es gibt wenige Menschen, die sich nicht für gute Gesellschafter hielten; es gibt aber noch weit wenigere, die es wirklich sind, und Männer von ausgezeichneten Verdiensten glänzen nicht immer, ich

möchte fast behaupten, selten durch diesen Vorzug. Oefter ist er den Weibern eigen. Es gehört dazu eine lebhafte Einbildungskraft, eine große Gewalt über die Sprache, eine gewisse Zuversicht und häufiger Umgang mit Menschen. Die letzteren beiden Erfordernisse pflegen besonders Höflinge zu besitzen, deshalb liefert diese sonst eben nicht verdienstvolle Klasse die meisten guten Gesellschafter.

Man kann die Kunst zu unterhalten eben so wenig lernen, als die Kunst zu schreiben. Regeln lassen sich freilich von beiden geben und lernen, aber damit ist es nicht gethan; das Talent wird nur angeboren. Ein gewisser Pater Tarillon hat einmal ein lateinisches Gedicht drucken lassen: Ars confabulandi, worin er manche gute Vorschrift ertheilt, einen richtigen Geschmack beweist, und auch recht erträgliche Verse liefert; man sollte kaum glauben, daß ein Mönch über eine solche Materie gut schreiben könnte. Indessen behauptet dieser Pater Tarillon sehr große Vorzüge vor dem Verfasser eines ganz kürzlich erschienenen französischen Gedichts: L'art de converser, der weder denken, noch reden, noch schreiben kann, und der uns seine eigenen Familiengespräche als Muster der Unterhaltung darstellt. Er belehrt uns unter andern, daß man mit dem Volke ohne rhetorische Figuren sprechen müsse und mit Bauernmädchen ohne Beredsamkeit; den Eheleuten soll man von den Freuden der Ehe vorschwatzen, und den Verliebten von den Reizen der Liebe u. s. w. Zur Probe, wie er das alles ausdrücket, möge folgende Stelle dienen, die freilich keine Dichterschwingen verräth.

tag durch — Abschaffung der Tortur. Im Eingange dieses Edikts bedient er sich unter andern der merkwürdigen Worte: »Ich bin weit entfernt, mich zu der Abschaffung alter, durch den Gebrauch von Jahrhunderten autorisirter Gesetze leicht zu entschließen, und dadurch einem neuen Rechte Eingang zu verschaffen, welches Grundsätze erschüttern und zu gefährlichen Neuerungen führen könnte; aber u. s. w.» Nun setzt er die bekannten Gründe gegen die Tortur auseinander, und hebt sie für immer in seinen Staaten auf.

Diese großen Wohlthaten erwies Ludwig XVI. seinem Volke während eines einzigen Jahres, Wohlthaten, die wahrlich die Eroberungen Ludwig XIV. aufwogen, ihm aber freilich nicht, wie jenem, den Beinamen des Großen erwarben; denn groß nennen die Menschen nur die Eigenschaften, durch welche sie tüchtig gequält und gemartert werden.

Die Kunst zu unterhalten.

Die Kunst, in Gesellschaften zu sprechen, und gut zu sprechen, das heißt: mit Leichtigkeit, Grazie, Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit, ist eine weit schwerere Kunst, als man gemeiniglich glaubt; denn es gibt wenige Menschen, die sich nicht für gute Gesellschafter hielten; es gibt aber noch weit wenigere, die es wirklich sind, und Männer von ausgezeichneten Verdiensten glänzen nicht immer, ich

möchte fast behaupten, selten durch diesen Vorzug. Oefter ist er den Weibern eigen. Es gehört dazu eine lebhafte Einbildungskraft, eine große Gewalt über die Sprache, eine gewisse Zuversicht und häufiger Umgang mit Menschen. Die letzteren beiden Erfordernisse pflegen besonders Höflinge zu besitzen, deshalb liefert diese sonst eben nicht verdienstvolle Klasse die meisten guten Gesellschafter.

Man kann die Kunst zu unterhalten eben so wenig lernen, als die Kunst zu schreiben. Regeln lassen sich freilich von beiden geben und lernen, aber damit ist es nicht gethan; das Talent wird nur angeboren. Ein gewisser Pater Tarillon hat einmal ein lateinisches Gedicht drucken lassen: Ars confabulandi, worin er manche gute Vorschrift ertheilt, einen richtigen Geschmack beweist, und auch recht erträgliche Verse liefert; man sollte kaum glauben, daß ein Mönch über eine solche Materie gut schreiben könnte. Indessen behauptet dieser Pater Tarillon sehr große Vorzüge vor dem Verfasser eines ganz kürzlich erschienenen französischen Gedichts: L'art de converser, der weder denken, noch reden, noch schreiben kann, und der uns seine eigenen Familiengespräche als Muster der Unterhaltung darstellt. Er belehrt uns unter andern, daß man mit dem Volke ohne rhetorische Figuren sprechen müsse und mit Bauernmädchen ohne Beredsamkeit; den Eheleuten soll man von den Freuden der Ehe vorschwatzen, und den Verliebten von den Reizen der Liebe u. s. w. Zur Probe, wie er das alles ausdrücket, möge folgende Stelle dienen, die freilich keine Dichterschwingen verräth.

Ne parlez à personne au dessus de sa sphère;
Prenez avec le peuple un discours populaire,
Modeste avec les grands, simple avec vos égaux;
Ne risquez pas un mot qu'il ne vienne à propos.

(Das ist leicht gesagt, aber wie lernt sich das?)

Pour la fille des champs n'ayez point d'éloquence;
D'un oiseau, d'une fleur parlez à l'innocence;
Et que le mot d'amour, par l'enfant ignoré,
Embellisse l'accueil d'un objet adoré. (!)
A de nouveaux époux parlez de la tendresse,
Peignez de leur accord la seduisante yvresse u. s. w.

Solche Regeln lassen sich bei Hunderten in einer Viertelstunde geben; aber eine der Hauptregeln hat der Verfasser ganz vergessen: das Schweigen, das Zuhören; denn es gibt eine große Menge Menschen, bei welchen man den Ruf eines guten Gesellschafters am leichtesten dadurch gewinnen kann, daß man ihnen zuhört.

Einfältige Betrachtungen über mancherlei Behauptungen.

1.

Der Herr Graf von Benzel-Sternau hat in seinem »Jason« Briefe über Kriegs-Konscriptionsgesetze geliefert, von welchen ich aber nur ein Fragment kenne, welches der allgemeine Anzeiger der Deutschen in Nr. 305 aufgenommen hat. In diesem Fragmente ertheilt der Herr

Graf einem gewissen Universitätsmilchbruder und politischen Tafelgenossen manche gute, wenigstens gutgemeinte Lehre, denn Alles, was darauf abzweckt, den Deutschen ihren jetzigen Zustand süß vorzumalen, das ist gut gemeint, weil — weil der Zucker sehr theuer ist, und man doch das bittere Getränk nicht wohl ohne Süßigkeit hinunter schlingen kann, folglich jedes Zuckersurrogat willkommen sein muß. Nebenher lernen wir Nordländer aus diesen Fragmenten, was die Südländer vermuthlich ohne dieselben schon wußten, uns aber von dem klugen Hamburger Zeitungsschreiber weislich vorenthalten wird, daß nämlich »die kriegspflichtigen Unterthanen — (vermuthlich in den rheinischen Bundesstaaten) und deren Familien sich der Wirksamkeit der Konskriptionsgesetze zu entziehen suchen,» und daß es zu befürchten steht: »daß aus dem bisherigen Gange der Sachen ganz und gar nicht zu berechnende Nachtheile entstehen müssen; Nachtheile, welche die Bevölkerung, den Nahrungsstand, die Gewerbsamkeit, selbst die Moralität u.s.w. untergraben und vernichten müssen.»

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß, wenn alle die genannten kleinen Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens durch ein Gesetz in einem Lande vernichtet werden, dieses Gesetz, bei aller Vortrefflichkeit, sehr unheilbringend sei, und von dieser Wahrheit durchdrungen, ruft der Herr Graf selber aus: »Holzsparkunst lassen Sie auf Ihren akademischen Kanzeln lehren, werthester politischer Waffen-

bruder, und zu gleicher Zeit sollte Menschensparkunst nicht gleicher Ansprüche genießen?"

Ich möchte fast noch weiter gehen und behaupten: Es sei vor der Hand überflüssig die Holzsparkunst zu lehren, da man noch gar nicht weiß, ob es in einigen Jahren noch Menschen geben wird, die sich bei dem ersparten Holze wärmen können; diejenigen etwa ausgenommen, die den weisen Konskriptionsgesetzen sich unweise entzogen haben. Der Herr Graf versichert, »daß alle, im Schweiße des Angesichts und im Knarren der Ediktpressen angewandten Gegenmittel, so scharf sie auch mitunter wären, dem leidigen Uebel nicht abgeholfen, und daß sie dasselbe nur vergrößern werden, wenn dessen Grundursache nicht gehoben wird."

Diese Grundursache findet er darin, daß ein bedeutender Theil der Staatsbürger von der allgemeinen Pflicht des Kriegsdienstes befreit werde, folglich die Last auf den arbeitsamen und produktiven Klassen allein liege, die ohnehin von allen Seiten angezogen und benutzt würden. Daraus entstehe natürlich ein Mißverhältniß, ein Gefühl erlittener Uebervortheilung, welches allen scharfen Maßregeln trotze, vielleicht nur heftiger durch sie aufgereizt werde; darum räth er unbedingt zu Einführung der französischen Konskriptionsgesetze, nach welchen dann, wie billig, Niemand mehr eximirt sein werde.

Was er gegen die, in dieser Rücksicht privilegirten Stände sagt, ist größtentheils sehr wahr, und beweist, daß

wenn ein edler Mann sich einmal entschlossen hat, eine solche Sache zu vertheidigen, er wenigstens in diese Vertheidigung diejenigen Grundsätze überträgt, die er sonst nicht entwickeln mag oder darf. Er wirft mit Recht die Frage auf: Ob adeliche Gutsbesitzer und Höflinge, oder höhere und niedere Staatsbeamte in ihren Verhältnissen persönlich mehr für das Ganze thun, als der im Schweiße des Angesichts und oft mit Nahrungssorgen kämpfende Gewerbs- und Landmann in dem seinigen? und warum besonders die Söhne jener privilegirten Klassen vom Kriegsdienst befreit sein sollen, da sie doch weder die Geschäfte noch die Verdienste ihrer Väter theilen, indessen dem Handwerker oder Bauer die Arme solcher Kinder entzogen werden, die wirklich seine saure Arbeit ihm erleichtern. Die Bemerkung ist sehr richtig, doch möchte auch manche Ausnahme Statt finden. Alte, treue, geschickte Staatsbeamte zum Exempel, haben nicht blos für ihren Unterhalt, sondern auch für die Wohlfahrt des Staats gearbeitet, und glauben wohl mit Recht dadurch einen Anspruch gewonnen zu haben, im Genuß ihres häuslichen Glücks nicht gestört zu werden. Welchen Lohn soll er für seine höhere Ausbildung zum Staatsdienste erwarten, wenn es nicht einmal der ist, das Liebste was er auf der Welt hat, seiner Kinder froh werden zu dürfen? — Das Geschäft des Landmanns zweckt blos auf dessen Unterhalt, oder auf Selbstbereicherung ab und wirkt nur mittelbar zu der Wohlfahrt des Staats. Er bedarf da-

zu keiner kostspieligen Erziehung, keines Aufwandes seiner edelsten Kräfte, nämlich der des Geistes; er hat das Ziel seiner Wünsche schon erreicht; und ist schon ein geborgener Hausvater, wenn der dem Staatsdienste sich widmende junge Mann, nachdem er sein Vermögen auf Universitäten und Reisen zugesetzt, noch in Kanzelleien schwitzt, und nur in weiter Ferne das Glück gewahrt, auch einmal ein sorgenloser Hausvater werden zu können. Wenn man sich die Mühe geben wollte, einmal das Alter der Väter, so wie das der Söhne, mit in die Konskriptionsliste einzuführen, so würde man sicher finden, daß zehn Väter aus dem Bauernstande ein paar hundert Jahre weniger zählen würden, als zehn Väter aus den Staatsbeamten, und diese paar hundert Jahre sind von jenen Bauern im Genusse des ihnen geeigneten Glücks verlebt worden, indessen die Staatsbeamten während derselben nur mit Sorgen kämpften, und dafür dürften sie keinen Ersatz hoffen? — Die Söhne der Bauern erfüllten die Kriegspflicht für ihre Väter, die redlichen Staatsbeamten erfüllen dieselbe Pflicht für ihre Söhne, denn jene vertheidigen den Staat von außen, diese von innen, welches wohl auf eins herauskommt — was sage ich! das letztere ist oft weit Heilbringender, denn die innern Feinde, Ungerechtigkeit, Bestechung, Sittenlosigkeit u. s. w. sind weit gefährlicher, als die äußern.

Solche Gründe könnten folglich Manche unter den privilegirten Klassen für sich anführen, doch freilich nur die

wenigsten, nicht die Herren von Schlendrian oder gar die Hof- und Kammerjunker. Also möge immerhin der Satz des Herrn Grafen fest bestehen: Es sollen bei der Konskription in der Regel keine Ausnahmen Statt finden. Wenn aber der Herr Graf von dieser Einrichtung mit Gewißheit zu erwarten scheint, daß künftig die Konskribirten nicht mehr davon laufen; sondern vom besten Geiste, nämlich vom französischen, beseelt sein werden, so zweifle ich dennoch und meine, es sei dazu noch etwas ganz Anderes erforderlich.

Der Herr Graf erklärt selber: „Erst dann, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes, wenn Kriegspflicht und Waffenführung als allgemeine Staatsbürgerschaft ohne Unterschied erscheinen (wie sie es wirklich sind), erst dann kann der echte Militärgeist entstehen u. s. w.“ — Man bemerke wohl, daß er hier einen merkwürdigen Unterschied macht zwischen Vertheidigung des Vaterlandes und zwischen Kriegspflicht und Waffenführung, denn er hebt zweimal mit wenn an, und es ist um so weniger zu vermuthen, daß er sich einen Pleonasmus erlaubt haben sollte, da wirklich zwischen diesen Dingen bisweilen ein Unterschied Statt findet, und eben dieser ist es, den die entweichenden Konskribirten, nur unrichtig, auf ihre Lage anwenden, und aus dem folglich das ganze Unheil entspringt. O ja, sagen sie, unser Vaterland wollen wir gern vertheidigen, so bald es angegriffen wird; aber Kriegspflicht und Waffenführung, die nicht zur Verthei-

zu keiner kostspieligen Erziehung, keines Aufwandes seiner edelsten Kräfte, nämlich der des Geistes; er hat das Ziel seiner Wünsche schon erreicht; und ist schon ein geborgener Hausvater, wenn der dem Staatsdienste sich widmende junge Mann, nachdem er sein Vermögen auf Universitäten und Reisen zugesetzt, noch in Kanzelleien schwitzt, und nur in weiter Ferne das Glück gewahrt, auch einmal ein sorgenloser Hausvater werden zu können. Wenn man sich die Mühe geben wollte, einmal das Alter der Väter, so wie das der Söhne, mit in die Konskriptionsliste einzuführen, so würde man sicher finden, daß zehn Väter aus dem Bauernstande ein paar hundert Jahre weniger zählen würden, als zehn Väter aus den Staatsbeamten, und diese paar hundert Jahre sind von jenen Bauern im Genusse des ihnen geeigneten Glücks verlebt worden, indessen die Staatsbeamten während derselben nur mit Sorgen kämpften, und dafür dürften sie keinen Ersatz hoffen? — Die Söhne der Bauern erfüllten die Kriegspflicht für ihre Väter, die redlichen Staatsbeamten erfüllen dieselbe Pflicht für ihre Söhne, denn jene vertheidigen den Staat von außen, diese von innen, welches wohl auf eins herauskommt — was sage ich! das letztere ist oft weit Heilbringender, denn die innern Feinde, Ungerechtigkeit, Bestechung, Sittenlosigkeit u. s. w. sind weit gefährlicher, als die äußern.

Solche Gründe könnten folglich Manche unter den privilegirten Klassen für sich anführen, doch freilich nur die

wenigsten, nicht die Herren von Schlendrian oder gar die Hof- und Kammerjunker. Also möge immerhin der Satz des Herrn Grafen fest bestehen: Es sollen bei der Konskription in der Regel keine Ausnahmen Statt finden. Wenn aber der Herr Graf von dieser Einrichtung mit Gewißheit zu erwarten scheint, daß künftig die Konskribirten nicht mehr davon laufen; sondern vom besten Geiste, nämlich vom französischen, beseelt sein werden, so zweifle ich dennoch und meine, es sei dazu noch etwas ganz Anderes erforderlich.

Der Herr Graf erklärt selber: „Erst dann, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes, wenn Kriegspflicht und Waffenführung als allgemeine Staatsbürgerschaft ohne Unterschied erscheinen (wie sie es wirklich sind), erst dann kann der echte Militärgeist entstehen u. s. w." — Man bemerke wohl, daß er hier einen merkwürdigen Unterschied macht zwischen Vertheidigung des Vaterlandes und zwischen Kriegspflicht und Waffenführung, denn er hebt zweimal mit wenn an, und es ist um so weniger zu vermuthen, daß er sich einen Pleonasmus erlaubt haben sollte, da wirklich zwischen diesen Dingen bisweilen ein Unterschied Statt findet, und eben dieser ist es, den die entweichenden Konskribirten, nur unrichtig, auf ihre Lage anwenden, und aus dem folglich das ganze Unheil entspringt. O ja, sagen sie, unser Vaterland wollen wir gern vertheidigen, so bald es angegriffen wird; aber Kriegspflicht und Waffenführung, die nicht zur Verthei-

digung unsers Vaterlandes abzwecken, halten wir auch nicht für unsere Pflicht, und deswegen laufen wir davon.

Das ist der unzählige Trugschluß solcher Leute; es sind unwissende, in der Politik gänzlich unerfahrne Menschen; sie können nicht begreifen, daß man sich am Neckar weit besser befinden wird, wenn am Ebro und Tajo die Völker unterworfen sein werden; sie können nicht begreifen, daß es nicht allein ehrenvoll, sondern auch für den allgemeinen Frieden unentbehrlich ist, daß auch sie nach Spanien und Portugal ziehen, um gegen eine tapfere, aber verblendete Nation zu kämpfen, die, wie sie meinen, gar nicht gesonnen sei, sie am Neckar anzugreifen. Das Schlimmste ist, daß diese unhaltbaren Gründe wirklich einen Schein der Wahrheit für sich haben. Man muß schon in die höhere Staatskunst eingeweiht sein, um klar zu sehen, daß die Pflicht des ganzen Continents erheischt, für die Sache der Franzosen zu fechten, weil diese Sache dessen eigene ist. Das letztere ist zwar oft in Zeitungen gesagt, aber doch dem Volke noch nicht gehörig und eindringlich genug bewiesen worden. Dieser Beweis folglich ist es, und nicht die Menschensparkunst (auf die es heutzutage gar nicht ankommt, daß wir blos für die Nachwelt arbeiten) den man, nicht blos von den akademischen Kanzeln, sondern hauptsächlich von den Kanzeln aller Dorfkirchen lehren muß, und da unsere ehrwürdige Geistlichkeit sich sehr löblich dazu verstanden hat, ein allzeit fertiges Werkzeug zur Unterstützung heilsamer Regierungsmaßregeln abzugeben,

so zweifle ich auch keinen Augenblick, daß die Bibel ihnen hinreichende Beweissprüche liefern werde. So bald es ihnen gelungen ist, ihre Zuhörer zu überzeugen, daß nicht blos Vertheidigung des Vaterlandes, in dem bisherigen eingeschränkten Sinne des Worts, sondern überhaupt Kriegspflicht und Waffenführung, gleichviel wo, gleichviel mit wem, unter wem und gegen wen, allgemeine Staatsbürgerpflicht sei, so wird das Ausreißen aufhören, und der Herr Graf von Benzel-Sternau das Vergnügen haben, die junge Mannschaft seiner Gegend mit lautem Jubel ausziehen zu sehen, um jenseits der Pyrenäen blutige Lorbeern zu erkämpfen. So lange die Konskribirten hingegen in dem albernen Wahne stehen, sie sollten blos zur Unterjochung einer braven, ehrliebenden Nation gebraucht werden, und könnten, auch wenn sie siegen, nur Gewissensbisse davon tragen, so lange ist zu befürchten, daß die Aufhebung der Privilegien nichts weiter bewirken werde, als Vermehrung der Zahl der Ausreißer. Darum sollten Alle, welche die Gabe der Beredsamkeit in so hohem Grade besitzen, wie der Herr Graf, der sich einen Kollegen in Solon und Numa nennt, besonders auf diesen Punkt hinarbeiten, welcher, überzeugend dargethan, augenscheinlich die Bevölkerung, den Nahrungsstand, die Gewerbsamkeit und selbst die Moralität der wenigen Zuhausebleibenden kräftig empor heben wird. Doch muß ich Jedem, der in der Beredsamkeit nicht sattelfest ist, wohlmeinend rathen, davon zu bleiben, denn es ist nicht

ganz so leicht als es aussieht, alle die Scheingründe der Gegner zu widerlegen.

Zum Schluß kann ich nicht unbemerkt lassen, daß der Herr Graf von Benzel-Sternau den deutschen Patriotismus einen Pedantismus nennt. Er vergleicht ihn mit einem ablebenden Mütterchen, welche die Bäume ihrer Jugend allein grün, die Mobilien ihres Vaterhauses nur schön findet u. s. w. Da geschieht unserm Patriotismus ganz recht; warum bildet er sich nicht nach dem des Herrn Grafen, der nur die fremden Bäume grün und die fremden Mobilien schön findet. Die Anhänglichkeit an das Vaterhaus ist ja eine alberne Anhänglichkeit. Weg mit Vaterhaus und Vaterland! wir haben jetzt einen Vaterwelttheil! wir stehen auf einem höhern Standpunkte als unsere Väter, die Kurzsichtigen, die nur Deutsche waren, und die es wohl gar für eine Schande hielten, ein fremdes Joch zu tragen, wäre es auch ringsum mit den grünsten Bäumen bepflanzt und mit den schönsten Mobilien ausgeputzt gewesen.

2.

Herr von Archenholz — ein Mann, den ich stets mit hoher Achtung nenne, wenn ich gleich nicht immer seiner Meinung bin — sagt im Oktoberstück seiner Minerva: »Eine nächste Folge dieses Friedens (zwischen Frankreich und Oesterreich) dürfte auch sein, daß die Rechtlichen im deutschen Volke endlich zusammen treten, und ernstlich be-

rathen, was Noth thut; daß ihre Zeitgenossen durch Wort und Schrift von einer unwiderbringlichen Vergangenheit und einer chimärischen Zukunft gleich mächtig abziehen; daß sie die vorhandenen Kräfte wecken und benutzen, um die Generation mit der Gegenwart auszusöhnen. Dies wäre ein wahrer Tugendverein, besser als der durch die Sichel der Zeit vertilgte. Deutschland bedarf der Ruhe, Europa bedarf ihrer, und sie kann nicht zu theuer erkauft werden. Nur wer zu diesem großen Zwecke mitwirkt, macht sich verdient um seine Zeitgenossen, wer diese Ruhe verzögern will, vergeht sich an der Menschheit.»

Eine Menge einfältiger Betrachtungen drängen sich beim Lesen dieser Zeilen demjenigen auf, der nicht gewohnt ist, durch Wohlklang der Worte sich bestechen zu lassen. Freilich, wer es jetzt noch wagte, Widerstand zu predigen, der würde sich, wenn auch nicht an der Menschheit, doch an den Menschen vergehen, die er nur zu fruchtlosen Opfern reizen würde. Nein, es bleibt den Deutschen nichts weiter übrig, als die Hände in den Schooß zu legen und die Bildsäule der Geduld auf dem Grabe des Verlornen darzustellen. Das rufe auch ich einem Jeden zu, und qualifizire mich folglich in dieser Rücksicht zu dem vorgeschlagenen Tugendverein. Ich meine nur, durch diese empfohlene Geduld und Ergebung werde die Ruhe noch nicht gewonnen; denn ich glaube nicht, daß Herr von Archenholz, unter der Ruhe, deren Deutschland und Europa bedürfen, die Grabesruhe verstehe. Zum stillen Beu-

gen unter das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit kann man Leute überreden, die Alles verloren haben, was ihnen lieb und heilig war; aber nicht zur Ruhe, denn Ruhe ist ein behaglicher Gemüthszustand, und behaglich ist wohl nur wenigen Deutschen zu Muthe, auch würden ein Dutzend Tugendvereine nicht hinreichen, diese Behaglichkeit zu erwecken.

Wenn ein Wundarzt einem armen Teufel beide Arme abgenommen hat, so mag er ihn freilich damit trösten, daß ihm die Beine noch übrig geblieben sind, und daß es Leute gibt, die mit den Füßen eben so leserlich schreiben, wie ein Gelehrter mit der Hand, auch wohl gar die Feder selbst schneiden und einen Apfel schälen; aber ich zweifle, daß die Ruhe des Patienten durch diese Trostworte errungen werde. Es gibt Verluste, die man verschmerzt, zum Beispiel Geld, Haus und Hof u. s. w., solche rauben nur die Ruhe auf eine kürzere oder längere Zeit; aber es gibt andere, die dem Rechtlichen im deutschen Volke mit seiner Ruhe ewig unverträglich scheinen werden. Wodurch soll er dies traurige Gefühl bekämpfen? — Durch den Gedanken an die Unwiederbringlichkeit der Vergangenheit? — Der schafft nur Ergebung in das Schicksal. Durch das Beispiel der Völker der Vorzeit, die ein ähnliches Schicksal erlitten? — Ach! da zeigt ihm die Geschichte, daß sie Alle ihr Los für das schrecklichste gehalten, daß sie keine Ruhe zu fühlen vermocht. Die gepriesensten Meisterwerke der alten Redner und Geschichtschreiber wimmeln von Stel-

len, die den Zustand, von dem hier die Rede ist, beseufzen oder herabwürdigen. — Soll die Hoffnung einer bessern Zukunft die Ruhe begründen? — Hoffnung selbst ist nicht Ruhe, und wenn sie nun vollends in mancher Brust nur schwach glimmt? oder der Hoffende sich nicht schmeicheln darf, mit seinem Leben bis zur Erfüllung des Gehofften auszureichen? — und wenn es vollends Manche gibt, die den Satz des Herrn von Archenholz nicht gelten lassen: die Ruhe könne nie zu theuer erkauft werden? Wenn viele Stimmen rufen: Allerdings kann sie zu theuer, viel zu theuer erkauft werden; denn es gibt ein unveräußerliches Eigenthum des Menschen, das er nie zu einem Kaufpreise machen darf! Was würde der Tugendverein darauf antworten? —

Mit der Gegenwart sollen wir die Generation aussöhnen? Also ist die Gegenwart doch sehr traurig? denn warum wäre es sonst nöthig, sich damit auszusöhnen? und mitten in einer traurigen Gegenwart soll der Tugendverein Ruhe bewirken? Wie will er das anfangen? — Freilich müssen wir uns erst über den Begriff verstehen, den wir mit dem Worte Generation verbinden. Der jetzige schreckliche Zustand der Dinge dauert leider schon so lange, daß zwei ganz verschiedene Generationen zu gleicher Zeit in demselben befangen sind: die Eine in der ersten, die Andere in der letzten Hälfte ihres Lebens. Jene weiß es nun einmal nicht besser; die zu ihr Gehörenden sind erst Männer geworden, als es schon keine Deutsche mehr gab, und diese mö-

gen wohl noch für die Ruhe empfänglich sein, da die Menschen, wie die Kartoffeln, sich an jeden Boden gewöhnen; die Unglücklichen hingegen, die einst Deutsche waren und es nun nicht mehr sein dürfen; die Unglücklichen, welche die Liebe zum Vaterlande (wenn auch eine verblendete) oder die Liebe zu ihrem vertriebenen Fürsten aus einem Herzen reißen sollen, in dem sie mit jeder Freude ihrer Kindheit, mit jeder Hoffnung ihres Jünglingsalters fest verwachsen war; die Unglücklichen, welche in ein nahes Grab schauen, und es nur mit bittern, zuvor hinab geworfenen Erinnerungen, mit getäuschten Hoffnungen und zerrissenen Lebensfreuden gepolstert finden. — Ha! welcher Tugendverein, bestände er auch aus lauter Cicero's und Demosthenen, kann ihnen Herzensruhe schenken! — Begnügen wir uns daher, wir Rechtlichen im deutschen Volke, nicht jene chimärische innere Ruhe; sondern Ergebung zu predigen, denn die thut freilich noth, und durch sie werden wir wenigstens der künftigen Generation Ruhe erwerben.

3.

In demselben Aufsatze, der mit jener Tirade schließt, befindet sich auch Seite 180 eine Bemerkung, welche die Freude sehr niederschlägt, die jeder Menschenfreund über den bekannten vortrefflichen Brief des Herrn vom Champagny empfunden hat. In diesem Briefe nämlich wird die Freiheit der Meere, auch während eines Krieges, als ein

Völkerrecht aufgestellt, welches mit aller Macht zu handhaben der französische Kaiser entschlossen sei. Das haben die meisten Leser so ausgelegt, als werde der Friede mit England nur unter dieser Bedingung zu Stande kommen, und Jedermann war entzückt darüber. Allein Herr von Archenholz macht aufmerksam auf ein wichtiges Einschiebsel in jenem Briefe, welches das Ziel unserer Hoffnung noch etwas weit hinaus rückt, und zwar auf eine Stelle, wo ein dicker Nebel es umhüllt. Es scheint nämlich daraus hervor zu gehen, daß Frankreich den Grundsatz der Freiheit der Meere erst dann aufstellen will, wenn es eine Marine erhalten hat, die dem Umfange seiner Küsten angemessen ist.

Herr von Archenholz fügt hinzu, das heißt: wenn es einst die Macht zur See haben wird, die es zu Lande sich errungen hat. Mit andern Worten: wenn man ihm zur See eben so wenig mehr wird widerstehen können, als jetzt zu Lande. Ich bekenne, daß, wenn dieser Fall eintritt, so wohl die Geschichte als meine aus eigener Erfahrung geschöpfte Menschenkunde mir verbieten, mich den süßen Hoffnungen mit Zuversicht hinzugeben; denn freiwillig einer Herrschaft entsagen, blos um das Heil der Menschheit zu befördern, ist das Höchste, was der Mensch thun kann, und obgleich der Heros unserer Zeit uns gewöhnt hat, in großen, unerwarteten Thaten ihn zu bewundern, so hat er doch in dieser Hinsicht noch kein Beispiel aufgestellt; es hat vielmehr geschienen, als

habe die Herrschaft eben den Reiz für ihn, den andere große Fürsten in ihrem Besitze gefunden. Sollte er aber wirklich bei entschiedener Uebermacht zur See die ewige Freiheit der Meere begründen, so würde das in meinen Augen die Größte seiner Thaten sein.

Und warum sollten wir blos auf dem Meere diese Großmuth von ihm erwarten? warum nicht auch auf dem Lande? wo es schon jetzt in seiner Macht steht, den Völker beglückenden Grundsatz zu proklamiren: Freiheit des Handels, auch mitten im Kriege. Dieser Grundsatz ruht ganz auf derselben Basis wie jener. Ein Frachtwagen ist eine wandernde Kolonie, eben so wohl als ein Schiff eine schwimmende Kolonie ist. Das Element der Erde gehört eben so wohl allen Völkern, als das Element des Wassers. Der Kaufmann zu Lande hat alle dieselben Ansprüche auf Schonung, die dem Kaufmanne zur See zugeschrieben werden. So oft die Armeen ausziehen, heißt es in Manifesten und Proklamationen: wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Unterthanen, sondern nur gegen den feindlichen Fürsten und dessen Heere; und dennoch müssen in jedem Kriege die friedlichen Unterthanen entweder das hergeben, was sie besitzen, oder doch dem entsagen, was sie erwerben könnten. Wie sollte man nicht von dem großen Manne, dessen Lieblingsidee die Freiheit der Meere ist, mit Recht erwarten dürfen, daß er gleiche Gerechtigkeit auch auf dem Lande werde geltend machen? und überhaupt alle die Maßre-

geln aufgeben, welche die Last des Krieges für den Landmann und Bürger weit drückender machen, als für den Soldaten? — Dem feindlichen Fürsten thun solche Maßregeln nur mittelbar weh, unmittelbar treffen sie diejenigen, die weder an dem Entschlusse zum Kriege, noch an der Führung desselben den mindesten Antheil nehmen.

Und da ich nun einmal in süße Träume mich verliere, so sei mir vergönnt noch Eine Hoffnung laut werden zu lassen, die gleichfalls auf der geäußerten Achtung vor den Menschenrechten beruht. Auf immer werde zwischen den kriegführenden Mächten die gehässige Maßregel, des Feindes Unterthanen aufzuwiegeln, mit Schimpf und Schande belegt. Wenn ein Privatmann, der seinen Nachbar haßt, diesem auf mancherlei Weise zu schaden sucht, so verzeiht man das der Leidenschaft; wenn er aber die Kinder seines Feindes gegen ihren Vater aufhetzt, so hält man ihn allgemein für einen schlechten Menschen. Wer hier den verdammten Grundsatz mir entgegen stellen könnte: die Fürsten müssen eine andere Moral haben als der Privatmann, mit dem habe ich nichts zu schaffen, denn er will, daß die besten im Volke (das sollen ja die Fürsten sein) die schlechtesten werden sollen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: es gibt nur Eine Moral für alle Menschen, und auch die Fürsten haben entweder diese Eine oder sie haben gar keine.

4.

Einer der größten politischen Saalbaader ist der Herausgeber des neuen politischen Journals, oder sogenannten Kriegsboten. In einem seiner Blätter, pag. 187, sagt er uns im Vertrauen, was Napoleon's höchstes Interesse sei, und was dieser Held künftig thun werde, oder vielmehr thun müsse. Als Muster für ihn stellt er Alexander den Großen, Karl den Großen und Heinrich den Vierten auf, die er alle drei (auch Heinrich den Vierten!) große Eroberer nennt. Natürlich ist aber Napoleon größer als sie Alle, und sein höchstes Interesse ließe sich schon errathen, »wenn wir auch nur seinen Kodex und seine Aeußerungen kennten, nach welchem« — (nach dem Kodex? oder soll es heißen welchen, nach den Aeußerungen?) — »er jedem Volke seine eigene Verfassung lassen will.« — (Ich erinnere mich nicht, daß eine solche Aeußerung aus dem Munde Seiner französisch kaiserlichen Majestät jemals bekannt geworden wäre, und dem Herausgeber des Kriegsboten in Altona oder Hamburg wird er sich doch schwerlich vertraut haben; auch ist es ja offenbar nicht des Kaisers Meinung, jedem Volke seine eigene Verfassung zu lassen; die Deutschen, die Italiener, die Holländer u. s. w. haben sämmtlich ihre Verfassungen bereits verloren. Oder meint der Herr Kriegsbote vielleicht die neuen, von Napoleon eingeführten Verfassungen? Da ließe sich freilich eher vermuthen, daß jedes Volk diejenige behalten werde, die es nun bekommen; allein auch hier wäre es kühn und anmaßend

zu behaupten, der Kaiser werde nichts an diesen Verfassungen ändern, auch wenn er sie hie und da für mangelhaft erkennen sollte. Ich glaube vielmehr, wir werden der Veränderungen noch viele erleben. Und haben wir nicht jetzt schon manche Beispiele vor Augen? das Großherzogthum Toskana wurde, durch eine neue Verfassung, zum Königreiche Hetrurien gestempelt, nun ist es aber wieder ein Großherzogthum Toskana, ich weiß nicht warum. Dasselbe kann einem jeden unter französischen Scepter stehenden Volke widerfahren, und folglich hat Napoleon der Große nicht für gut gehalten, jedem Volke seine eigene politische Verfassung zu lassen. Wollte der Kriegsbote einwenden, er habe nicht von der politischen, sondern von der bürgerlichen Verfassung reden wollen, so hat er auch darin des Kaisers Meinung nicht errathen; denn mit der Einführung des Codex Napoleon mußte auch überall die bürgerliche Verfassung abgeändert werden.)

Nun erklärt sich der Kriegsbote über das höchste Interesse des französischen Helden näher, und zwar folgendergestalt: »Ein größerer Ruhm erwartet ihn. Er muß Europa einen, auf die Selbstständigkeit der Nationen gegründeten Frieden geben.« — (Einen Frieden wird Napoleon uns allerdings geben, aber nur einen, auf die Unwiderstehlichkeit seiner Waffen gegründeten Frieden. Von Selbstständigkeit der Nationen kann dabei nicht die Rede sein; denn eben diese wäre sonder Zweifel die nächste Veranlassung zum Friedensbruche. Ich begreife nicht, wie das Wort Selbst-

ständigkeit dem Kriegsboten hat in die Feder fließen können! er zeige mir doch eine besiegte, und dennoch selbstständige Nation in Europa. Hat er auch bedacht, was zu der Selbstständigkeit eines Volkes nothwendig ist? — Es muß vor allen Dingen sich seine Herrscher selber wählen, seine Gesetze selber machen dürfen; es muß ihm frei stehen, in fremden Kriegen neutral zu bleiben; es muß durchaus keinem fremden Einfluß unterworfen sein u. s. w. Welche Gefahren und Unruhen würden nicht auf's Neue daraus entspringen! und folglich handelt Napoleon sehr weise, daß er, trotz der sehr bestimmten Versicherung des Kriegsboten: er müsse das thun; auf die Selbstständigkeit der Nationen bei dem Frieden keine Rücksicht nimmt.)

Der politische Kannengießer fährt fort: »Er muß das alte zerrüttete Sistem durch eine neue und freie Verfassung ersetzen.» — (Das freie paßt aus obigen Gründen abermals nicht hieher.)

»Er muß die verschiedenen Religionsverhältnisse durch ein allgemeines Band zu einer wohlthätigen Harmonie stimmen.» — Was diese Phrase eigentlich sagen soll, verstehe ich nicht recht. Nicht die verschiedenen Religionen, sondern nur ihre Verhältnisse sollen durch ein allgemeines Band harmonisch gestimmt werden. Das war ja schon längst geschehen, und ist darin durchaus nichts Neues oder Besseres zu vollbringen. Hat aber der Kriegsbote durch seine dunkeln Andeutungen auf eine Vereinigung der christlichen Sekten zielen wollen, so hat er dem Kaiser nicht

eine herkulische, sondern eine unmögliche Arbeit aufgebürdet, der er ganz gewiß unterliegen würde, wenn er sie auch unternehmen wollte. Wäre es Napoleon's Absicht gewesen, eine ganz neue Religion einzuführen, so hätte ihm das weit eher gelingen können, als die Vereinigung der alten Sekten, denn in jenem Falle hätten diese sämmtlich weichen müssen, welches leichter zu bewirken steht, als eine derselben zum Weichen zu bringen.

(Durch welche Mittel sollte diese Umschmelzung erfolgen? durch Gewalt? das wird Napoleon nicht wollen, auch würde der blutige Ausgang seinen Erwartungen nicht entsprechen. Also durch Güte? — man würde den weisesten Theologen von jeder Sekte auftragen, sich mit einander zu berathen, einander christlich nachzugeben, und ein, jeder Partei genügendes Resultat ausfindig zu machen. Diese Weisesten aber würden sich unter einander zanken, länger als Napoleon und seine beiden nächsten Thronfolger leben werden, und wenn sie auch endlich durch ein Wunder sich vereinigten, so würden sie bei ihren Sekten schlechten Dank verdienen und keinen Gehorsam finden. Denn — mit so entschiedener Gewißheit man aus den Weltannalen prophezeien darf, daß einst die Zeit kommen werde — sei sie auch noch so fern — wo der christliche Glaube eben so ganz von der Erde verschwunden sein wird, als der einst weitverbreitete Glaube an Osiris oder Jupiter — mit eben der Gewißheit läßt sich voraussagen, daß, so lange er existirt, auch dessen verschiedene Sekten existiren

werden, deren Vereinigung nur in dem Kopfe des Kriegsboten zu suchen ist. Und was sollte sie auch nützen? — Politischen Frieden gebe uns Napoleon, der Religionsfriede wird sich schon von selber finden.)

Das vierte Er muß des Kriegsboten bezieht sich auf die Wissenschaften und Sitten, welchen der Kaiser einen neuen Schwung geben, neue Unterstützung gewähren soll. Das Erstere ist möglich, obgleich schwer genug, da ein ganzer Welttheil in einen militärischen Staat ungeformt worden. Das Letztere hingegen, die Wiedererweckung der Sitten, ist, während der Lebenszeit Eines Menschen, unmöglich, und kann blos vorbereitet werden. Wenn die Lava nicht blos Alles zerstört, sondern sich auch über dem Zerstörten viele Klafter hoch aufgethürmt hat, so wird die jetzige Generation den schönen Weingarten, der sonst hier prangte, nicht wieder blühen sehen!

Der Kriegsbote beschließt sein Wischiwaschi mit dem elenden Sprüchlein, welches in unsern Tagen bis zum Ekel wiedergekäuet wird: »Die Welt bedarf jetzt anderer Formen, anderer Sitten — anderer Anstalten.« Das ist aber nicht wahr, sondern weil die Welt jetzt andere Formen, andere Sitten und andere Anstalten hat, so sprecht ihr, sie bedürfe derselben. Sie behalf sich recht gut ohne sie, und würde sich auch ferner so beholfen haben. Sie war freilich nicht des Doktor Pangloß beste Welt, sie ist es aber auch jetzt wahrlich nicht, und wird es nimmer sein. Wir stehen und standen auf einer gewis-

sen Stufe der Kultur, über die noch kein Volk hinausgekommen ist, und auch nie eines hinauskommen wird. Ihr verdankten wir vieles Gute, was wir, mit manchem Bösen vermischt, genossen, die heutigen neuen Formen werden dieses Böse vielleicht vertilgen, aber auch zugleich vieles von jenem Guten; sie werden uns freilich dagegen neue Güter zuführen, doch abermals vermischt mit neuen Bitterkeiten, und so wird es bleiben in alle Ewigkeit. Die Summen werden einander aufwiegen, und gäbe es einen kargen Gewinn, so wird er nimmer der Leiden werth sein, durch die wir ihn erringen mußten. —

Morgenländische Sprüche.

Das Herz des Thoren ist in seinem Munde — die Zunge des Weisen ist in seinem Herzen. —

Ein Esel, der seine Bürde trägt, ist mehr werth als ein Löwe, der die Menschen zerreißt. —

Klagen sind die Waffen des Schwachen. —

Geiz ist die Qual des Reichen. —

Wer die Weisheit lernt, aber nicht übt, der gleicht dem Landmanne, welcher pflügt, aber nicht säet. —

Die Vernunft durch Leidenschaften verdunkelt, gleicht dem Manne, den seine Frau regiert. —

Mäßigung ist ein Baum, dessen Wurzel die Zufriedenheit, dessen Frucht die Ruhe ist. —

Ein Fürst ohne Gerechtigkeit, ein Bach ohne Wasser. Weisheit ohne Ausübung, eine Wolke ohne Regen. Ein Reicher ohne Freigebigkeit, ein Baum ohne Frucht. Ein Armer ohne Geduld, eine Lampe ohne Oel. —

Freundschaft der Großen, warmes Wetter im Winter, süße Worte der Frauen und Schlummer der Feinde, vier Dinge, denen man nie vertrauen muß. —

Das Alter ist kein Theil des Lebens. —

Schiene auch dein Feind nicht größer als eine Ameise, sieh du ihn immer als einen Elephanten an. —

Es ist besser im Schweiß des Angesichts vor einem Amboß stehen und das Eisen schlagen, als mit auf der Brust gekreuzten Armen vor einem Despoten. —

Wie unterscheiden sich Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit?

Man ist freimüthig durch den Charakter, man ist wahrhaft aus Grundsätzen. Man ist freimüthig wider Willen, man ist wahrhaft, weil man es sein will. Der Freimüthige, oft befragt, kann ein Geheimniß nicht bewahren; die Wahrhaftigkeit aber ist eine Tugend, und als solche weicht sie, wenn es sein muß, einer höhern Tugend. Der Freimüthige verräth sich, der Wahrhafte zeigt sich offen; jener ist kühn, dieser hat Muth. Ein Lügner, der sich bessert, kann wahrhaft

werden, aber nie freimüthig. — Man könnte einen Freimüthigen wohl überreden, daß er lügen solle, aber er würde seinen Vorsatz schlecht ausführen. Bei einem Wahrhaften hingegen wäre das Schwerste geschehen, wenn man ihn einmal zum Lügen überredet hätte. — Einem Freimüthigen muß man in's Gesicht sehen, einen Wahrhaften reden hören. — Es ist angenehmer, Geschäfte mit einem Freimüthigen zu machen, aber sicherer mit einem Wahrhaften, denn die Tugend ist zuverlässiger als der Charakter. — Im Umgange wird der Freimüthige gewöhnlich dem Wahrhaften vorgezogen; denn man erfährt von ihm, was man wissen will, und bisweilen mehr als er eigentlich sagen dürfte; er scheint gleichsam von uns hingerissen zu werden, und das ist für unsere Eitelkeit weit schmeichelhafter, als blos zu empfangen, was uns gutwillig dargeboten wird. Auch ist die Freimüthigkeit nur eine Eigenschaft, fordert also nicht, wie die Tugend, eine lästige Ehrfurcht von uns, und gewährt dennoch denselben Genuß wie die Tugend.

Klage der Demoiselle Linkhand über ihre leibliche Zwillingsschwester, die Demoiselle Rechthand.

Ach! ich muß mir endlich Luft machen! ich muß es dem Publikum klagen, wie oft und kränkend ich zurückgesetzt

werde, und von wem? von meinen leiblichen Eltern! — um einer Zwillingsschwester willen, der ich so ähnlich sehe als ein Tropfen Wasser dem andern, mit der ich mich auch gewiß recht gut vertragen würde, wenn unsere Eltern und Verwandte nicht selbst einen so demüthigenden Unterschied zwischen uns machten. Von Jugend auf habe ich meine Schwester gleichsam als vornehmer betrachten müssen. Mich hat man groß werden lassen, ohne mir die geringste Erziehung zu geben, indessen sie Schreiben, Zeichnen, Nähen und Sticken lernte; und wenn ich einmal zufällig einen Bleistift, eine Feder oder Nähnadel berührte, so verwies man mir es noch obendrein sehr hart, und warf mir vor, daß ich alles linkisch machte und nichts mit Grazie thäte. Das geht so weit, daß mir kein Löffel Suppe gegönnt wird und fast immer entreißt mir meine Schwester die Gabel, an der ich einen Bissen Fleisch zum Munde führen will.

Bisweilen ruft meine Schwester mich freilich zu Hilfe, aber nur wenn sie ohne mich nicht fertig werden kann. So zum Beispiel habe ich das Klavierspielen lernen müssen, nicht etwa um selber Ehre damit einzulegen, sondern blos um ihr zu akkompagniren. Wenn sie Garn abwickelt, muß ich ihr den Knäuel halten, ja ich muß sie sogar waschen und reinigen, ob ich gleich — um nicht ungerecht zu sein — bekenne, daß auch sie mir oft denselben Dienst leistet. — Ach! ich wollte noch Alles verschmerzen, wenn sie blos Talente und äußerliche Vorzüge vor mir behauptete; aber

sie wagt sogar, sich mit mehrerer Treue und Redlichkeit zu brüsten; sie gibt vor, daß, wenn sie etwas verspreche, so sei darauf weit mehr zu bauen, als auf meine Zusage. Das hat sie den Leuten so lange vorgegaukelt, bis sie es endlich geglaubt haben, und wenn Jemand eine Zusicherung von uns beiden, oder auch von unserer ganzen Familie fordert, so ist die Naseweise gleich bei der Hand, um sie im Namen Aller zu ertheilen. Ja, sie ist so keck, zu behaupten, daß nur sie einem Geliebten am Altare den Schwur der Treue leisten könne, ich aber eine alte Jungfer werden müsse. Durch solche Anmaßungen haben sich bei Gelegenheit sogar die ehrwürdigsten Richterstühle verleiten lassen, blos ihren Schwur als giltig anzuerkennen und mich gar nicht einmal aufzurufen. Doch kann ich ohne Ruhm zu melden versichern, daß, wenn es darauf ankäme, vom Herzen weg zu reden, ich dazu weit geschickter wäre als sie, denn, unter uns, was das Herz anlangt, das muß sie viel weiter suchen als ich. Daher mag es auch wohl kommen, daß sie viel boshafter ist als ich. Noch habe ich in meinem Leben keine Ohrfeigen ausgetheilt, das überlasse ich ihr. Dagegen versage ich ihr meinen Beistand niemals, wenn sie um etwas bitten will, und auch im Gebete zu Gott vereinige ich mich christlich mit ihr.

Und wie vergilt mir das die Uebermüthige? — wenn Jemand geehrt werden soll, so wird er eingeladen, sich neben sie zu setzen, an meine Seite hingegen placirt man die geringeren Gäste. Dann ist sie geschäftig und legt

vor, wobei ich ihr den Teller halten muß. Kurz, ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Zurücksetzungen erzählen wollte, die ich um ihretwillen erdulde. Und doch ist uns beiden aufgetragen, den Unterhalt unserer ganzen Familie mit unserer Arbeit zu verdienen. Was soll daraus werden, wenn sie einmal krank wird? (und im Vertrauen, sie hat schon jetzt bisweilen die Gicht) wo soll denn das liebe Brot herkommen? Da werden es unsere Eltern gewiß bereuen, sie so gehätschelt und mich so vernachlässigt zu haben, denn ich könnte ja nicht einmal einen Bettelbrief schreiben, um gute Herzen dadurch zu rühren. Selbst diese Klage an ein hochgeehrtes Publikum habe ich von ihr müssen schreiben lassen, und sie würde es wohl schwerlich gethan haben, wenn sie nicht überzeugt wäre, daß all mein Klagen doch nichts helfen wird. Ich aber lebe der Hoffnung, daß doch hie und da leichtsinnige Eltern ihre bisherige Verblendung bereuen, und künftig gleiche Sorgfalt auf die Erziehung aller ihrer Kinder verwenden werden.

Die jungen Damen auf der Insel Metelin und die jungen Herren in Esthland.

Nachrichten des Lord Charlemont zufolge, die derselbe einem französischen Konsul verdankt, der sich viele Jahre lang auf der Insel Metelin aufgehalten, sind dort allein die Töchter Erbinnen des Vermögens ihrer Mütter

(denn die Väter haben nichts). Die Söhne erhalten blutwenig, werden oft aus dem Hause gejagt, und müssen ihren Unterhalt mühsam erwerben. Diese auffallende Gewohnheit, von der in Reisebeschreibungen mit Unwillen gesprochen wird, scheint mir doch bei weitem vernünftiger, und auch menschlicher, als die in Esthland herrschende Sitte, der zufolge die Söhne fast alles und die Töchter fast nichts bekommen. Diese Sitte, die man ein Recht zu nennen beliebt, gesteht nicht allein den Söhnen ein doppeltes Erbtheil zu, sondern weiß auch, durch einen ganz einfachen Kunstgriff, dieses Doppelte noch zu vervier- und versechsfachen. Hat nämlich der Vater ein Landgut, dessen Werth etwa sechzig tausend Thaler beträgt, so hinterläßt er es in seinem Testamente dem Sohne etwa für fünf und zwanzig oder dreißig tausend. Gesetzt nun, dieser Sohn sollte sich mit einer Schwester theilen, so zieht er von den dreißig tausend erst zwanzig tausend als das Doppelte für sich ab, und überläßt ihr zehn tausend, ohne Scham und Scheu, denn das ist ein altes Recht. Die Bruderliebe zuckt die Achseln; aber es kann nun einmal nicht anders sein. Auch die Liebe der Eltern findet es sehr billig, und ahnet ganz und gar nicht, daß man daraus den Schluß ziehen könne, die Töchter würden weniger geliebt als die Söhne.

Wenn man nun diese barbarische Gewohnheit in Esthland mit jener barbarischen Gewohnheit auf der Insel Metelin zusammenstellt und die Vernunft entscheiden läßt,

welche besser sei (freilich taugen sie beide nichts), so ergibt sich ganz klar, daß, wenn nun einmal eine von beiden bestehen soll, es weit vortheilhafter für den Staat ist, wenn die Schwestern die Brüder, als wenn die Brüder die Schwestern übervortheilen. Denn die jungen Herren in Metelin sind sämmtlich rüstige, fleißige Bursche, die sich auf die Schifffahrt legen, mehrere Jahre lang brav arbeiten, sich selbst ein Kapitälchen verdienen, und auf diese Weise ihr Glück auf ihre eigenen Kräfte gründen, folglich selbstständige, dem Staate Nutzen bringende Männer werden. Die jungen Herren in Esthland hingegen verlassen sich auf ihren bequemen Vorzug, laufen ein wenig durch die Schule, reisen auch wohl ein wenig, kommen zurück, verheirathen sich und verzehren unbedenklich, was der liebe Gott beschert hat. Schade nur, daß die esthländischen Töchter sich nicht eben so auf die Schifffahrt legen können, wie die metelinischen Söhne. Und das ist die zweite Ursach, warum die metelinische Sitte besser ist als die esthnische. Das weibliche Geschlecht hat keine Gelegenheit, etwas zu erwerben, und eben darum wäre es billiger, wenn doch einmal eine ungleiche Vertheilung Statt finden soll, die Töchter in ihrer unwillkürlichen Eingezogenheit, als die Söhne in ihrer Trägheit zu unterstützen. Diese begünstigte Trägheit ist Schuld, daß von den Söhnen reicher Esthländer nur sehr wenige in Staats- oder Militärdienste gehen, sondern lieber zu Hause auf dem väterlichen Gute jagen, Karten spielen und nebenher ein

wenig Landwirthschaft ganz nach dem alten Schlendrian treiben. Das ist um so mehr zu bedauern, da die Esthländer in der That sehr gute Anlagen und viele treffliche Eigenschaften besitzen, die blos durch Egoismus verdunkelt und durch Trägheit gefesselt werden. Was würde vollends daraus entstehen, wenn sich die Esthländer einmal einfallen ließen, ihre Frauen von Metelin zu holen? und die jungen Meteliner dagegen alle die guten, zurückgesetzten Esthländerinnen heim führten? — Was gilt's? auf Metelin würde ein herrlicher Schlag von Menschen aufblühen; aber in Esthland möchte ich dann nicht mehr wohnen.

Quodlibet.

Habe ich es doch in einem der vorigen Stücke prophezeit: Das Morgenblatt, welches auf drollige Sprachschnitzer Jagd machte, werde selbst auf dergleichen ertappt werden. In Nr. 145 dieses Jahres kommt folgende Stelle vor: »Das alte berühmte Smyrna, welches ehedem die von so vielen Städten bestrittene Vaterschaft des Homer auf seinen Münzen ausprägte.« — Das müssen sehr unanständige Münzen gewesen sein, denn die Vaterschaft des Homer kann nichts anders bedeuten, als daß Homer Kinder gezeugt habe.

* * *

Ein Herr Sartorius hat neuerlich ein Buch über den Flözsandstein geschrieben, welches vermuthlich Niemand lesen wird, und doch ist es in einer Hinsicht sehr unterhaltend. Er hat nämlich ein neues, verzweifelt seltsames Sistem über die Entstehung unserer Erde aufgestellt. Daß die sogenannten Mondsteine nicht aus dem Monde kommen, sondern sich blos in unserer Atmosphäre erzeugen, setzt er als ganz gewiß (?) voraus, und daraus schließt er denn, daß unsere Erde wohl auch so entstanden sein könne. — Die Sündflut erklärt er unter andern aus einer Strömung des Oceans gegen Osten, und einer von Westen her (also auch gegen Osten), die sich im Oriente begegneten, zusammen schlugen, und folglich die Gewässer aufthürmten. Ich bekenne, daß es mir unbegreiflich ist, wie eine Strömung gegen Osten, und eine, die von Westen herkommt, sich begegnen können.

Durch diese Strömungen sollen denn auch die Elephantengerippe nach Sibirien gekommen sein. (Wie denn aber die Palmen nach Preußen?) — In der Einleitung sagt er: Gott habe sich bei der Schöpfung wahrscheinlicherweise blos mit Stoffen beschäftigt, denn die Stoffe wären Ideale, und näherten sich also dem höchsten Ideale, der Gottheit.

Der Verfasser scheint wirklich geglaubt zu haben, daß er bei diesem Satze etwas dächte.

* * *

In den Kopenhagner gelehrten Nachrichten mußte bis jetzt jeder Recensent sich nennen, und das war eine vortreffliche Einrichtung, die besonders der Jenaischen Literaturzeitung zur Nachahmung zu empfehlen wäre, weil sie hoffentlich dadurch von solchen Pasquillen, als deren Nr. 36 eines enthält, unbesudelt bleiben würde. Leider ist in Kopenhagen, durch eine königliche Resolution, dieses, den schimpflustigen Recensenten lästige Gesetz aufgehoben worden, und blos der Redakteur ist gehalten, den Namen des Verfassers jeder Recension zu nennen, wenn die Behörde es verlangt. Diese Einschränkung wird den Unfug nicht hindern, denn gemißhandelte Schriftsteller, die vielleicht hundert Meilen weit von Kopenhagen wohnen, sind schwerlich im Stande, sich deshalb an die Behörde zu wenden, und strafen einen Pasquillanten lieber mit Verachtung, so wie ich den Herrn Hofrath Eichstädt, Redakteur der Jenaischen Literatur-Zeitung und dessen anonymen Helfershelfer in Nr. 36.

* * *

Wenn die Prälaten und Bischöfe in unsern Tagen den Muth gehabt hätten, den die geistlichen Hirten ehemals bewiesen, man würde sie nicht so leicht vernichtet haben. Der Erzbischof Balduin von Trier war ein geborner Krieger, und übte dieses traurige Talent sein ganzes Leben hindurch. Von dem Bischofe von Eichstedt sagt ein alter Schriftsteller: »Dieser Prälat war ein überlanger freudiger Mann, trug unter seinem Rocke, wenn er auf das Rathhaus zu dem Rechten

ging, ein ganzes Panzerhemd, und ein baierisches langes Rappier mit einem langen Heft von Hirnschalen gemacht, und ließ sich oft vernehmen: er hätte Muthes genug mit fünf Baiern sich herum zu hauen, wenn sie ihn redlich angriffen.» — Und solcher Bischöfe gab es viele.

* * *

Die eigentliche Ursache von Ovid's Verbannung ist noch immer ein Räthsel. Ein gewisser Herr Willenave hat kürzlich eine neue Uebersetzung der Metamorphosen herausgegeben, und in dem Leben Ovid's jenes Räthsel zu lösen versucht. Mit Recht zweifelt er sehr, daß das Aergerniß, welches Ovid's Schriften verursacht, Veranlassung dazu gegeben, obgleich Augustus selbst dies erklärte. Aber wenn man bedenkt, daß dieser Kaiser nichts weniger als keusch oder skrupulös in solchen Dingen war; daß Ovid's Moral der Moral aller seiner Zeitgenossen glich; daß er sie wenigstens noch in zartere Bilder als jene hüllte, und daß seine Kunst zu lieben schon seit zehn Jahren die kaiserliche Bibliothek schmückte, als Augustus erst auf den Einfall gerieth, Gift in einem Werke zu entdecken, das er zuvor bewundert hatte und dessen Verfasser sein Liebling war: so fällt diese Vermuthung gänzlich weg. — Ovid's Verbindungen mit der älteren Julie, August's Tochter, können eben so wenig die Quelle seines Unglücks geworden sein, weil diese Julie schon seit zehn Jahren des Kaisers Ungnade trug, als der Blitz auch den Dichter traf. — Allein Ovid gehörte zu des Kaises vertrautem Zirkel, er durfte im Pa-

lasst nach Gefallen aus- und eingehen, wahrscheinlich entdeckte er also zufälligerweise irgend ein schimpfliches Familien-geheimniß der Cäsaren. Aber welches? — das möchte jetzt schwer zu errathen sein. Einige glauben, er habe die Livia im Bade überrascht. Nun wenn auch? sollte denn ein schönes Weib daraus ein so schweres Verbrechen gemacht haben? nur die keusche Diane dachte so streng. Andere vermuthen, er sei ein unberufener Zeuge der mehr als väterlichen Liebkosungen gewesen, mit welchen, der Sage nach, Augustus die jüngere Julie, die Tochter der ältern, überhäufte. Aber sie war ja seine leibliche Enkelin, und, was noch mehr ist, er zählte wenigstens schon siebenzig Jahre, und — was am meisten dagegen beweist — Ovid macht in seinen rührenden, an den Kaiser gerichteten Klagen beständige Anspielungen auf die, von ihnen beiden wohlgekannte Ursache seiner Ungnade, auf das unfreiwillige Vergehen des Dichters und auf die Herzenswunde des Fürsten; wenn Alles dies durch eine solche Blutschande erklärt werden sollte: so müßte Ovid doch ganz und gar den Kopf verloren haben, wenn er den Kaiser unaufhörlich an ein so schimpfliches Laster erinnert hätte; schwerlich wäre das der Weg gewesen, seine Begnadigung zu erhalten.

Es bleibt also nichts anders übrig, als die Entdeckung irgend einer Abscheulichkeit zu vermuthen, bei der es besonders dem Tiber und der Livia darauf ankam, sie in ewige Vergessenheit zu begraben. Hierüber stellt Villenave neue und scharfsinnige Ideen auf, indem er alle die Um-

stände, die uns aus der Geschichte zur Zeit von Ovid's Verbannung bekannt sind, unter Einen Gesichtspunkt bringt. Der alternde Augustus, von häuslichem Kummer genagt, von der Livia und ihrem Sohne Tiber tirannisch beherrscht, wird dahin gebracht, seine eigene Familie zu verbannen. Schon war er Ankläger und Richter seiner Tochter Julie geworden und hatte sie aus der kaiserlichen Familie verstoßen. Der junge Agrippa, ein Sohn dieser Prinzessin, und Julie, dessen Schwester, blieben noch um den Großvater, und es schien, er werde alle seine Zärtlichkeit in diesen Enkeln vereinigen. Die vornehmsten Bürger, selbst die Günstlinge des Kaisers, und unter andern Fabius Maximus, Ovid's eifrigster Freund, gaben laut genug ihre Wünsche für den natürlichen Thronerben zu erkennen, und — da war es, als Agrippa mit seiner Schwester verbannt, Ovid gleichsam an die Grenzen der bewohnten Welt geschickt wurde, belastet mit einem Geheimnisse, von dem er den Kaiser beständig unterhielt, aber auch selbst fühlte, wie gefährlich die Enthüllung desselben ihm werden könnte, und darum sich begnügte, nur um einen mildern Aufenthalt zu flehen. — Indessen schienen Fabius Maximus, Sextus Pompejus und andere Freunde Ovid's, die noch in der Gunst des Kaisers standen, dessen Zärtlichkeit für seine Familie wieder erweckt zu haben. In den Busen des Maximus vergoß der Beherrscher der Welt insgeheim Thränen über seinen von ihm selbst verkannten Enkel, den er doch nicht zurück zu berufen wagte. Aber dieser bedenkliche Wechsel seiner Em-

pfindungen blieb der Livia nicht unverborgen, und bald wurde Maximus gezwungen, sich selbst den Tod zu geben.

Es ist höchst merkwürdig, daß Ovid sich als die Ursache dieses neuen Unglücks anklagt; er hegte also vermuthlich, den Agrippa betreffend, gleiche Gesinnungen mit Maximus, ermunterte und überredete ihn vielleicht, Alles zu versuchen, um dem Schicksale des jungen Prinzen eine günstige Wendung zu geben; eine Begebenheit, die wahrscheinlich auch seine Befreiung nach sich gezogen haben würde. — Endlich beschließt der Kaiser, den Römern den Jüngling wieder zu schenken, den sie lieben, und sogleich fassen Ovid's Freunde die lebhafteste Hoffnung zu seiner Begnadigung; aber — Agrippa wird zu Nola ermordet — die beiden Julien sterben im Elende — und von diesem Augenblicke an sieht Ovid selbst so klar, daß sein Schicksal unwiederruflich entschieden sei, daß er nicht einmal einen Versuch macht, den Tiber zu bewegen, und daß er nur noch ein einzigesmal wagt, ihn um einen mildern Aufenthaltsort anzuflehen, eine Bitte, die nicht erfüllt wird. — Erfahren wir gleich aus diesen interessanten Zusammenstellungen noch immer nicht die gewisse Ursache von Ovid's Exil, so hat Herr Villenave doch sehr wahrscheinlich dadurch gemacht, daß die Politik es erheischte, und daß man fürchtete, er werde ein Geheimniß verrathen, dessen Bekanntwerdung, durch seine weite Entfernung von Rom, unmöglich gemacht werden sollte.

(Man vergleiche Bayle in einer der neuern Ausgaben

seines Dictionnaire in der Note k, wo er dennoch zweifelt, daß Ovid klug genug gewesen sei, den Kaiser an irgend etwas schimpfliches lieber gar nicht zu erinnern, und daß vielleicht eben diese Unklugheit den Kaiser so unerbitterlich gemacht habe.)

* * *

Es ist bemerkenswerth, daß der Freimüthige in Nr. 139 dieses Jahres dem Künstlerlexikon von Meusel einige in der That lächerliche Sprachschnitzer vorrückt — zum Exempel:

»Euriger übte sich von Kindheit an im Zeichnen mit so glücklichem Erfolge, daß er in seinem vierzehnten Jahre (nicht etwa ein vorzügliches Kunstwerk verfertigte, sondern) seinem Bruder nach Paris folgte.« Ferner: »des Thiermalers Grott vornehmste Arbeit in Deutschland ist das churfürstlich baierische Familienstück zu München.« Ferner: das Potter'sche berühmte Gemälde in Kassel, die pissende Kuh, wird die büssende Kuh genannt u. s. w., — daß aber das Morgenblatt, gleichfalls Nr. 139 und gleichfalls von diesem Jahre, wiederum den Freimüthigen eben solcher Lächerlichkeiten bezüchtigt, zum Exempel:

»Wir passirten das, von dem dort verfertigt werdenden guten Büchsenpulver bekannte Dorf.« — Ein echt psychologisches Seelengemälde.« — »Eine für ihr Alter sehr gelungene Sängerin.«

Freilich sollte man selbst keine Blößen geben, wenn man

fremde Blößen aufdecken will, und wer weiß, was wiederum dem Morgenblatte noch bevorsteht, wenn eine literarische Spürnase sich die Mühe nimmt es durchzuwittern; denn es wird in der That nicht leicht einen Schriftsteller geben, dem nicht zuweilen etwas Menschliches begegnete, wenn gleich nicht völlig so lächerlich als die oben angeführten Beispiele. So, zum Exempel, machte mir, als meine preußische Geschichte erschienen war, ein Freund die Bemerkung, daß ich gleich die Vorrede mit einem Sprachschnitzer angehoben hätte. Ich stutzte nicht wenig, da ich mir bewußt war, in diesem Werke einen ganz besondern Fleiß auf die Sprache verwandt zu haben; aber er überzeugte mich bald von der Richtigkeit seiner Bemerkung, indem er mich ersuchte, die Ueberschrift der Vorrede genauer zu erwägen. Sie lautet nämlich so: Ueber die bisher unbenutzten Quellen dieses Werks. »Sind,« sagte er, »die Quellen bisher, das heißt bis auf diesen Tag, unbenutzt gewesen, so hast auch du sie ja nicht benutzt?«

Es ist freilich ein wenig Mikrologie in dieser ohnehin nur scherzhaften Kritik; aber sie ist doch wahr, und mag zur Warnung dienen. Ich bitte die Besitzer meiner preußischen Geschichte, jene Ueberschrift unter die Druckfehler, und, statt des Wörtleins bisher, das Wörtlein zuvor einzuschalten.

* * *

Zum Glück gibt es unter den europäischen Fürsten keine

von jenen verfluchten Geißeln der Menschheit, die man Eroberer zu nennen pflegt. Sollte aber künftig einer unter ihnen aufstehen, und etwa sein Gewissen ihn belästigen, so darf er sich nur an die deutschen Schriftsteller wenden, die werden ihm nicht allein beweisen, daß er ein großer Mann ist, der Bewunderung verdient; sondern daß er auch ganz recht handelt. Man lese zum Beispiel im europäischen Beobachter (1808, Nr. 21), da steht mit dürren Worten: Große Reiche können nicht durch Trägheit erhalten werden. Sich mit dem Seinigen begnügen ist die Sache eines Privatmanns; um Fremdes zu streiten, das ist der Ruhm der Könige. Ja, so weit geht deutsche Niederträchtigkeit. Wenn also einmal ein friedliebender König alle Staatskräfte auf die innere Verbesserung seines Landes wendete: so würde der europäische Beobachter das Trägheit nennen, und ihm den Untergang prophezeien. Er muß, wenn er Ruhm erwerben will, durchaus um Fremdes streiten, das heißt, fremdes Eigenthum zu rauben suchen. Wer würde sich nicht freuen, wenn der Aufsteller eines solchen Grundsatzes bei der ersten Gelegenheit rein ausgeplündert würde.

* * *

Attila nannte sich eine Geißel Gottes. Es gibt auch Geißeln Gottes, die sich nicht so nennen, vielleicht weil der Name so schrecklich klingt. Milder dem Klange nach, aber im Grunde gleich bedeutend, war der, welchen

Erich IX. wählte: Gottes Freund der Menschen Feind. Als ob beides vereinbar wäre!

* * *

Der Kanzler d'Aguessau stellte in seinen Werken folgendes Bild einer vollkommenen Staatsverwaltung für Frankreich auf: »Eile mit Weile, mindere des Königs Schulden, stelle nach und nach die Seemacht wieder her, begünstige den Ackerbau, reize zur Industrie, belebe die Künste, schütze den Handel: das ist der wahre Weg, um zu einer soliden Größe zu gelangen (nicht ein Wort von Eroberungen); so vermehrst du die Kraft, ohne den Neid zu wecken; so fängt man nicht eher an dich zu fürchten, bis du selbst nichts mehr zu fürchten hast.»

* * *

Für Verliebte stelle ich hier eine interessante Frage auf: Wenn liebt man am wenigsten? wenn man zu brechen im Begriffe steht? oder wenn man eben bricht? oder nachdem man gebrochen hat?

* * *

Unsere Mystiker und Metaphysiker gleichen jenem Pariser Kinde, von welchem ein französischer Schriftsteller erzählt: »Es schrie entsetzlich. Ich bot ihm Spielwerk und Bonbons, allein vergebens; es warf Alles mit Ungestüm von sich, und wollte nur den grand dada haben. Wer ist dieser grand dada? fragte ich die Mutter. Ach! sagte sie, ich bin diesen Morgen mit ihm über den pont neuf gefah-

ren, da hat es die Bildsäule Heinrich IV. gesehen, und will nun durchaus damit spielen.»

* * *

Alexander, der Eroberer, legte Homer's Gedichte neben seinem Schwerte unter das Kopfkissen, und machte dem Aristoteles Vorwürfe, daß er, außer ihm, noch Andere unterrichte. Marc Aurel war eben so eifersüchtig auf den Ruhm eines großen Philosophen, als auf den eines großen Kaisers. Franz I. belohnte mit gleicher Freigebigkeit die Heldenthaten Bayard's, die Gefälligkeiten der Herzogin von Etampes und das Griechische des Amiot. Friedrich der Große vereinigte die Lorbeern des Mars und des Apollo auf seinem Haupte. Aber die Liebe zu den Wissenschaften ist doch nur eine Buhlschwester, denn sie verschmäht auch die verdorbensten Herzen nicht. Nero war Dichter und ein Freund der Künste. Die größten Tirannen und Despoten stellen sich wenigstens, als ob sie die Wissenschaften hochschätzten.

* * *

Ein dummer Teufel sah einen Spitzbuben zum Galgen führen. »Was hat der Mensch gethan?» fragte der dumme Teufel einen Spaßvogel, der neben ihm stand. — »Stellen Sie sich vor,» antwortete dieser sehr ernsthaft, »er hat im vorigen Winter Schnee in einem Backofen getrocknet, und hat ihn für Salz verkauft.» — »Ach! der infame Spitzbube!» sagte der dumme Teufel und wunderte sich gewaltig.

* * *

Die Witwe eines Unterlieutenants mit vier Kindern trat vor den wackern Kaiser Joseph und überreichte ihm eine Bittschrift, mit ihrem Namen unterzeichnet, und dabei geschrieben: Oberlieutenant. Der Kaiser stutzte und fragte. »Ich habe Ew. Majestät in der That als Oberlieutenant gedient,« sagte die Witwe, »bis ich einst schwer verwundet und beim Verbande mein Geschlecht entdeckt wurde. Da heirathete ich meinen seligen Mann und gebar Ihnen vier Söhne.« — Gerührt nahm Joseph das Geschenk an, und versorgte die brave Mutter, die leider jetzt in Wien nicht ihres Gleichen hat.

* * *

Michel Angelo war nicht blos ein großer Maler, sondern auch ein guter Bildhauer und Dichter. Wir verdanken unter andern seinem Meißel eine Bildsäule der Nacht; sie ist schlafend vorgestellt und wurde so vortrefflich befunden, daß man folgenden Vers darauf machte:

La Notte che tu vedi in si dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita
In questo sasso; e perche dorme, ha vita,
Destala se nol credi, e parleratti.

Zu deutsch: »Die Nacht, welche du hier so behaglich schlummern siehst, wurde von einem Engel aus Marmor gehauen; sie lebt, denn sie schläft. Wecke sie, wenn du mir nicht glaubst, und sie wird sprechen.« — Schnell dichtete der Künstler eine Antwort im Namen der Nacht:

Grato mi é il sono, e più l'esser di sasso:
Mantre che'l danno e la vergogna dura.
Non veder, non sentir, m'é gran ventura:
Però non mi destor — deh parla basso!

Zu deutsch: »Süß ist mir der Schlaf und froh bin ich, aus Marmor zu bestehen in einer so schlimmen, unverschämten Zeit. Nicht sehen, nicht fühlen ist mir eine Wohlthat. D'rum wecke mich nicht! rede leise!« — Wenn die Nacht seitdem immer fort geschlafen hat, so wird sie sich wahrhaftig jetzt auch nicht wecken lassen.

* * *

Olivier Maillard, Beichtvater Karl's des Achten, strafte jeden moralischen Unfug in seinen Predigten und verschonte den König selber nicht. Einst, als er es wieder sehr arg gemacht, das heißt: freimüthig gesprochen hatte, ließ der König (dessen Vater unlängst die Extraposten eingerichtet) ihm sagen, er werde ihn ersäufen lassen. »Sehr wohl,« antwortete der Beichtvater, »so gehe ich zu Wasser in's Paradies, wo Seine Majestät mit Ihren Postpferden mich nie einholen werden.« — Der König lachte, und ließ hinfort ihn schelten so viel er Lust hatte.

* * *

Dionys, der Tirann, fand einst im Tempel Jupiter's ein kniendes Weib, das mit großer Inbrunst für seine Erhaltung betete. Das gefiel ihm wohl, er nahte freundlich grinsend, und fragte die Betende, wodurch er ihre Liebe gewonnen? — »Ach Herr!« antwortete sie, »du bist der

dritte Tirann, den ich über Sicilien herrschen sehe. Zur Zeit des ersten hatte ich vier Kühe; er nahm mir eine, ich flehte um seinen Tod, und er starb. Sein Sohn nahm mir die zweite Kuh, und auch ihn habe ich zu Tode gebetet. Du hast mir die dritte genommen, und ich flehe Tag und Nacht um dein Leben, um wenigstens meine vierte Kuh zu behalten.»

* * *

Vor mehr als dreißig Jahren stiftete ein Herr Artau zu Paris eine Lotterie für keusche Jungfrauen (filles sages). Jetzt hört man nichts mehr davon. Ist diese Lotterie eingegangen? Oder gibt es keine filles sages mehr?

* * *

Vormals wurde am ersten Mai dem Könige und der Königin von Neapel mit großem Pomp durch den Hofsteuermann von Neapel ein Geschenk von Früchten, Blumen und Vögeln überreicht. Diese prächtige Ceremonie ist in einem Gedichte beschrieben, dessen Verfasser ein Herzog von Betfort sein soll. Man findet darin allerlei Angaben, die heutzutage bestritten werden, wenigstens nach französischen Ansichten. Da ist eine schöne Pyramide, verziert mit den Wapen der Häuser Bourbon und Oesterreich; da liest man die Namen der vier Tugenden, die dem Könige eigen sein sollen (Ferdinand IV.), Religion, Gerechtigkeit, Gnade, Freigebigkeit; da tritt der Strom Sebete aus seinen Ufern, um die allgemeine Freude zu theilen; da singen allegorische Schwäne die Glückseligkeit

der jetzigen (nämlich vorigen) Regierung u. s. w. Wenn man das so liest, so kann man sich wahrlich nicht enthalten, alle Fürsten zu bemitleiden, denn sie sind gleichsam nur geboren, um auf dem Theater der Welt schwere Rollen zu spielen; so lange sie auf der Bühne stehen, beklatscht man sie und wirft ihnen Blumen zu, sie mögen spielen wie sie wollen; müssen sie aber hinter die Coulisse treten, so sind sie im Nu vergessen, und man jauchzt dem zu, der sie ablöst, wenn er auch zehnmal schlechter spielte. — Das ist freilich schon oft gesagt, aber noch nicht so oft bewiesen worden, als in unsern Tagen.

* * *

Es ist eine traurige Wahrheit, aber darum nicht minder eine Wahrheit, daß die meisten Anekdoten, welche der Menschheit Ehre machen, sich nicht ganz so zugetragen haben, wie man sie erzählt. Das Bestreben jedes Erzählers geht dahin, den Zuhörer in Erstaunen zu setzen, und er verschönert seine Anekdote, bisweilen ohne es zu wollen, oft ohne zu bedenken, daß er gerade durch die Verschönerung ihr die Wahrscheinlichkeit raubt. So zum Beispiel berichteten die Zeitungen vor vielen Jahren, es sei ein Boot auf dem Rheine untergegangen, ein starker muthiger Bauersmann, der sich nebst seiner Frau darauf befand, habe diese umfaßt und gegen den Strom gekämpft. Sie sei aber bald gewahr geworden, daß seine Kräfte ihn verließen, da habe sie den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, sich von ihm los zu machen, und — mit den Worten:

leb' wohl! sorge für unsere Kinder! sei sie in den Wellen verschwunden.

Wenn Verse Beweisgründe wären, so dürfte man an dieser Anekdote nicht zweifeln, denn Lenz, ein nun vergessener Dichter jener Zeit, hat sie rührend besungen. Aber kann sie sich auch wohl so zugetragen haben? schwerlich! — Ein Mensch in Gefahr zu ersaufen, stellt keine Betrachtungen an, ob der, an den er sich klammert, auch noch Kräfte genug habe, ihn zu halten oder nicht. Eine tausendfache Erfahrung lehrt, daß ein solcher bewußtlos und krampfhaft Alles umschlingt, auch die Füße oder Arme des Retters, wie es sich eben trifft, so nothwendig auch beide zum Schwimmen sind. Weit natürlicher ist es zu glauben, daß entweder sie keine Kraft mehr hatte, sich an ihm zu halten, und unfreiwillig ihn los riß, oder daß er in der Todesangst sich von ihr los machte, und nachher, gleichsam zu seiner Entschuldigung, ihre letzten Worte als einen Heldenmuth der Liebe darstellte. Freilich verliert die Anekdote dadurch viel von ihrem Interesse, allein die Wahrheit gewinnt. — Ich erinnere mich einer andern, sehr rührenden Begebenheit, wo eine Mutter mit zwei Kindern, in Wassersgefahr, sich an ein Bäumchen klammerte, welches noch aus dem Wasser hervorragte, und als sie sah, daß für beide Kinder nicht Platz genug sei, daß einer von ihnen dreien weichen müsse, ohne Bedenken in die Fluten sprang. Diese Begebenheit kann sich allerdings so zugetragen haben; denn hier trat ein Augenblick ein, wo die

Todesgefahr sich verminderte, folglich die Todesangst die Seele nicht ganz verwirrte, sondern der Mutterliebe Raum ließ. Aber von der Todesangst ergriffen, handelt auch der edelste Mensch nur instinktmäßig, und wenn dieselbe Mutter, nachdem sie sich in die Fluten gestürzt, den Baum noch einmal hätte erreichen können, so würde sie sich auf's Neue daran geklammert haben, um gleich nachher auf's neue in die Wellen zu springen.

* * *

Rousseau machte recht hübsche Schnürbänder. Eine junge Dame bat ihn um eins derselben zu ihrem Hochzeittage. Er schickte es ihr mit folgendem Billet: »Empfangen Sie, Mademoiselle, das schöne Geschenk, welches Sie von mir begehrt haben. Sollte es zu lang sein, so schonen Sie es und sorgen dafür, daß das Ueberflüssige bald gebraucht werden könne. Tragen Sie unter glücklichen Vorbedeutungen dieses Symbol der Bande des Schmerzes und der Liebe, mit welchem Sie Ihren glücklichen Gatten fesseln werden. Vergessen Sie aber auch nicht, daß ein Schnürband aus der Hand dessen, der die Pflichten der Mütter aufzeichnete, die Verbindlichkeit auferlegt, diese Pflichten zu erfüllen.»

* * *

Nr. 843 des Courier de l'Europe vom vorigen Jahre enthält einen merkwürdigen Artikel über das Weimar'sche Theater, den ich von Wort zu Wort wieder gebe, um zu zeigen, was dabei heraus kommt, wenn man die Musen als Leibeigne behandelt. Sehet da, heißt es,

wie man in Deutschland Kritiken gegen Schauspieler widerlegt. Ein weimarischer Schriftsteller hatte in eine dortige Zeitung einige Bemerkungen über die Schauspieler des weimarischen Theaters einrücken lassen; ein Theater, welches nicht dem kleinsten Winkeltheater von Paris die Wage hält (qui n'égale pas le plus petit theâtre bourgeois de Paris); aber welches in jener Gegend durch den literarischen Ruf der Stadt Weimar einige Wichtigkeit erhält. Plötzlich empfängt der Kritikus die offizielle Anzeige: »daß die weimarische Regierung ihm ihren bürgerlichen Schutz entziehe,« welches mit andern Worten eben so viel hieß, als: er solle verbannt sein. Man kann leicht denken, daß es mehr als Ein Theater gibt, wo die Schauspieler sehr froh sein würden, wenn sie die Verwegenen, welche sie zu tadeln wagen, auf diese Art zum Schweigen bringen könnten; aber nur Göthe allein versteht, einem solchen lettre de cachet eine so originelle Form zu geben. (Mais il n'y a que M. Göthe qui sache donner à une lettre de cachet des formes aussi originales.) Uebrigens würde man besser gethan haben, die weimarischen Schauspieler bei höflichern Leuten in die Schule zu schicken, und wenn sie dadurch auch nicht das Geheimniß gelernt hätten, ehrliche Kritiker schweigen zu machen, so würden sie zum wenigsten erfahren haben, wie man es macht, um Lobpreiser reden zu lassen. (Pour faire parler des louangeurs.)

* * *

Ein ominöser Druckfehler findet sich im Freimüthigen

Nr. 209 vorigen Jahres. Es wird nämlich von einem Kriegsspiele in Dresden gesprochen, und davon gerühmt, daß es manche Gegenstände des Kriegs- und Armenwesens (statt Armeenwesens) versinnliche. Dieser Druckfehler ist — bei der allerdings innigen Verschmelzung des Kriegs- und Armenwesens — einer der verzeihlichsten von der Welt, und man sollte beinahe auf den Einfall gerathen, der Setzer sei ein loser Vogel.

* * *

Hingegen ist es kein Druckfehler, sondern eine kleine Uebereilung von dem Herausgeber des neuen politischen Journals oder Kriegsboten, der sonst des Lobes der neuen Ordnung der Dinge nicht satt werden kann, wenn er pag. 242 sich folgendergestalt vernehmen läßt: »Zu allen Zeiten ist durch große Revolutionen mehr bewirkt worden, als in den Absichten derer lag, die sie herbeiführten, oft sogar das bare Gegentheil von dem, was man beabsichtigte. Unsere Zeiten werden in dieser Hinsicht keine Ausnahme machen.»

Weh' uns, wenn diese Prophezeiung eintreffen sollte! es ist uns so viel tausendmal gesagt worden, daß die Absichten derer, die uns umwälzen, blos dahin gehen, uns unaussprechlich glücklich zu machen, daß wir endlich, mit Thränen in den Augen und leeren Taschen, angefangen haben, es zu glauben. Weh' uns, wenn das bare Gegentheil geschieht! und uns denn gar nichts Bares mehr übrig bliebe, als eben dieses Gegentheil.

»Der ausgestreute Same,« so fährt der Verfasser fort, »ist kraftvoll — (das weiß Gott!) und der Boden, auf den er gefallen ist, nicht unfruchtbar — (wie könnte er das sein? er ist ja mit Blut gedüngt), es wird nur darauf ankommen, daß wir uns über gewisse Dinge verständigen u. s. w. — Diese gewissen Dinge bezeichnet der Herr Verfasser zwar nicht weiter, doch aus dem Zusammenhange erhellt, daß er die deutsche Freiheit darunter versteht, die ein gewisses Ding ist, über welches die Machthaber sich nun schon längst vollkommen verständigt haben.

* * *

Seite 243 wirft derselbe Schwätzer der österreichischen Regierung vor, daß sie bei jeder Gelegenheit ihren eigennützigen Absichten das Blut der braven Deutschen geopfert habe. — Ach, lieber Gott! das Blut der braven Deutschen scheint nun einmal dazu bestimmt zu sein, eigennützigen Absichten geopfert zu werden. Wo ist es nicht schon geflossen? und wo fließt es nicht?

* * *

Da haben wir nun so lange geglaubt, es sei gar nicht mehr möglich daran zu zweifeln, daß die Erde sich um die Sonne drehe, und siehe, da ist ein Herr d'Aguila aufgestanden, der in einem Werke: decouverte de l'Orbite de la terre, weder dem Ptolomäus, noch dem Tycho Brahe, noch dem Copernicus folgt, sondern erzählt, daß die Erde, um ihren jährlichen Kreislauf zu vollbringen, keiner größern Bewegung dazu bedarf, als des täglichen

Umwälzens um ihre Achse, daß die Sonne hingegen sich jährlich Einmal um die Erde drehe. Die Beweise dieser neuen Wahrheit anzuführen, ist hier weder Ort noch Raum; ich lebe aber der Hoffnung, daß man die neuen Formen am Himmel eben so wohl als die neuen Formen auf der Erde auch ohne Beweis für besser halten wird als die alten.

* * *

In den bisweilen etwas paradox klingenden Noten des Moniteur zu englischen Zeitungsnachrichten steht unter andern: »Wenn man eine große Armee hat, so können die Lebensmittel wohl in einige Verlegenheit setzen, aber einen General nie aufhalten. Mangel an Lebensmitteln kann nie einen Grund abgeben, sondern nur einen Vorwand.«

So ist also nunmehr eine seit Jahrhunderten für wichtig gehaltene Maxime in der Kriegskunst durch einige Federstriche vernichtet.

* * *

In den Zeiten von Voß (im Juliheft auf der ersten Seite) äußert der scharfsinnige Herausgeber die Hoffnung, daß wir in einem Zeitpunkt leben, in welchem die Lage von Europa, wahrscheinlich für ein Menschenalter, definitiv durch Napoleon entschieden werden wird. — Lieber Gott! diese Hoffnung ist nicht glänzend. Denn wenn durch alle die Blutströme, die, fast während eines Menschenalters, vergossen worden sind,

nicht mehr erkauft sein sollte, als die Ruhe eines Menschenalters, so wäre der Preis fürwahr zu hoch.

* * *

Nach pag. 12 sagte der General Bonaparte in Egypten in einer Proklamation an seine Krieger: »Die Plünderung bereichert nur eine kleine Anzahl Menschen; sie entehrt uns, sie vernichtet unsere Hilfsmittel, sie macht uns die Völker zu Feinden, die zu Freunden zu haben unserm Interesse angemessen ist.« Lauter goldene Worte; nur Schade, daß sie außer Egypten nicht immer beherzigt worden sind!

* * *

Pag. 14. zeigt der Herausgeber mit großer Feinheit und Menschenkenntniß, daß der Heerführer der Franzosen nicht den besten Weg einschlug, sich den Pascha von Kairo geneigt zu machen, indem er ihm ohne Umschweife bittere Wahrheiten sagte. Allein solche Wahrheiten sind der Stempel der heutigen freimüthigen Diplomatik. Wer seines Schwertes und seiner Faust gewiß ist, wozu soll der die kleinen ängstlichen Höflichkeiten beobachten, die nur dem Schwachen geziemen. Die gekrönten Häupter haben in den letzten zehn Jahren sich so entsetzlich viele — wie soll ich es nennen? — starke Dinge gesagt, daß man zum mindesten die Gelehrten nicht mehr allein beschuldigen darf, ihre Sprache sei ausgeartet.

* * *

Pag. 15. »Man hat sich in Frankreich seit der Revolution gewöhnt, bei Unternehmungen gegen andere Länder oder in andern Ländern, sich mit Proklamationen an die Völker zu wenden, um ihnen anzuzeigen, daß man auf ihre Personen und ihr Eigenthum Angriffe zu richten nicht gemeint sei» — (doch vorbehalten die Kontributionen und Requisitionen, die das Eigenthum freilich ein wenig schmälern und die gleich so eingerichtet werden, daß noch viele Jahre lang nach dem Frieden daran bezahlt werden muß), »so wenig mit feindlichen Absichten gegen sie umgehe, daß man vielmehr ganz eigentlich und allein komme, um ihren Zustand zu verbessern und ihr Glück zu begründen. In wie fern dies ernstlich gemeint und durch die That bewährt worden sei, lassen wir hier auf sich beruhen.» — (Ernstlich gemeint? daran wollen und dürfen wir nicht zweifeln. Durch die That bewährt? das muß die Zeit lehren. Die Franzosen wollen ja auch nicht die jetzige Generation glücklich machen, sondern die Nachwelt. Wir, die wir das verdammte Unglück haben, jetzt zu leben, wir gleichen den Israeliten, die der liebe Gott von den Fleischtöpfen Egyptens in die Wüste führte; aber unsere Nachkommen werden das gelobte Land schauen.) »Man muß sich immer noch Wirkung davon versprechen (nämlich von den Proklamationen), denn man hat diese Sitte bis auf die gegenwärtige Zeit beibehalten.» — (Warum sollte man sie nicht beibehalten, so lange sich Menschen finden, welche diesen Proklamationen vertrauen? — Es ist über-

haupt merkwürdig, daß wir in einer Zeit leben, wo sehr viel mit den Völkern gesprochen wird, doch sind es eigentlich nur zwei Gegenstände, über welche man mit ihnen spricht, erstens: sie sollen ruhig bleiben, sollen vom besten Geiste beseelt sein, und zweitens: sie sollen geben. Mir ist keine Proklamation bekannt, die einen andern Zweck hätte).

* * *

Pag. 20. In dem Schreiben, welches der General Bonaparte aus Egypten an das Direktorium erließ, findet sich die merkwürdige Aeußerung: »Das Verhängniß hat bei diesem Vorfalle (nämlich bei der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir) wie bei vielen andern beweisen wollen, daß, wenn es uns auf dem festen Lande das Uebergewicht ertheile, es unsern Nachbarn die Herrschaft der Meere beschieden hat.« — Es läßt sich wohl nicht zweifeln, daß der Held diese Worte im ganzen Ernste und mit voller Ueberzeugung geschrieben; wie sehr muß man daher den Muth und die Kühnheit bewundern, mit welchen er jetzt sogar dem von ihm erkannten Verhängnisse trotzt, und den ganzen Kontinent von Europa gegen dasselbe bewaffnet, um den Engländern die Herrschaft der Meere zu entreißen, die ihnen das Verhängniß beschieden hat. Der Herausgeber der Zeiten meint: diese Verschiedenheit der Ansichten sei ganz natürlich bei einer solchen Veränderung der Verhältnisse. Allein ich

möchte ihm zurufen: du gibst dem Kaiser nicht was des Kaisers ist. Nur in Napoleon's großem Charakter muß der Grund der Verschiedenheit der Ansichten gesucht werden; denn die Verhältnisse zwischen den Engländern und Franzosen haben sich gar nicht verändert, die letztern werden zur See noch immer eben so von den erstern geschlagen wie damals, und es scheint folglich noch immer dasselbe Verhältniß und Verhängniß obzuwalten.

* * *

Pag. 141 heißt es: »Jammer über das Heil, was durch Volksinsurrektion — — der schrecklichsten aller Geißeln der Menschheit — erworben werden soll! Spanien stellt doch wohl ein neues warnendes Beispiel auf. Wer möchte das Elend messen, was durch die Insurrektion dort schon bewirkt worden ist. Was wird das endliche Los der Nation gleichwohl anders als Unterwerfung sein? u. s. w.“ — Daß Volksinsurrektionen die schrecklichste Geißel der Menschheit sind, darüber ist wohl Jedermann mit dem Verfasser einig; wenn er aber Jammer und Weh über das Heil ruft, welches durch sie erworben wird, so bedenkt er nicht, daß unser eigenes, jetzt so sehr gerühmtes Heil blos durch die französische Volksinsurrektion von 1789 erworben worden; denn hätte man Ludwig XVI. nicht vom Throne gestoßen: so säßen auch wir noch in dem alten Sauerteige, und die Welt, von der man jetzt allgemein behauptet, daß sie anderer Formen so sehr bedurft habe,

müßte sich noch immer mit den alten Formen behelfen, und wäre vielleicht gar so unglücklich, ihr Elend nicht einmal zu fühlen. Freilich wird Unterwerfung das Los der Spanier sein; aber das war ja auch das Los der Franzosen, die jetzt auf dem höchsten Gipfel des Ruhms und Glücks stehen.

* * *

Pag. 147. »Seit geraumer Zeit hegten wir die Ueberzeugung: daß das Schicksal selbst alle Operationen Napoleon's leite, und daß alle Bemühungen der Menschen nichts gegen ihn vermögen.» — Dasselbe schrieb mir vor einiger Zeit eine sehr kluge, fromme Frau, nur mit andern Worten: Der Herr hat es ihm geheißen, so drückte sie sich aus, und man kann in der That nichts Besseres darüber sagen. Ich zweifle nicht, daß die Meder eben das sagten, als Cyrus sie überwand, und daß die Perser eben das sagten, als Alexander sie überwand, und daß die Griechen eben das sagten, als sie von den Römern überwunden wurden rc. rc. rc. Es ist ein wahrer Trost- und Kernspruch, der zugleich von allen andern Gedanken dispensirt.

* * *

Im Oktoberheft pag. 164: »So ändern sich die Ansichten mit den Begebenheiten, und es ist nur das Sonderbare dabei, daß man aus ähnlichen, vorhergegangenen Ereignissen und Erfolgen, immer noch nicht auf die nach-

folgenden schließen will, sondern immer noch ganz neue Erscheinungen erwartet, unerachtet das Natürlichere scheint, vorauszusetzen, daß immer noch gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen müssen.» — Da hat der Verfasser ein sehr wahres Wort gesprochen. Es ist eine alte, aber von Niemanden beherzigte Klage, daß die Geschichte, sowohl die ältere als die neuere, den Menschen zu nichts weiter dient, als sich die Zeit damit zu vertreiben. Noch jetzt ist man so kurzsichtig, zu erwarten: daß Napoleon der Große, nach Besiegung der Engländer, auf dem glänzenden Pfade seines Ruhmes stehen bleiben, daß er seine Wohlthaten nicht über ganz Europa verbreiten werde. Ich aber bin völlig davon überzeugt, und glaube sogar schon die entfernten Vorbereitungen dazu wahrzunehmen. Ich sehe die polnischen Fahnen wehen und rufe mit dem Verfasser: »gleiche Ursachen bringen nur gleiche Wirkungen hervor.

* * *

Es ist in Paris ein Traktat über die Blutegel herausgekommen (der Verfasser heißt Vitet), durch welchen wir unter andern erfahren, daß die Blutegel nicht weniger als sechs und zwanzig Magen haben, und daß zwischen diesen Magen das Gehirn in einem kleinen Sacke sich befindet. Welch ein glückliches Thier! aber auch welch ein Glück für uns, daß es dennoch so wohlfeil zu unterhalten ist. Hingegen gibt es Blutsauger, die zwar nur einen Magen haben; aber weit mehr verzehren, als

eine Million Blutegel mit sechs und zwanzig Millionen Magen. — Den alten Glauben, daß die Blutegel in einem Gefäße mit Wasser, durch ihre Bewegungen die Witterung andeuten, vernichtet Vitet. Er hat eine Menge Gefäße zugleich aufgestellt, der Bewohner des einen hat sich ein wenig bewegt, der des andern sehr stark, der des dritten gar nicht u. s. w.

* * *

Wenn ich Marmontel's Memoiren früher gelesen hätte, so würde ich dem Herrn Kapellmeister Himmel nie den Prozeß gemacht haben, von welchem in einem der vorigen Stücke der Biene die Rede war. Marmontel nämlich sagt: En général, la fatuité des musiciens est de croire ne rien devoir à leur poëte; et Grétry, avec de l'esprit, a eu cette sottise au suprême degré. Zu deutsch: Im allgemeinen ist es eine Narrheit der Musiker, sich einzubilden, daß sie ihren Dichtern gar nichts schuldig sind — (nicht allein die Musiker, auch die Kammergerichte scheinen das zu glauben) — und Gretry, trotz seines Verstandes, besaß diese Narrheit im höchsten Grade.» — (Nun so weiß ich, wer sie von ihm geerbt hat.)

* * *

Im neunten Bande von Malte Brun's Annalen der Reisen wird von den Schweden folgendes schmeichelhafte Gemälde entworfen: »Welche hochachtungswürdige, ja bewundernswürdige (?) Nation ist die schwedische! Was

der englische Charakter Gründliches, Männliches und Tiefes besitzt, scheint sie größtentheils mit dem glänzenden und liebenswürdigen Charakter der Franzosen zu vereinigen.“ (Ist eine solche Vereinigung auch möglich?)

* * *

Nie thun die Menschen wichtiger, als wenn sie Kleinigkeiten untersuchen. Wie viele gelehrte Dissertationen besitzen wir nicht über Dinge, die keinen Abschnitzel eines Nagels werth sind. Wir wollen also nicht über den Franzosen lachen, der ein Buch über die Art und Weise schrieb, wie man das Ohr üben solle, den Takt beim Tanze zu halten. Tiefgelehrt untersucht er den Ursprung des Wortes Menuet, und leitet es von dem lateinischen Worte minuere (verringern) her, weil die Menuet-Pas nicht so übereilt, und die Bewegungen des Körpers minder lebhaft wären. Dann macht er einem seiner Herrn Kollegen, einem gewissen Pécour, große Komplimente über die Vervollkommnung der Menuet, welche Vervollkommnung darin besteht, daß man, statt sonst die Figur eines S zu tanzen, jetzt ein Z tanzt. Endlich gibt er zwölf neu erfundene Arten an, den Schülern den Takt beizubringen. Wie würde der gute Mann, der vermuthlich todt ist, erschrecken, wenn er sähe, daß die herrliche Menuet jetzt weder als S noch als Z mehr getanzt wird, daß aber alle Europäer, besonders die Deutschen, Alle sehr gelehrig nach dem Takte tanzen, der

ihnen auf keine von seinen zwölf neu erfundenen Arten, sondern ganz einfach durch die Trommel beigebracht wird.

* * *

Eine Nation, und überhaupt jede Gemeine, hängt noch an ihren Vorurtheilen, lange nachdem schon jedes Individuum sich davon losgerissen. Das ist auch wohl die Ursache, warum die Philosophie, die schon bei Einzelnen so langsame Fortschritte macht, noch langsamer auf die öffentliche Meinung wirket.

* * *

Es gibt Richter, die ein so ehrliches Mißtrauen in sich selber setzen, daß es schon genug ist, durch Freundschaft oder Verwandtschaft ihnen anzugehören, oder auch nur ihnen empfohlen zu werden, um die gerechteste Sache zu verlieren. So unzuverlässig ist die menschliche Tugend. Sogar gegen das edelste Mißtrauen sollten wir mißtrauisch werden.

* * *

Ein Mann, der sonst für recht klug gelten wollte, beschwerte sich gegen einen Andern, daß er ihm in einem Briefe den ihm zukommenden Titel Excellenz nicht gegeben. »Sie haben Recht,« antwortete ihm dieser, »ich bin Ihnen die Ehre schuldig, Sie Excellenz zu nennen, aber nicht die Ehre, Sie über solche Kleinigkeiten erhaben zu glauben.«

* * *

Die deutschen Damen werden jetzt häufig des Mangels an Patriotismus angeklagt. Sie mögen sich damit trösten, daß es ihnen nicht geht wie der Römerin Clodia. Sie war die Schwester des Clodius, der eine römische Flotte kommandirte, welche von den Carthaginensern vernichtet wurde. Eines Tages befand sie sich im Schauspiel und wurde sehr gedrückt. »Gott sei Dank! rief sie aus, »daß in der Seeschlacht, die mein Bruder verloren hat, so viele Römer umgekommen sind; denn wo sollte man bleiben, wenn auch diese noch hier im Schauspiele wären! Möchte doch mein Bruder von den Todten wiederkehren, und eine zweite Flotte nach Sicilien führen, und all den Pöbel darauf laden, der mich hier erstickt!» — Dieser unpatriotische Ausbruch des Unmuthes bekam ihr übel, denn die Aedilen citirten sie vor Gericht, und verdammten sie zu einer Strafe von zweitausend fünfhundert Pfund Erz. Wir haben noch manchen Clodius, und manche Clodia, aber keine strenge Aedilen mehr.

* * *

Die Franzosen sind uns wohl nicht immer in der Tapferkeit, aber gewiß immer in der Gewandtheit überlegen. Hier ein Beispiel aus einem der ehemaligen Kriege gegen die Engländer. Diese landeten einst bei Nacht fünfzig Mann auf den Küsten der Normandie. Ein gewisser Cabieux stand Schildwach und beschloß sich zu vertheidigen. Zufälligerweise war sein Bruder nicht fern, den rief er, ließ ihn schnell eine Trommel ergreifen, und den Generalmarsch

schlagen. Zugleich rannten Beide hin und her, veränderten ihre Stimmen alle Augenblicke und klapperten mit ihren Holzschuhen. Cabieux führte sogar in der Geschwindigkeit eine Komödienscene auf; er stellte nämlich einen Offizier vor, der mit einem Soldaten in Wortwechsel geräth, und der zuletzt den Soldaten in Arrest schickt. Dann kommandirte er, seine Truppe sollte nicht auf Einmal, sondern Jeder einzeln feuern; dann schrie er: Cabieux! gib Feuer! schoß und verwundete den Anführer der Engländer. Die übrigen liefen davon, weil sie meinten, es wenigstens mit einigen Kompagnien zu thun zu haben. Cabieux führte seinen Gefangenen im Triumphe heim.

* * *

Als Galland die Tausend und Eine Nacht aus dem Arabischen übersetzt hatte, worin bekanntlich so oft wiederholt wird: »Schwesterchen, wenn du nicht schläfst, erzähl' uns doch Eins von deinen schönen Märchen,« kam einst in einer kalten Winternacht ein Trupp junger Wildfänge unter sein Fenster, und rief ihn so lange bei Namen, bis er das Fenster öffnete. Was wollen Sie, meine Herren? — »Um Verzeihung, sind Sie nicht der Uebersetzer von Tausend und Eine Nacht?« — Ja, der bin ich. — »Nun, lieber Herr Galland, wenn Sie nicht schlafen, erzählen Sie uns doch Eins von Ihren schönen Märchen.«

* * *

Daß jeder Gegenstand einer poetischen Bearbeitung fähig sei, hat ein gewisser Herr Vigi, ein Italiener, bewiesen, indem er ein lateinisches Gedicht auf die Trüffeln und ein anderes auf den Hanf verfertigt hat.

* * *

Es ist schwer zu sterben, sagt Jedermann, und doch, wenn es dazu kommt, wird Jedermann fertig damit.

Inhalt.

Seite

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

